Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget.“
Joh. 5, 39.

 **Achter Jahrgang 1880.** 

St. Louis, Mo.
Druck von August Wiebusch u. Sohn.
1880.

Inhalts-Verzeichniß.

Januar.

Februar.

März.

April.

Mai.

Juni.

Juli.

August.

September.

Oktober.

November.

December.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang VIII. Januar 1880. Nro. 1.

Zum Vorworte.

2 Petr. 3, 3 ff. „Wisset das auf's erste, daß am letzten der Tage kommen werden Spötter in Spötterei, die da nach ihren eigenen Lüsten wandeln und sagen:

Wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Denn nachdem die Väter entschliefen, bleibt alles also vom Anfang der Schöpfung.

Denn verborgen ist ihnen mit ihrem eignen Willen, daß die Himmel waren vor Alters und die Erde aus dem Wasser und durch das Wasser ihren Bestand habend durch das Wort Gottes,

Durch welche die damalige Welt mit Wasser überfluthet zu Grunde ging.

Die jetzigen Himmel aber und die Erde sind durch dasselbige Wort aufgesparet, im Feuer bewahret auf den Tag des Gerichtes und des Verderbens der gottlosen Menschen.

Das eine aber sei euch nicht verborgen, Geliebte, daß ein Tag vor dem Herrn ist wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag.

Nicht ist langsam der Herr mit der Verheißung, wie es etliche für Langsamkeit achten, sondern langmüthig mit uns, indem er nicht will, daß welche verloren gehen, sondern alle sich zur Buße kehren."

Wem sollten nicht als ein Licht am dunkeln Orte diese Worte des Apostels in den Sinn fallen, wenn er auf die Dämmerungsgestalten mannigfaltiger Reflexionen, Vermuthungen und Fragen hinblickt, wie sie namentlich wieder beim Anlaß des Jahreswende des natürlichen Menschen Denken bewegen. Was der Apostel schildert ist ihm das Kennzeichen des Endes der Zeiten. Dies Ende der Zeiten erwartet er nicht schlechthin erst in der Zukunft, sondern er weiß dasselbige schon angebrochen und sich in dieser Endzeit stehend. Er gebraucht denselben Ausdruck wie der Verfasser des Hebräerbriefes, da er sagt, Gott habe „am letzten in diesen Tagen" zu uns geredet durch den Sohn. Mit der Offenbarung Jesu als des Sohnes Gottes ist für die Gläubigen das Ende der gegenwärtigen Weltzeit eingetreten und die „künftige Zeit" angebrochen. Zwei Weltzeiten, die zugleich verschiedene Weltordnungen sind, stehen einander gegenüber, die irdische und die himmlische, die natürliche und die geistliche, die vorchristliche und die christliche, die gegenwärtige und die zukünftige. Sie stehen nicht in dem Verhältnisse zu einander,

wie zwei Abschnitte innerhalb der natürlichen Zeit, wie zwei Jahre des Kalenders, so daß mit dem Anfange des einen das andere absolut aufhörte und gewesen sei, sondern sie greifen in einander, die ewige Ordnung tritt in die zeitliche ein, ihre Grenze, da sie sich scheiden, ist nicht ein Natürliches, ein Punkt in der Zeit, sondern eine Gottesthat, die Mittheilung des Lebens, das alles neu macht. Mit der Offenbarung des Sohnes Gottes ist die alte Weltuhr noch nicht abgelaufen, ihr Räderwerk geht noch fort; das Essen und Trinken, das Sich-freien und Sich-freien-lassen, das Wirken und Streben, das Wetten und Wagen, Erlisten, Erraffen des natürlichen Menschengetriebes geht seinen Gang fort, — aber es gehört zum verschwindenden Dasein, und alles, was zu den Erscheinungen des Lebens „dieser Tage" gehört, das ist ἐπ ἐσχάτου, es eilt zu Ende. Wo aber das Leben aus und in Christo angebrochen ist, da ist das „künftige Leben" angefangen, wer das gütige Wort Gottes aufgenommen hat, der hat geschmeckt die Kräfte der künftigen Welt. Diese Anschauung, wie sie sich aus dem Hebräerbriefe kund gibt, spricht auch unser Apostel aus mit seinem Ausdrucke: „in den letzten Tagen". In diesen letzten Tagen werden Spötter kommen. Die Tage der Gnadenheimsuchung Gottes sind zugleich die Tage gesteigerten Abfalls, ja je offenbarer die Zeugnisse Gottes von seinem Sohne und in seinem Sohne sind, je gegenwärtiger so zu sagen seine Gegenwart, seine παρουσία ist, um so zuversichtlicher lautet die Frage des verblendeten Hohnes: Wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Darum liegt in dem gesteigerten Auftreten des höhnenden Irrwahnes für den tiefer Blickenden durchaus kein Motiv der Besorgniß, als müsse durch neue Thatsachen die göttliche Parusie doch stärker in Frage gestellt sein, sondern umgekehrt ist ihm dies alles nur eine Erinnerung daran, daß er „am letzten der Tage lebt". Es ist doch eine großartige göttliche Ironie, daß die ironische Frage der Spötter: „wo ist die Verheißung seiner Zukunft?" je lauter sie tönt, ein um so stärkerer Beweis seiner Gegenwart sein muß. Er ist zum Gericht gekommen in die Welt, daß die da sehen, blind werden, und die Blindheit der Sehenden ist ein Beweis für das Scheinen des hellen Lichtes. An solchem Beweise für das immer näher Kommen Gottes, dadurch das Treiben des natürlichen Menschenwesens immer mehr zum verschwindenden Dasein herabgesetzt und alles immer „endlicher" wird, fehlt's wahrlich auch nicht in jetziger Zeit. Die Ausrede der Spötter: „Nachdem die Väter entschlafen, bleibt alles also," hat wieder ein Jahr lang neue Nahrung erhalten. Es sind verhältnißmäßig Zeiten geringer Dinge, die wir hinter uns haben. Geschehen ist freilich genug im Großen und im Kleinen; aber daß der natürliche Lauf der Dinge in hervortretend auffälliger Weise durchbrochen sei, läßt sich nicht sagen; wir werden im Gegentheil beim Rückblick auf viele Bewegungen auch unseres kirchlichen Lebens zu sagen haben, daß es recht, recht menschlich dabei hergegangen sei, Thorheit und Bosheit haben ihre Triumphe gefeiert so schön wie je, es ist der Welt Lauf gegangen wie ἀπ ἀρχῆς κτίσεως von Adam her. Es ist da kein Wunder, wenn der blödsichtige Blick des natürlichen Menschen im Wechsel der Erscheinungen immer nur die Wieder-

holung des Naturlaufes erblickt, daß er auch dann, wenn er tiefer zu blicken versucht, als die verbindende Einheit für die Mannigfaltigkeit der Ereignisse immer nur das sich ewig gleichbleibende Gesetz von Ursache und Wirkung erkennt, und daß ihm die Zweck und Ziel setzende höhere Leitung, die in aller Nothwendigkeit der Naturentwickelung sich frei bewegende Hand Gottes, verborgen bleibt. „Wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Die Väter sterben von Geschlecht zu Geschlecht, und es bleibt alles also von Anfang der Schöpfung her.“ Daß die Väter sterben und die Kinder auch, das weiß man wohl, daß alles vergänglich ist, das zu erkennen, dazu gehört noch keine Weisheit. Nicht darin besteht der eigentliche Gegensatz zwischen Gläubigen und Ungläubigen, daß die einen die Vergänglichkeit des Lebens kenneten und die andern nicht. Es ist allerdings wahr, es gibt auch Solcher eine große Klasse, die mit naivstem Unverstande dahin leben, als lebten sie ewig, die auf Gräbern spielen und hausen, als gäbe es kein Grab. Aber das sind kaum die Schlimmsten, das sind nur Thoren, das sind nicht die Spötter, von denen der Apostel hier redet. Die kennen die Vergänglichkeit des Lebens recht wohl, sie wissen, daß von Anfang der Schöpfung an es also gewesen, daß die Väter gestorben sind, sie wissen, daß das im Wechsel sich gleich bleibende allein der Wechsel selber ist. Πάντα οὕτως διαμένει, es bleibt alles beim Alten, es gibt nichts Neues unter der Sonne, es ist alles Naturverlauf, das ist die Lebensansicht, die der Apostel hier als die der Spötter bezeichnet. Mit diesem Standpunkte der Spötterei verträgt es sich auch sehr wohl, daß man die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit großer und plötzlicher Naturkatastrophen anerkenne; daß unsere Erde einst verkalken und wasserlos werden möge wie der Mond, oder durch fortwährende Wärmeabgabe an den kalten Weltraum unaufhaltsam vereisen, ader von Meteorschauern in der ganzen Ausdehnung ihrer Oberfläche zertrümmert und umgestaltet werden, oder durch fortwährenden Stoffverlust in der Wärmeabgabe immer leichter werdend, der Anziehungskraft der Sonne gegenüber immer widerstandsloser werden möge, um endlich mit unaufhaltsamer Eile in die glühende Umarmung des Sonnenballes zu stürzen, das sind Hypothesen und Reflexionen, die in den Zeitungen verbreitet und in den Bierstuben discutirt werden. Um sich mit solchen Möglichkeiten vertraut zu machen, dazu braucht man noch lange kein Gläubiger zu sein. Nicht die Anerkennung der Vergänglichkeit und die Möglichkeit großer und plötzlicher Katastrophen macht den Glauben aus; auch die Anerkennung dieser Möglichkeiten ist mit dem Generalurtheile der Spötter: πάντα οὕτως διαμένει „es bleibt alles also“, nicht unverträglich; denn die gewaltsamste Katastrophe ist doch nur ein Naturereigniß, wie es deren andere schon vordem gegeben hat, unsere Erde hat die Spuren von mehreren aufzuweisen, und was solche Naturkatastrophe dem Menschen schließlich bringen kann, das kulminirt doch alles nur im Tode, und der ist nichts Neues, sterben müssen wir alle doch einmal, wie schon die Väter gestorben sind.

Der eigentliche Punkt, wo Glaube und Unglaube im Gegensatz auseinander gehen, ist die Anerkennung der göttlichen Parusie, die Gegenwart und

Zukunft zugleich ist. Die Spötter sehen nichts von der „Verheißung seiner Zukunft". Sie haben sich diese Zukunft irgendwie ausgemalt, sie haften an irgend einem Bilde, unter dem sie diese Zukunft beschreiben gehört, und weil sie von dieser ihrer selbst ausgesponnenen Vorstellung nichts realisirt gefunden, so fragen sie: wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Zwischen dem, daß „alles also bleibet" und dem, daß Gott kommt, ist ihnen ein unvereinbarer Widerspruch. Daß Gott gerade in dem natürlichen und geistigen Bestande der gegenwärtigen Ordnung in fortwährend gegenwärtiger Wirkung sich die Mittel bereitet, um seine Gerichtsoffenbarung zu üben, das ist ihnen verborgen. Muthwillens wollen sie nicht wissen, und so wissen sie's auch nicht, es bleibt ihnen verborgen, daß die Himmel waren vor Alters und die Erde aus Wasser und durch Wasser ihren Bestand habend durch Gottes Wort. Die Thatsache der Sintfluth selbst ist ihnen nach der Voraussetzung des Apostels durchaus nicht unbekannt, es sind offenbar ungläubige Juden, von denen der Apostel redet, denen die Traditionen ihres Volkes wohl bekannt sind; aber obschon ihnen die äußere Thatsache als solche nicht unbekannt ist, bleibt ihnen doch der innere geistige Gehalt, die in ihr sich aussprechende ewige Wahrheit verborgen.

Wir würden den Apostel wohl schlecht verstehen, wenn wir meineten, er habe geologische Theorien über die empirischen Hergänge beim Weltanfange und beim Weltende aufstellen wollen. Es ist ganz müßig, zu fragen, ob er nur die Erde oder auch die Himmel aus und durch Wasser gebildet denke, ob er der neptunischen oder der chemischen Erdbildungstheorie sich zugeneigt habe, ob nach seiner Lehre das Wasser in dem Sinne als Grundelement anzusehen sei, daß die übrigen Elemente ursprünglich in demselben in aufgelöster Form vorhanden waren, oder so, daß es ursprünglich gar keine andere Elemente gegeben habe, und die übrigen erst durch Verwandelung aus dem Wasser entstanden seien. Wahrlich, die empirischen Thatsachen, daß die Welt einst aus Wasser entstanden sei und einst durch Feuer vernichtet werde, sind das Geringste, was der Apostel uns an dieser Stelle lehren will. Die Schöpfungstheorie, welche der Apostel hier als allgemein bekannt und von den Gläubigen anerkannt voraussetzt, ist einfach enthalten in Gen. 1: „Finsterniß war über der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern, und Gott sprach: es werde, und es ward." Der Grund, weßwegen der Apostel das Wasser zweimal nennt, „aus Wasser und durch Wasser", ist nur, um mit Nachdruck die Dieselbigkeit des Elements hervorzuheben, das je nach der Weisung des göttlichen Wortes der Mutterschoos der Lebensfülle und der furchtbare Träger der Todesgewalt werden mußte.

Zu Noahs Zeiten „blieb auch alles also" von Anfang der Schöpfung, da war auch kein Kommen Gottes zu sehen, und es war alles Naturverlauf, und darum aß man und trank, freiete und ließ sich freien, und: „wo ist die Verheißung seiner Zukunft?" mögen die Spötter jener Zeit, die die Geduld Gottes für Langsamkeit hielten, dem Prediger der Gerechtigkeit geantwortet haben. Aber als das Maß der Ungerechtigkeit voll und das innerlich im

Unglauben schon längst dem Gericht verfallene Geschlecht auch für das äußere Gericht reif war, da brauchte die göttliche Gerechtigkeit nicht erst neue Mittel herbei zu suchen, um die Abtrünnigen zu strafen, sondern in dem gegenwärtigen Bestande der Dinge lagen schon die Mittel vorbereitet und fertig, um das Gericht herbei zu führen. Durch's Wasser und durch's Wort Gottes hatte die Erde ihren Bestand, durch welche (Wasser und Wort Gottes) die alte Welt mit Wasser überfluthet zu Grunde ging.

Es ist für Gott nie nothwendig, daß er, um das Amt seiner strafenden Gerechtigkeit an dem Gottlosen auszuüben, über den Naturzusammenhang hinaus greife, um die Mittel zur Bestrafung aus den Kräften andrer Welten herbeizuholen, obgleich auch diese ihm zu Gebote stehen, sondern der jedesmalige Bestand der Dinge liefert ihm die Mittel zur Bestrafung selbst. Wenn Gott den Ungerechten bestrafen will, so kann er ihn allerdings durch seine Blitze niederschmettern, er kann es, denn auch sie stehen ihm zu Gebote, aber er braucht es nicht, er darf es der innerlich nothwendigen Entwickelung überlassen, so wird „der Mächtige zum Werg und sein Werk zum Funken, und verbrennen sie beide mit einander, und Niemand löschet." Jes. 1, 31. Dabei gibt die göttliche Gerechtigkeit ihren durch die Einheit des göttlichen Wesens verbürgten Zusammenhang mit der Gnade und Langmuth niemals auf. Es ist nicht also, daß die Gnade dem Walten der Gerechtigkeit zeitweise weichen müßte, sondern er hält Gnade und Treue, wie er sie verheißen hat, auch mitten in der Gerichtsvollstreckung. Dasselbige Leidensverhängniß, das er im Dienste seiner Gerechtigkeit aus dem Naturzusammenhange hervorbrechen läßt, das muß denen, die seine Wege erkennen, zum Rettungsmittel in höherem Sinne werden. Dasselbige Wasser der Sintfluth, welches die gottlose Welt vernichtete, das ward zu einem Vorbilde der Taufe, zu einem gnadenreichen Wasser des Lebens für die kleine Schaar der Gläubigen, es trug Noahs Arche auf den Ararat und machte ihn zu einem Vorbilde derer, die im Gericht aus dem Tode zum Leben hindurchdringen.

Als der Herr durch sein Wort die Erde aus dem Wasser hervorgehen hieß, um sie zur Wohnstätte der Menschheit zu bereiten, daß sie eine Stätte sei für die Entfaltung seines Reiches, da war die Erde gewissermaßen durch eine Taufe, im Wasser mit Gottes Wort verbunden, neugeboren und geweiht zu Gottes Dienste, ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens. Aber dies Wasser der Taufe fluthet fort, das ganze Leben der Erde und der Menschheit hindurch, und als die Zeit der Entwickelung vollendet, da muß dies Wasser entweder ein Wasser des Lebens, oder ein Wasser des Todes werden.

So dürfen nun die Spötter nicht sagen, es bleibe alles also von Anfang der Kreatur, sondern es hat solche göttliche Gerichtsacte gegeben, in denen die Verheißung seines Kommens sich erfüllt; die Sintfluth war ein Beispiel davon, und es gibt deren noch.

In der Stille bereiten sie sich vor; das Material, die Mittel zu ihrer Ausführung sind vorhanden, und bei dem Zusammenhange zwischen der sittlichen und der natürlichen Weltordnung in der einen weltregierenden Hand

Gottes müssen die zuerst innerlich im geistig sittlichen Leben begonnenen Entwickelungen auch ihre Ausprägung und ihre Rückwirkungen erfahren durch die Vorgänge in der äußeren Natur. So war's in der alten Welt. Das Wasser ist das Symbol, ja, wenn man so sagen darf, gewissermaßen die Naturverkörperung des Wortes Gottes in seiner Urgestalt, vermittelst dessen Gott den ursprünglichen Bund zwischen sich und den Menschen ordnet, ein Bundesverhältniß, das auch in der Stiftung des alttestamentlichen Verhältnisses zum Volke Israel nicht wesentlich überschritten ist. Das Wasser ist das Symbol des alttestamentlichen Gottes-Wortes, des Gesetzes, das da allerdings heilig recht und gut ist, das aber doch nicht kann lebendig machen, das wohl reinigen kann oder vernichten, aber doch nicht die Natur umgestalten und verklären. Dies Gotteswort, sein Gesetz, hat Gott der Menschheit nach ihrer Schöpfungstaufe mitgegeben. Das Gericht fing an im inneren, im geistigen Leben durch den Abfall von diesem Worte, alles Fleisch verderbete seinen Weg auf Erden, und dies Wort, das ein gnadenreich Lebenswasser sein sollte, ward zum bittern Wasser des Fluches, zum richtenden Element, und da die Zeit der Erfüllung gekommen war, da offenbarte sich das innere Verhältniß zwischen Gott und Menschen, wie es durch die Sünde geworden war, in der äußeren Naturkatastrophe der Sintfluth.

Sollte es jetzt anders geworden sein? Eine neue Offenbarung Gottes ist geschehen, ein neues Schöpfungswerk, ein Hervorrufen des Lebens aus dem Tode, ist vollbracht, eine Mittheilung des Wortes Gottes an die Menschheit ist geschehen, die ihr Symbol nicht mehr am Wasser, sondern am Feuer hat. Erfüllet ist die Verheißung: „ich will meinen Geist ausgießen über alles Fleisch," die Taufe ist geschehen, davon Johannes weissagete: „ich taufe euch mit Wasser, der aber nach mir kommt, der ist vor mir gewesen, der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen." „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon," hat der Herr gesprochen, und sein Feuer hat gezündet, da man an ihnen die Zungen zertheilet sah, als wären sie feurig; und dies Feuer ist hinfort unverlöschlich, es brennet fort, so oder so, Stroh und Stoppeln verzehrt es, Gold und Silber verklärt es. „Die jetzigen Himmel und die Erde sind durch dasselbige Wort aufgesparet, im Feuer bewahret auf den Tag des Gerichts und des Verderbens der gottlosen Menschen."

Ein wohlthätig segensvolles Wasser war das Taufwasser der ersten Schöpfung. Die Wasser, aus denen die Erde hervorgeboren, umkränzten und umschirmeten nun ihre Grenzen, durchzogen ihre Mitte, feuchteten ihr Land, machten es zum Garten Gottes, Hüter des Friedens, Spender des Segens; aber verborgen lag in ihnen die zerstörende Macht, aufzuschwellen über die Höhen der Erde und zu überschwemmen allen verderbten Weg des Fleisches. Ein heilig, erleuchtendes, durchglühendes Feuer ist auch das Feuer der Geistestaufe, wie das Feuer des edlen Weines die Glieder durchpulsend, den Geist erfüllend mit edler Brunst; „sie sind voll süßen Weines," sagte man von den Aposteln, da dies Feuer sie durchglühte. Aber auch in ihm liegt ver-

borgen die verzehrende Macht, durchzudringen in's Innerste der Seele und alle Schlacken auszuscheiden. Und wie es in das Verborgene jedes Einzellebens eindringt, so durchdringt es auch das Gemeinschaftsleben der Menschen; es schmilzt die Herzen zusammen zur festesten Einheit, aber es lodert auch empor im verzehrendsten Brande der Feindschaft, der Verfolgung und des Aufruhrs, es schweelt in trüber Gluth engherzigen Haders und gehässigen Ehrgeizes, je nachdem der Boden ist, dem es seine Nahrung entnehmen muß, denen selbst, die das reine Feuer in Unlauterkeit trüben, zum Gerichte. Das ganze Gemeinschaftsleben der Menschheit hat durch den Eintritt des Christenthums in dasselbe einen gesteigerten Charakter angenommen. Wir reden von zündender Macht der Ideen und vergleichen sie damit mit dem Feuer, das seinen Sitz in den Denkorganen der Menschheit hat, aber von dort aus den ganzen Organismus auch des äußeren Lebens in gesteigerte Bewegung setzt. Wenn in den dunklen Schacht, der mit reiner Luft gefüllt ist, ein Licht getragen wird, so pflanzen sich seine Wellen in harmonischen Schwingungen fort und erhellen den dunklen Raum, haben aber verderbliche Luftschichten, schlagende Wetter sich darin gelagert, so pflanzt das Licht in ihnen sich fort als verzehrendes Feuer, setzt auch die unbrennbaren Luftschichten in wallende Bewegung und zersprengt selbst das harte Gestein.

Wir dürfen den Ausdruck des Apostels nicht befremdlich finden, wenn er sagt, die gegenwärtige Welt werde im Feuer behalten auf den Tag des Gerichtes. Die Feuerausgießung hat ihm begonnen mit der Geistesausgießung, daß es noch fortbrennt, dafür ist Beweis genug die Trübsalshitze, die allenthalben über die Gläubigen ergeht, bis es endlich seine Ausprägung und seine Rückwirkung erfahren wird in gewaltigen Katastrophen des Gemeinschaftslebens und der Natur, die der Apostel in dem Bilde eines großen Weltbrandes beschreibt. Wie viel an jener Darstellung von dem endlichen Weltbrande als buchstäbliche Beschreibung der zu erwartenden empirischen Hergänge und wie viel nur als malerische Einkleidung des Gedankens anzusehen sei, darüber mag die Auslegung getheilter Meinung sein; das Wesentliche an jenen Gerichtsweissagungen ist, daß die gegenwärtige Welt eine Reihe von gewaltigen, allgemein fühlbaren, in die greifbare Erfahrung tretenden göttlichen Gerichtsacten erfahren wird, deren Resultat die Hindurchrettung dessen, was an der Natur erlösungsfähig, und die Austilgung aller Ungerechtigkeit sein wird: „Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnet.“

Dabei verleugnet wiederum die göttliche Gerechtigkeit ihren Zusammenhang mit der Gnade nicht. Gericht und Gnade sind eins, ihre Wirkungen sind dieselbigen, unterschieden werden sie nur durch die Art, wie der Mensch sie aufnimmt und verwerthet. Die Gnadenoffenbarungen sind in sich selbst Gerichtsacte, an ihnen vollzieht sich die Scheidung unter den Menschen: „das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr denn das Licht“; und die Gerichtsacte sind Gnadenoffenbarungen in sich selbst, indem sie die Gläubigen von der Eigenheit

und vom sündigen Wesen erlösen, denn „wer am Fleische leidet, der hört auf zu sündigen". „Der Herr weiß die Gottseligen aus der Anfechtung zu erlösen, die Ungerechten aber als solche, die gestraft werden, auf den Tag des Gerichtes zu verwahren."

Die Dauer der irdischen Zeit, die während dieser Gerichts- und Gnadenoffenbarungen Gottes verläuft, ist für den Charakter derselbigen etwas ganz gleichgültiges. Tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag und ein Tag wie tausend Jahre. Was tausend Jahre der Menschen gebaut haben, Sandkorn auf Sandkorn aufhäufend, das ist vor ihm ein kleines Häuflein, wie die leichtverwischbare Spur einer Tagesarbeit, Resultate, zu deren Herbeiführung irdische Kräfte die Entwickelung von Jahrtausenden bedürfen, kann er in einem Nu fertig darstellen. Gott bedarf der Zeit nicht, um fertig zu werden mit dem, was er leisten will, um sich in Macht und Gnade zu offenbaren. Er ist schon fertig, sein Werk ist allezeit vollendet, den Gegensatz zwischen Fertigsein und Unfertigsein, wie ihn menschliches Thun an sich trägt, trägt sein Werk nicht an sich. So kann es nur Geduld und Langmuth sein, wenn er für die menschliche Entscheidung und Entwickelung die Zeit dehnt, und jeder neu geschenkte Tag ist ein Beweis, nicht für das Ausbleiben seiner Zukunft, sondern für seine Gegenwart in Gnade und Langmuth.

Die gnädige Gegenwart Gottes beim scheinbaren Ausbleiben seiner Zukunft ist des evangelischen Gläubigen Trost gegenüber allen Erfahrungen im großen und kleinen Leben, wo es menschelt, wie man zu sagen pflegt, wo es gar zu natürlich und menschlich hergeht, auch da, wo man die Wirksamkeit göttlicher Impulse menschlich erkennbar eingreifen zu sehen wünscht. Das Bewußtsein dieser göttlichen Gegenwart ist auch der kräftige Antrieb für den evangelischen Arbeiter, wenn er, was eigene Neigung und Rücksicht auf menschliche Umgebungen betrifft, gerne das Werk liegen lassen würde, doch nicht müde zu werden und die Geduld des Herrn zur eigenen Rettung und, so es sein kann, auch zum Heile anderer zu benutzen. Das Bewußtsein dieser göttlichen Gegenwart erfülle und stärke auch unsere Synode zum Ausharren bei dem begonnenen Werke, auch wenn gerade ihre Erwartungen und Hoffnungen unter dem Eindrucke von Schwierigkeiten und Kämpfen menschlicherweise recht herabgestimmt werden müssen.

Das Gebet im Namen Jesu.*)

(Vortrag von Pf. Alb. Thiele zu Rome, N. Y., auf der Herbst-Pastoralconferenz zu Syracuse 1879.

Als der Herr dem Ananias im Gesichte erschien, um den Saulus durch die Mittheilung des heiligen Geistes in seine Auserwählten aufzunehmen, da lesen wir über Saulus (Apostelg. 9, 11): „denn siehe, er betet." Und so be-

*) Benutzte Bücher: 1) Ernst Braun: Katechismus Lutheri. 2) A. Vetter: evangel. Christentempel. Band II. 3) W. F. Geß: das Gebet im Namen Jesu. 4) A. Tholuck: das alte Testament im neuen Testamente. 5) H. Martensen: die christliche Dogmatik. 6) Th. Schmalenbach: die Realität der unsichtbaren Welt.

zeichnet denn das Gebet, das Gespräch unseres Herzens mit Gott, die erste Stufe in der Erhebung der Seele zu ihrem Gott und Heilande, aber gleichzeitig ist auch die höchste Vollendung der Seele das Gebetsleben, das Gebet ohne Unterlaß. Wie ein Vogel, wenn er auch nicht immer fliegt, doch immer fliegen kann, also muß die Seele, die nach der Vollendung trachtet, allezeit zum Gebete fertig und geschickt sein. Allezeit findet eine lebendige Mittheilung Christi statt an Alle, die sich zu ihm nahen. Das Geheimniß der Stärke Simsons lag in seinen Haaren: das Geheimniß unserer Stärke und unseres Lebens ruht in der Verbindung mit dem Könige der obern Welt. Es soll aber diese Verbindung ein nicht nur dann und wann stattfindender Zusammenstoß sein, sondern ununterbrochen, wie der Sauerstoff der Luft das schwarze Blut in den Lungen verjüngt und durchröthet, so soll die Einwirkung (Influenz) des Herrn auf uns statthaben. Wer in dieser Verbindung steht, bekommt dadurch etwas Frisches, Freies, Edeles, Ursprüngliches, Unversiegliches, Unverwesliches. Kein Wasser wäscht so rein, und kein Trunk labt so tief inwendig, und kein Licht leuchtet so wonniglich, als der Lebens-Ausfluß und -Einfluß des Sohnes Gottes.

Eine solche unmittelbare und innige Vereinigung, eine solche unio mystica, kann demnach erst nach der Offenbarung Gottes in Jesu Christo als seinem Sohne und Heilande der Welt Platz haben. Aber, wie nach Augustinus: novum testamentum in vetere latet d. h. das neue Testament im alten gleich als der Kern in der Schale verborgen ist, so finden wir die Anbahnung dieser innigen Verbindung mit Gott schon im alten Testamente in der Zuversicht der Männer des alten Bundes, die Großes für das Reich Gottes wirkten, daß der Herr ihr Gebet erhören werde, und auch sie schon haben alles Große, das sie gethan haben, eben durch ihr Bitten zu Stande gebracht.

Moses bewirkte durch seine Bitte [1]) die Verschonung seines Volkes vor dem drohenden Gerichte der Vertilgung und für sich selbst [2]) die Gnade, im Vorübergehen der göttlichen Herrlichkeit nachzublicken. Auf Elias Gebet [3]) offenbarte sich der Herr im Feuer auf der Höhe des Carmel; auf Hiskias Gebet wurde Jerusalem auf wunderbare Weise aus Sanheribs Hand gerettet, und die Gnadenzeit hundert Jahre verlängert. [4])

Diese Zuversicht der gläubigen Israeliten findet aber durch und bei dem Herrn Jesu erst ihre völlige Bestätigung. Er heißt [5]) bitten, um zu empfangen, suchen, um zu finden, anklopfen, um Einlaß zu haben, und legt dem die Voraussetzung zu Grunde, daß Gott durch das Gebet bewogen werde, das zu thun, was er ohne Bitte oder ohne anhaltende Bitte nicht thun würde; wer an dieser Voraussetzung zweifeln wollte, den mögen die Gleichnißreden des Herrn [6]) von dem Freunde, welcher mitten in der Nacht seinen Freund aus dem Schlafe weckt, und von der Wittwe [7]), die dem ungerechten Richter keine Ruhe läßt, davon überzeugen.

Der Herr Jesus hat nun durch sein ganzes Predigen und Wirken die

1) 2 Mos. 32, 7—14. 2) 2 Mos. 33, 12—34, 10. 3) 1 Kön. 18, 30 ff. 4) 2 Kön. 19, 14 ff. 5) Matth. 7, 7 ff. 6) Luc. 11, 5 ff. 7) Luc. 18, 1 ff.

Seinen angewiesen, den Vater zu bitten, zu beten; aber am Abschiedsabende sprach er sich noch in besonderer und völlig neuer Weise über das Bitten aus, so daß jene Stunden in dieser Hinsicht, sowie auch in vielen anderen Beziehungen eine der größten Epochen in dem zweitausendjährigen Entwicklungsgange der göttlichen Offenbarung gewesen sind. In jenen Stunden nun sprach der Herr zu seinen Jüngern: „bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen" und befahl ihnen zu dreien Malen, von jetzt an in seinem Namen zu bitten cf. Ev. Joh. 14, 13 ff. 15, 16. 16, 21—26. Zur Beantwortung der sich hier uns aufdrängenden Frage: was heißt im Namen Jesu beten? müssen wir zunächst fragen: was heißt überhaupt im Namen Jemandes etwas thun?

Fassen wir zu diesem Zwecke die Stellung, das Amt eines Gesandten in's Auge, der im Namen seiner Regierung resp. seines Landes und Volkes in einem anderen Lande accreditirt ist. Er ist ausgesandt worden, um die Interessen seines Landes zu vertreten; darum fürchtet er sich auch nicht, wenn es erforderlich ist, ernste Vorstellungen zu machen, ja, wenn es sein muß, ein hartes Wort zu sprechen. Das würde er gewiß nicht wagen, wenn er als ein Einzelner in einem fremden Lande wäre; so aber, seine Regierung, sein Land sendet ihn; er selbst für seine Person dürfte es nicht wagen, eine solche Sprache zu führen, aber weil er es im Auftrage, auf das Geheiß seiner Regierung und seines Landes thut, hat er den Muth, hat er das Recht, also vor der fremden Regierung und im fremden Lande aufzutreten. Das ist sein Recht.

Aber die Stellung eines Gesandten, der sein Amt im Namen seiner Regierung und seines Landes führt, hat auch ihre ernste Pflicht. Er darf nicht nach seinen Willen handeln, nichts nach seinem eigenen Ermessen und Gutdünken thun, für alle Fälle empfängt er seine Instructionen, nach denen er sich genau zu richten hat. Seine persönliche Meinung, sein eigener Sinn müssen zurücktreten, er muß nur einzig und allein nach den ihm zugegangenen Befehlen und im Sinne der ihn Sendenden handeln. Das ist seine Pflicht.

Dies Recht und diese Pflicht hat genau auch der, der in Jesu Namen etwas thut und im Besonderen, der in Jesu Namen betet. Erstens nämlich hat er in der Gesinnung zu beten: Nur weil Jesus mich zu dir, König der Könige und Vater im Himmel, sendet, wage ich es, mit meinem Gebete zu kommen; ich selbst wäre es nicht würdig und kann es nur wagen in dem festen Vertrauen, daß mein Jesus mich bei dir vertritt. Andrerseits aber soll und darf Inhalt unserer Bitte nur das sein, was nach Jesu Sinne ist, was Jesus selbst mich bitten heißt, was Jesus auf Erden, was Jesus im Himmel durch seinen heiligen Geist und dessen Werkzeuge, die Apostel, uns zu bitten gelehrt hat, und was Jesu zu unserer Seele redender Geist in unserer stillen Kammer uns bitten heißt. Im Namen Jesu bitten heißt demnach: 1. das Recht zum Bitten und Beten ganz und gar nur, aber auch mit ganzem Vertrauen auf Jesu Gerechtigkeit gründen und 2. bitten nur um das, was nach Jesu Sinne ist; oder: den Vater bitten, weil Jesus mich ihn bitten heißt und was Jesus mich ihn bitten heißt. Was nun den ersten Punkt anlangt:

im Namen Jesu bitten, heißt bitten, weil Jesus mich zu dem Vater sendet und mir Recht, Vollmacht und Muth zum Bitten gibt, so wirft sich uns die Frage auf: woher haben die Männer des alten Bundes den Muth genommen, ihre Bitten vor Gott zu bringen? So betet Moses bei der Versündigung mit dem goldenen Kalbe um Gnade für Israel mit den Worten: [1]) „Gedenke an deine Diener Abraham, Isaac und Israel, denen du bei dir selbst geschworen, ich will euren Samen machen, wie die Sterne am Himmel," ebenso um das Mitgehen des göttlichen Angesichtes beim weiteren Zuge durch die Wüste: [2]) „du hast ja gesagt, ich kenne dich beim Namen und du hast Gnade vor meinen Augen gefunden." Elias ruft auf Carmel: [3]) „Herr Gott Abrahams, Isaacs und Israels, laß heute kund werden, daß du Gott in Israel bist und ich dein Knecht und daß ich solches Alles nach deinem Worte gethan habe." Jesajas betet in dem dringenden Buß- und Bittgebete: [4]) „Du bist unser Vater, denn Abraham erkennet uns nicht, und Israel schaut nicht nach uns; du, Jehovah, bist unser Vater, unser Erlöser von Uran ist dein Name. Jehovah unser Vater bist du, wir der Thon und du unser Bildner." Daraus erkennen wir: die gnadenreiche Berufung, durch welche Gott einen Moses und Elias zu seinem Dienste und Umgange ruft, ist es, worauf sie ihre persönliche Zuversicht bauen, die den Erzvätern geschehene Gnadenwahl Jehovahs, eben der Jehovah-Name des berufenden Gottes: „Ich werde sein, der ich sein werde, die wandellose Treue des durch sich selbst Lebendigen, die im Namen liegt, und die Gott durch die Jahrhunderte in Israels Geschichte thatsächlich bewiesen hat — darauf gründen die Männer Gottes ihre Zuversicht, für dieses Volk zu bitten. In Abraham und durch die Rettung aus Egypten ist Jehovah der Vater Israels geworden — darauf trauen die Propheten, nicht auf Werkruhm und Volkes Gerechtigkeit.

Auf eben diesen Vaternamen Gottes verweist der Herr Jesus seine Jünger: [5]) „wenn ihr betet" — befiehlt er ihnen — „so sprecht: Unser Vater, der du bist im Himmel." Wie verträgt sich aber hiermit der Befehl, daß Jesu Jünger in Jesu Namen bitten sollen? Der Herr spricht im Eingange eben jener Rede, wo er drei Male diesen Befehl gibt: „ich bin der Weg; Niemand kommt zum Vater, denn durch mich." Demnach ist das Bitten im Namen Jesu die Vollendung der Herzensstellung, aus der die rechten Beter des alten Bundes beteten, oder es schließt sich im Namen Jesu das Geheimniß auf, daß der Geist Gottes im alten Bunde so zuversichtliche Beter hat heranbilden können. Die Jünger hatten aber bis dahin nichts im Namen Jesu gebeten, weil sie dies: „Ich bin der Weg, Niemand kommt zum Vater, denn durch mich," vor Jesu Tode, der Gründung des neuen Bundes in seinem Blute, vor seiner Auferstehung, vor der Sendung des Jesum in den Herzen verklärenden heiligen Geistes, noch nicht verstanden haben. Der natürliche Mensch bittet im eigenen Namen, der Jünger Jesu nur in Jesu Namen, da er weiß, daß er unwürdig ist; aber der Jünger Jesu bittet nur in diesem Namen Jesu auch mit kindlicher Zuversicht glaubend, daß, da Jesus, sein

---

1) 2 Mos. 32, 13 ff. 2) 2 Mos. 32, 12. 3) 1 Kön. 18, 36. 4) Jes. 63. 5) Luc. 11, 2.

Mittler, ihn zu Gott sendet, er an Gott einen lieben Vater finden werde. Zum Vater unseres Herrn Jesu Christi, wie die Apostel den Gott Israels nennen, kann man in aller Zuversicht alle Bitten richten, doch muß dabei die demüthige Verwerfung seiner selbst und der fröhliche Lobpreis der vollkommenen Mittlerschaft Jesu, muß Geist und Leben sein.

Neben diesem Vertrauen des Bittenden auf Jesum allein ist das zweite Erforderniß des Bittens in Jesu Namen: der Inhalt des Bittens muß sein nach Jesu Sinne: das geht schon aus unserer Erklärung des Ausdrucks: „im Namen Jesu bitten" hervor; zugleich bestätigen es auch die besonderen Verheißungen, die der Herr dem Bitten in seinem Namen gibt.

In der Bergpredigt, wo der Herr zum Bitten, Suchen, Anklopfen auffordert, setzt er hinzu:[1]) „Wenn ihr, die ihr arg seid, könnet euern Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird euer himmlischer Vater Gutes geben denen, die ihn bitten." Da die Jünger den Herrn bitten,[2]) er möge sie beten lehren, fügt er dem Vaterunser das Gleichniß von jenem Freunde bei, der um Mitternacht durch sein Anhalten den Freund nöthigt, ihm drei Brote zu geben und sagt schließlich: „wenn ihr, die ihr arg seid, euern Kindern könnet gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater aus dem Himmel heiligen Geist geben denen, die ihn bitten!?" Dort: Gutes geben; hier: heiligen Geist geben. Es zeigt sich, daß dem Bitten, Suchen, Anklopfen zu Theil wird: Gutes, heiliger Geist, aber es ist nicht gesagt, gerade das Gut, um welches gebeten wird. Die Verheißungen aber der Bitten im Namen Jesu lauten bestimmter. Der Herr sagt:[3]) „Was ihr etwa bitten werdet in meinem Namen, das werde ich thun; wenn ihr etwas bittet in meinem Namen, werde ich es thun." [4]) „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, daß Alles, was ihr etwa den Vater bitten werdet in meinem Namen, wird er euch geben." Hier ist die Verheißung, daß der Bittende nicht nur Gutes und heiligen Geist empfange, sondern gerade das Erbetene. Die Identität des Erbetenen und des vom Vater Gewährten kann nicht stärker ausgesprochen werden.

Woher kommt es nun, daß dem Bitten im Namen Jesu diese genaue Erfüllung zugesagt ist? Johannes schreibt im ersten Briefe: „Das ist die Freudigkeit, welche wir zu ihm haben, daß, wenn wir etwas bitten nach seinem Willen, so hört er uns." „Nach seinem Willen," demnach so, daß der Inhalt unseres Bittens seinem Willen entspricht. Der Einwand, was Gottes Wille sei, brauche man nicht erst erbitten, da es auch ohne unsere Bitte geschehe, erledigt sich dadurch, daß der Herr selbst uns im Vaterunser zu bitten gelehrt hat: „dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel." Es ist eine Grundvoraussetzung aller Schrift, daß tausend Mal Gott seinen Willen nur thut, wenn unser Wille den seinigen (so zu sagen) in Bewegung setzt. Er will, daß die Heiden bekehrt werden, aber er bekehrt sie nur, wenn die Christen ihnen das Evangelium bringen; er will, daß ich heilig werde, aber er heiligt mich nur, wenn ich meiner Heiligung mit Furcht und Zittern nachjage; er will Segen geben, aber nur wenn er gebeten ist. So erklärt Johannes durch

1) Matth. 7, 7—11. 2) Luc. 11. 3) Joh. 14, 13 ff. 4) Joh. 16, 23.

das obige Wort in seinem ersten Briefe die Aussprüche des Herrn Jesu über das Bitten in seinem Namen, die er in seinem Evangelium anführt, durch Hinzufügung des Wortes: „nach seinem Willen.“ Bitten wir nämlich nach dem Willen Gottes, oder entspricht der Inhalt unseres Bittens dem Sinne Jesu, dann erhört uns unfehlbar der Vater, und müssen wir erlangen, was wir bitten. Die Verheißungen also zeigen uns, daß in seinem Namen bitten heißt auch: in Gemäßheit seines Sinnes bitten. Um also zu lernen, im Namen Jesu zu bitten, ist es nöthig, zu lernen, mit unsern Bitten den Willen Gottes zu treffen, oder das zu erbitten, was ganz Jesu Sinne gemäß ist.

Um das zu können, müssen wir uns am besten an die Bitten halten, die zu bitten der Herr Jesus, da er auf Erden war, uns zu bitten, gelehrt hat; vor allem an das Vaterunser, das der Herr seinen Jüngern zwei Male gab, nämlich ein Mal in der Bergpredigt [1]) und zum andern Male, da die Jünger ihn um Anweisung zum Gebete bitten. [2]) Wer nun das Gebet des Herrn betet, darf gewiß glauben, daß der Inhalt seines Bittens den Sinn Jesu und damit auch des himmlischen Vaters trifft. Darum kann auch kein in Wahrheit gebetetes Vaterunser, bei dem als Grundton immer durchklingt: du bist ja unser Vater, nicht nach unserer Würdigkeit, sondern in Jesu durch seine Würdigkeit, und wirst uns deßhalb erhören, kein so gebetetes Vaterunser kann wirkungslos bleiben; jedes ist ein Mitarbeiter an Gottes Reich. Das Vaterunser hat aber den doppelten Zweck, nämlich von uns wörtlich gebetet zu werden, als auch das Urbild und Mustergebet zu sein, an welchem wir auch das freie Beten lernen sollen.

Einen ähnlichen Dienst, wie das Vaterunser, thun uns die Gebete, die der Geist des Herrn Jesu vom Himmel her die Apostel gelehrt hat. Z. B. Eph. 3, 14 ff. Offenb. Joh. 22, 20 und die Gebete, die den Gottesknechten aller Zeiten entströmen, die der Herr mit seinem Geiste salbt. Je mehr nun unsere Herzen auf das Gebet des Herrn und auf die apostolischen Gebete sich concentriren, desto mehr werden wir an und aus ihnen im Namen Jesu beten lernen.

Aber auch im freien Gebete können wir den Sinn des Herrn Jesu treffen, da es sich von selbst versteht, daß die Kinder Gottes auch frei beten wollen und müssen, weil, wo der Geist des Herrn, der Geist der Kindschaft ist, da auch Freiheit ist (2 Cor. 3, 17). Um dazu zu kommen, müssen wir zunächst das Vaterunser, wie als Formular unseres Betens, so nun auch als Urbild für unser eigenes Beten gebrauchen. Dabei ist in's Auge zu fassen, womit der Herr das Vaterunser beginnt: mit der Heiligung des Namens Gottes, dem Kommen seines Reiches, dem Geschehen seines Willens: seine Sache muß also unsere erste Bitte sein; bedenken sollen wir ferner neben dieser Dreizahl die Einzahl der Bitte um das tägliche Brot, und daß wieder die Dreizahl folgt und in ihr zuerst die Vergebung der Schuld, dann die Bewahrung vor der Versuchung, endlich die Erlösung von allem Uebel. Ferner, da wir wissen, daß Jesus der Heiland ist, sollen wir bitten, daß Jesus immer

1) Matth. 6, 7 ff. 2) Luc. 11, 1 ff.

mehr unser werde, der Gekreuzigte mit dem Heile seines Kreuzes, der Verherrlichte mit seinem heiligen Geiste; diese Bitte ist gewiß nach Jesu Sinn, und dem, der unablässig diese Bitte thut, werden aus derselben nach und nach andere erwachsen, die, weil aus jener erwachsen, dem Sinne Jesu gleichfalls entsprechen.

Das alles ist aber noch nicht die vollständige Antwort auf die Frage: wie wir dazu kommen, mit unsern Bitten den Sinn des Herrn Jesu zu treffen, unsere Bitten in seinem Namen zu thun? Denn Christen sollen in allen Dingen ihre Bitten vor Gott kund werden lassen (Phil. 4, 6). Und welche Fülle von Anliegen bewegen doch des Menschen Herz! Können nun aber auch alle unsere Bitten von den Haussorgen einer armen Wittwe bis zu den Reichssorgen eines weithin herrschenden Königs zu Bitten im Namen Jesu werden? Sie können es, weil der Herr sagt: Was ihr etwa, wenn ihr etwas, alles, was ihr bitten werdet in meinem Namen, werde ich thun, wird der Vater euch geben; keine Art von Sorgen ist also ausgeschlossen, als Bitte im Namen Jesu zum Throne des Vaters aufzusteigen. Aber auch Johannis Wort bleibt stehen: „Das ist die Freudigkeit, daß wenn wir Etwas bitten nach seinem Willen, so hört er uns" oder, daß nur die Bitten, die dem Sinne des Herrn entsprechen, Bitten sind in dem Namen des Herrn. Nur wer so bittet, versteht in allen seinen Anliegen im Namen Jesu zu bitten, so daß die Frage entsteht: Wie lernen wir den Willen des Herrn treffen bei den in's Einzelne gehenden Bitten?

(Schluß folgt.)

Die Entwickelung der Hierarchie und die Aemter der apostolischen Kirche.

Von P. Joh. Rudolph.

I.

Der Glaubensgrund der apostolischen Kirche muß, unerschüttert und unverändert, derselbe sein für die christliche Kirche aller Zeiten.

Auch die Gemeindeordnungen und das ganze Kirchenregiment, wie es von den Aposteln unmittelbar ausging, oder sich unter ihren Augen und mit ihrer Zustimmung entwickelte, dürfte, trotz des Fortschrittes der Jahrhunderte und der veränderten Bedürfnisse jüngerer Geschlechter, vorbildlich und maßgebend sein für die christliche Kirche aller Zeiten.

So hat denn die Frage nach den Aemtern der apostolischen Kirche nicht allein ein historisches Interesse für den Forscher, sondern ist für die ganze Gemeinde eine Frage, die an Wichtigkeit nur der andern nach den Bekenntnissen der Apostel nachsteht.

Der gottmenschliche Stifter der christlichen Kirche trat auf mit der Verkündigung vom angebrochenen Reiche Gottes. Matth. 4, 17. 23. In Christo sind das einige ewige Königthum und das einige ewige Mittlerthum vereinigt. Er ist des Gesetzes Erfüllung und Ende und hat so thatsächlich die den vorchristlichen Culturvölkern gemeinsame Institution eines menschlichen Priesterthums aufgelöst. — 1 Petr. 2. 9. Ebr. 4, 16. Apc. 1, 6.

Dafür gilt unter der neutestamentlichen Dispensation der Grundsatz vom allgemeinen Priesterthum aller Gläubigen. Dieses wurde in der ersten christlichen Kirche in der praktischsten Weise zur Geltung gebracht. Jedem männlichen Gemeindegliede war öffentliches Lehren und Ermahnen unverboten. 1 Cor. 12, 12. 1 Tim. 2, 12 2c. Nur das Maß des Geistes und der Charismen war für den Einzelnen eine Schranke.

Doch die Entwickelung der Gemeinde über die ersten engen Kreise hinaus bedingte nothwendig eine Aenderung dieser Sachlage.

Die Reinhaltung und weise Theilung des Wortes forderte die Schaffung eines besonderen Lehramtes als Fortsetzung des apostolischen; die Aufrechterhaltung der unerläßlichen Organisation ließ gesonderte Gemeindevorsteher als geboten erscheinen für alle Angelegenheiten, mit denen man die nicht beständig verweilenden Apostel unmöglich weiter belästigen durfte. Dazu kam das allmälige Abnehmen der Charismata und die Nothwendigkeit einer Repräsentation der Gemeinden und ihrer Lehren dem Judenthum und Heidenthum gegenüber durch Männer, die dazu authorisirt waren und deren ordnungsmäßiger Beruf sie dazu besonders befähigte.

Daß nun die geistlichen Lehrer gar bald einen sich immer klarer in der Kirche sondernden Stand zu bilden begannen, darf keine Verwunderung erregen. Die Amtsgemeinschaft schloß die einzelnen an einander. Je weniger ferner die mit den kirchlichen Aemtern verbundene persönliche Gefahr zum Suchen derselben reizen konnte, desto größer war natürlich die Verehrung, die man den Inhabern derselben entgegenbrachte. Mußten doch schon ihre anerkannten vorbildlichen Tugenden und ehrwürdigen Funktionen eine solche heischen. Die Erinnerung an das alttestamentliche Priesterthum war dabei eine unwillkürliche. Dazu kamen die mit Handauflegung verbundenen feierlichen Weihen. Legte man diesen auch noch nicht die Kraft bei, einen character indelebilis sacerdotalis zu schaffen, so stand man doch dem Tage der Pfingsten noch zu nahe, um ihnen nicht einen großen fördernden Einfluß auf die persönliche Heiligkeit des Ordinirten zuzuschreiben.

Nach alledem konnte sich die Kirche gar leicht von der Grundanschauung des allgemeinen Priesterthums zu der Vorstellung eines neutestamentlich-priesterlichen Mittlerthums zwischen Christus und seiner Gemeinde verirren. So kennt schon das zweite Jahrhundert den Unterschied zwischen κλῆρος und λαός, Clerikern und Laien. Die Rechte der Geistlichkeit mehrten sich, wie sich — doch nur allmälig — die Rechte der Gemeinden schmälerten, wohl ohne den geringsten Widerstand derselben. Doch blieben den Gemeinden noch bis zu Ende des dritten Jahrhunderts Rechte, die sie selbst heute im Allgemeinen nicht mehr ausüben. Das Urtheil über Reinheit der Lehre und Würdigkeit des Lebens Einzelner blieb jedenfalls nicht lange der Gemeinde überlassen. So wurden die Montanisten in Asien und später die Novatianer in Rom nicht durch Gemeindebeschluß, sondern durch Decret einer bischöflichen Synode von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. — Ist auch eine Betheiligung des

Laienelementes an diesen Synoden erweisbar, so tritt dasselbe doch zurück, und es erscheint die Einmischung auswärtiger Bischöfe. Cf. Euseb. h. eccl. VI. 43.

Oeffentliches Lehren wurde noch gelehrten und frommen Laien gestattet. So ward Origenes als noch junger Mann von palästinensischen Bischöfen aufgefordert, vor der ganzen Gemeinde Vorträge zu halten und die heilige Schrift auszulegen. Cf. Euseb. h. eccl. VI, 19. Dieselben Bischöfe vertheidigten ihn auch gegen Demetrius von Alexandrien, der solches Thun eines Laien als unerhörte Kühnheit verurtheilte.

So galt auch die Sacramentsspendung als ausschließliches Recht der Geistlichen, obwohl das allgemeine Priesterthum in idealer Geltung blieb. Noch Tertullian (de bapt. 17) spricht ganz entschieden jedem Gemeindegliede das Recht der Sacramentsspendung zu, fährt jedoch bedingend fort: „Aber wie sehr liegt nicht dem Laien die Pflicht der Hochachtung und Bescheidenheit ob, da diese ihnen gegen die Vorsteher zukommt, damit sie sich nicht das den Bischöfen zugewiesene bischöfliche Amt anmaßen. Der Ehrgeiz ist der Vater des Schisma. Alles sei wohl erlaubt, sagte der heiligste Apostel, aber nicht Alles auch schicklich. Es mag genügen, wenn du im Nothfalle von deinem Rechte Gebrauch machst, wie Ort, Zeit oder persönliches Verhältniß dazu hintreibt.“

Immer kräftiger tritt die hierarchische Tendenz in Gemeindeleben, Verfassung und Leitung zum Vorschein; sein Vorkämpfer und eifriger Stützer ist Ignatius von Antiochien, und schon am Ende des zweiten Jahrhunderts ist das Episkopalsystem in großer Geltung. Dieser so gewaltige und wesentliche Umschwung der Verhältnisse war indessen kein plötzlicher gewesen, sondern hatte sich nur langsam, und sicherlich nur den Zeitbedürfnissen entsprechend, vollzogen. — Nun aber ist kein Stillstand, immer bewußter, immer weiter greifend tritt die Hierarchie auf. — Die ἐπίσκοποι der einzelnen Gemeinden waren anfangs pares inter pares. (Eine besondere Amtstracht ist noch zu Anfang des dritten Jahrhunderts jedenfalls nicht allgemein gewesen. Cf. Euseb. h. eccl. VI, 19.) Bald aber gewannen die Bischöfe von großen Muttergemeinden eine Hegemonie über die χωρεπίσκοποι und parochi: es entstanden Filiale und Parochien, wurden zur Diöcese vereinigt, und der episcopus eccl. maternæ ward ein Diöcesanbischof. De jure sind sich aber noch immer alle Bischöfe gleich.

Für die Weiterentwickelung der Dinge im Sinne der hierarchischen Tendenz lag nun die Bahn offen.

Synoden von Bischöfen traten zusammen, und der Bischof der bedeutendsten und größesten Gemeinde führte den Vorsitz. Den Landbischöfen präsidirte der Diöcesanbischof, einer Versammlung von Diöcesanbischöfen diente natürlich der Bischof der Provinzialhauptstadt, der μητρόπολις, als Vorsitzer. Ebenso naturgemäß gewann dieser Provinzialbischof oder Metropolit eine Hegemonie über die Diöcesanbischöfe. Die erste zuverlässige Nachricht von einer Synode, an der sich wohl nur Diöcesanbischöfe und Metropoliten, vielleicht nur letztere allein, betheiligten, hat Euseb. h. eccl. V, 23. Er

berichtet von der zur Entscheidung der Passahfrage zusammengetretenen Versammlung der Bischöfe aus Palästina und dem proconsularischen Asien, bei welcher die Bischöfe von Cäsarea und Jerusalem den Vorsitz führten. Einer betreffs derselben Angelegenheit zu Rom abgehaltenen Synode präsidirte der Metropolit Victor von Rom. — Den Irenäus nennt Eusebius (1. B.) einfach den Bischof der gallischen Gemeinden.

Vor den Metropoliten glaubten nun aber wieder die Bischöfe der ältesten, von den Aposteln selbst gegründeten Gemeinden den Vorrang beanspruchen zu müssen. Und wiederum hoben sich von diesen sedibus apostolicis für je einen der drei alten Welttheile Antiochien, Alexandrien und Rom machtfordernd hervor.

Die Kreise des Kirchenregimentes werden immer concentrischer, die hierarchische Tendenz will sich als eine absolute hierarchisch-monarchistische vollenden.

So lange der göttliche Stifter der Kirche auf Erden wandelte, war er im Kreise der Seinen Haupt und einigender Mittelpunkt. — Ihres Einsseins blieben sich die heiligen Apostel wohl bewußt, und Paulus schärft die Einheit der Gemeinschaften aller Gläubigen, der Kirche, auf's Nachdrücklichste ein. Sie ist ihm ein Körper mit vielen Gliedern, aber nur einem belebenden, treibenden Herzen und einem herrschenden, schützenden Haupte. — 1 Cor. 12, 12. 13. Eph. 4, 3—6. Dieses war aber den Aposteln der unsichtbare Christus, sitzend zur Rechten Gottes. Die Hierarchie aber wollte dieses Haupt zunächst auf Erden suchen in einem sichtbaren Stellvertreter Gottes und Christi. Der Grund war gelegt, am Aufbau des stolzen Gebäudes arbeiteten Jahrhunderte unentwegt.

Die Hierarchie stützte einmal die kirchliche Lehre in tendenziösester Ausbildung. Die irdische und die himmlische Kirche waren ein Gottesstaat, dessen zeitliche und ewige Rechte und Genüsse die mit dem Geiste Gottes gesalbten Priester ertheilen und entziehen konnten. Hierzu kam die immer mehr um sich greifende Unwissenheit des Volkes im Bunde mit sittlicher Verwilderung unter den unsicheren, stürmischen Zeitläuften. Endlich aber das Bedürfniß und Verlangen der Gläubigen nach einer persönlichen Repräsentation ihrer Einheit in Lehre und Leben, gerade um dieselbe zu erhalten und sich ihrer stets recht bewußt zu sein.

Die Einheit der einzelnen Gemeinden als solcher erschien verkörpert in ihrem Bischofe, der Bischöfe so wichtige und wesentliche Einheit wiederum in ihrem Diöcesanbischofe, und die Einheit dieser repräsentirte der Provinzialbischof oder Metropolit in seiner Person, während endlich Asien im Bischofe von Antiochien, Europa in dem zu Rom, und Afrika in dem zu Alexandria ihre Glaubens- und Lebenseinheit personificirt sahen.

Unter der mächtigen Hand des Cäsar Augustus waren die drei Welttheile in der „Fülle der Zeit" vereinigt gewesen. Aber der riesige Staatskörper zerfiel durch sein eigenes Gewicht, die sprachliche Verschiedenheit trat hervor, die verschiedenen politischen und wirthschaftlichen Interessen machten sich in ihrer Gesondertheit geltend. — Mußte das nicht bald die Einheit der

Kirche schwer schädigen? Die Kirche hatte eine schwere Kindheit, dogmatische und politische Verwickelungen und Kämpfe bedrohten ihr Wachsthum, ja ihr Bestehen auf's Ernstlichste. War es unter solchen Umständen nicht das Beste, wenn sich die ganze Kirche Christi in einem irdischen Haupte als Abbild und Vertreter des himmlischen vereinigte, sich ihrer wenigstens wesentlichen Einheit bewußt wurde, und beim Blicke auf dasselbe in allem Sturm und Drang der Zeiten sich ihrer eigenen Ewigkeit, leidend und kämpfend, vertrauend erfreuen konnte? Von der Nothwendigkeit eines solchen Hauptes durchdrungen ruft Möhler (Symb. p. 39): „Welche unbeholfene, formlose, zu keiner Gesammtaction zu vereinigende Masse müßte nicht die über alle Reiche der Erde, über alle Welttheile verbreitete katholische Kirche sein, wenn sie kein Haupt hätte, keinen obersten Bischof, verehrt von Allen! Nothwendig müßte sie sich in eine unabsehbare Menge von haltlösen Einzelkirchen zersplittern, wenn nicht ein starkes Band allesammt vereinigte, wenn nicht der Nachfolger des heiligen Petrus sie mit Festigkeit zusammenhielte. Hätte nicht die Gesammtkirche ein Haupt, eingesetzt von Christus, und hätte nicht dieses Haupt einen in anerkannten Rechten und Verpflichtungen sich offenbarenden Einfluß auf jeden ihrer Theile, so würden diese, sich selbst überlassen, bald einen einander entgegengesetzten, von örtlichen Verhältnissen bedingten, Gang der Entwickelung nehmen, welcher eben deßhalb der Weg zur Auflösung des Ganzen wäre. Es verschwände auch die ganze Auctorität der Kirche in Glaubenssachen. Mit einer sichtbaren Kirche ist ein sichtbares Haupt nothwendig gegeben." (Fortsetzung folgt.)

Theologisches Intelligenzblatt.

Inland. Editorielles. Jeder District in unserer Synode ist für seine Maßnahmen und Beschlüsse selbstverständlich allein der General-Synode verantwortlich, und es kommt der Redaction der Theol. Zeitschrift deßwegen auch keineswegs in den Sinn, die Zeitschrift als ein Tribunal zur Beurtheilung irgend eines von einem Districte eingeschlagenen Verfahrens zu machen. Etwas anderes ist es jedoch nach unserem geringen Ermessen, wenn ein District sich an der Veröffentlichung eines Artikels in der Zeitschrift betheiligt; dann muß er sich auch dem unterziehen, daß er wie jeder Einsender durch die Kritik dafür in Anspruch genommen wird. Eine andere Beziehung bitten wir auch den in der vorigen Nummer S. 275, Z. 17 enthaltenen Bemerkungen nicht zu geben, wollen auch hierbei herzlich ersuchen, auf die gebrauchte Form des Ausdruckes kein Gewicht zu legen. Der in jenen Bemerkungen enthaltene Gedanke ist sachlich der: „Wenn ein District Kundgebungen entgegennimmt und als der Beherzigung werth zur Kenntniß der ganzen Synode bringen läßt, die in Opposition gegen den ausgesprochenen prinzipiellen Standpunkt unserer Synode treten, so ist dies der äußerste Beweis für die in unserer Synode geübte Achtung vor der individuellen Gewissensüberzeugung." Diesen Gedanken glaubt die Redaction vertreten zu können. Die Sache wird dadurch nur wenig alterirt, daß der District das betreffende Referat nur theilweise mündlich entgegennimmt und dann seine Veröffentlichung veranlaßt.

Das Alliance-Referat des Dr. Ph. Schaff über die kirchlichen Zustände unseres Landes behandelt auch wieder unsere evangelische Synode recht stiefmütterlich. Es heißt da einfach: „Die unirt evangelische Kirche ist neueren Ursprunges und

repräsentirt die evangelische Union der preußischen Kirche, sie hat eine presbyterianische Regierung mit einer Synode, ist sonst in den meisten Stücken der lutherischen Kirche verwandt." Punktum. Im Uebrigen wollen wir aus dem Vortrage, der sich einen etwas zu großen Umfang gesteckt, und dessen Zeichnungen darum etwas flüchtig ausfallen mußten, nur einige allgemeine Bemerkungen hervorheben. Er sagt über den Denominationalismus: „Der amerikanische Denominationalismus ist sicherlich nicht das Ideal und die Endbestimmung des Christenthums, sondern blos ein vorübergehender Zustand auf eine höhere und bessere Vereinigung hin, als je eine gewesen war, eine Einigung, die geistig und frei sein und jede Mannigfaltigkeit wirklich christlichen Lebens in sich schließen muß. Die Zeit muß kommen, wenn vielleicht auch erst bei der zweiten Zukunft Christi als des einen Hauptes seiner Kirche, da die Parteinamen verschwinden werden und eine Heerde unter dem einen Hirten sein wird und alle Gläubigen vollkommen eins sein werden in ihm, gleichwie Christus eins ist mit dem Vater.

Aber dieser amerikanische Denominationalismus ist das nothwendige Ergebniß der europäischen Kirchengeschichte und von der Vorsehung bestimmt zur schnellern Verbreitung des Christenthums. Blos wenn wir folgende Thatsachen in's Auge fassen, ist es uns möglich ein richtiges Urtheil zu bilden.

1. Es ist ein Unterschied zwischen Denominationalismus und Sectirerei; jener ist vereinbar mit der Katholicität im Geist; diese ist blos eine weiter ausgedehnte Selbstsucht, welche aus dem menschlichen Herzen stammt an allen Orten, zu allen Zeiten und unter jeder Kirchengestaltung. Die römische Kirche hat trotz ihrer sichtbaren Einheit ebenso viel bittere Zertrennung unter den verschiedenen Mönchsorden, als die protestantische Kirche in ihren Secten je hatte.

2. Die amerikanischen Denominationen sind direct oder indirect der protestantischen Reformation des 16. oder der puritanischen Bewegung des 17. Jahrhunderts entsprossen; sie finden sich auch in Europa, nur vereinzelt und getrennt durch geographische und politische Grenzen und durch mancherlei Hindernisse verkümmert.

3. Sie repräsentiren historische Phasen und Typen des Christenthums, welche sich völlig entwickeln und ihre Aufgabe erfüllen müssen, bevor eine freiwillige Wiedervereinigung stattfinden kann. Dabei kann ich aber nicht verschweigen, daß es bei uns einige verknöcherte Secten gibt, die ihren Ursprung in irgend einem örtlichen oder vorübergehenden Streit in Europa hatten und die keine Berechtigung haben als etwa in einem Antiquitätenladen.

4. Die Denominationen vervielfältigen die für Christianisirung des Landes wirksamen Kräfte und schaffen einen edeln Wettstreit in allen guten Werken, welcher die Uebel, die durch diese Zertrennung geschehen mögen, weit aufwiegt. Proselytenmacherei ist auch bei allen ehrenhaften Männern verpönt, denn es gibt Arbeit genug für Alle, unter ihren eigenen Gemeindegliedern, sowie unter der umliegenden halbheidnischen Bevölkerung, ohne mit einander in Streit zu gerathen.

5. In der Wirklichkeit sind sie enger verbunden im Geist, als die verschiedenen theologischen Schulen und Kirchenparteien der unter einer Obrigkeit stehenden Nationalkirchen, und sie bezeugen solche tiefgehende Einigkeit durch die gegenseitige Mitwirkung an gemeinsamen Werken, so bei der Bibelverbreitung, bei den Sonntagsheiligungsvereinen, der Sonntagsschulunion, der evangelischen Allianz, den Stadtmissionen und den Werken christlicher Liebesthätigkeit. Die europäischen Abgeordneten bei der Allianzversammlung in New York waren erstaunt über die mächtige Kundgebung der Einigkeit bei aller Verschiedenheit, wie sie früher nie etwas so Großartiges gesehen hatten. Und dieser Sinn der wahrhaftigen Einigkeit bricht sich mehr und mehr Bahn und ist um so kräftiger, da er ein ungezwungenes Erzeugniß aus dem Geist des Christenthums ist, welcher ist ein Geist der Liebe.

Zu diesen gemeinsamen Werken darf wohl die Revision der englischen Bibel gerechnet werden, welche seit dem Jahr 1870 unternommen worden ist und an der eine große Zahl von Gelehrten aller protestantischen Denominationen Englands und der Vereinigten Staaten in großer Eintracht arbeiten. Diese Revision wird, wenn sie einmal vollen-

det und dem Publicum zugänglich sein wird, ein herrliches Denkmal der Einigkeit im Geist und der Uebereinstimmung der Bibelauslegung der englisch redenden Christenheit sein."

Die Friedensbewegung in der reformirten Kirche. Die reformirte Kirche unseres Landes wurde, wie Dr. Schaff sagt, während der letzten 30 Jahre aufgeweckt, angespornt und verwirrt durch die sogenannte Mercersburger Theologie und die liturgische Frage. Unter dem Einfluß der vom Mercersburger Seminare geübten Lehrweise hat sich in der reformirten Kirche eine Spaltung in zwei Richtungen, die man als die hoch- und niederkirchliche bezeichnen kann, ausgebildet. Auf der einen Seite eine schärfere Hervorkehrung der objectiven Heilsvermittelung durch die Kirche neben geringere Schärfe in der Festhaltung der symbolischen Lehrbestimmungen, auf der andern Seite schärferes Festhalten an den Prinzipien des Calvinismus. Auch der Gegensatz der Nationalitäten schien mit Einfluß zu üben, indem die nach dem Episcopalismus und Ritualismus gravitirende Richtung mehr in den fashionablen amerikanischen Kirchen Eingang fand, die Deutschen im Ganzen geschlossener bei der puritanischen Einfachheit verharreten. Die gerade in den letzten Jahren häufiger vorgekommenen Uebertritte aus den Reihen der reformirten Geistlichkeit in die römische Kirche schienen ein geradezu bedrohliches Symptom einer eingerissenen Verdunkelung protestantischer Grundsätze zu sein. Der im vorigen Jahre zu Lancaster, Pa., abgehaltenen General-Synode hatte man mit der Besorgniß entgegengesehen, sie möchte die Veranlassung zum offenen Ausbruch einer Spaltung werden. Die Gefahr aber ward glücklich vermieden oder überwunden, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit überwog, und man getraute sich, durch nähere Erörterung der vorliegenden Differenzen Beseitigung der Mißverständnisse und Mißstimmungen zu suchen. Man einigte sich dahin, daß die sechs verschiedenen Distrikts-Synoden Delegaten zu einer Friedenscommission ernennen, deren Aufgabe es sein sollte, die Verständigung vorzubereiten. Diese Friedenscommission hat kürzlich in Harrisburg, Pa., getagt und zwar in einer für die Betheiligten befriedigenden und hoffnungerregenden Weise. Die Ref. Kirchenz. berichtet darüber: „Zwei Dinge waren es besonders, die von deutscher Seite als nothwendige Bedingungen des Friedens geltend gemacht wurden, nämlich gründlicheres Verständniß und eine klarere Darlegung unsrer Lehre als Kräftigung der Befugnisse unsrer General-Synode zur bessern Ueberwachung der theologischen Lehre. Beide Forderungen fanden zuerst bei den englischen Brüdern wenig Gehör, welche weder von einer tiefer eingehenden Lehrbesprechung, noch von Neuerungen unsrer Kirchen-Verfassung etwas wissen wollten, aber es dauerte nicht gar lange, bis im Laufe der Verhandlungen die Nothwendigkeit beider Maßregeln allgemein anerkannt wurde. Wir dürfen wohl die gegründete Hoffnung aussprechen, daß das Eingehen der Friedens-Commission auf diese beiden Forderungen nicht wenig zur Erreichung des guten Zieles beigetragen hat.

Die Verhandlungen wurden eröffnet damit, daß jeder der anwesenden Abgeordneten der Reihe nach in längerer Auseinandersetzung seine Ansichten über den Stand der Dinge und über die zu treffenden Maßregeln aussprach. Zweimal wurde in dieser Weise die Runde gemacht, und volle zwei Tage wurden davon in Anspruch genommen. Dann wurden drei Ausschüsse bestimmt, um das Gesagte näher in Betracht zu ziehen; einer dieser Ausschüsse sollte über Lehre berichten, einer über gottesdienstliche Einrichtungen und einer über Kirchen-Regiment. Diese Ausschüsse, in welche alle Glieder der Commission vertheilt waren, zogen dann die ihnen übergebenen Fragen näher in Betracht und faßten in einer Reihe von Beschlüssen die Resultate zusammen.

Der Ausschuß über Lehre nahm zuerst seiner großen Mehrheit nach die Stellung ein, daß es unthunlich sei, in eine nähere Bestimmung und Besprechung unsrer Kirchenlehre einzugehen, und daß es genügen würde, unsre Anhänglichkeit an die Lehren des Heidelberger Katechismus zu bekennen. In dieser Weise ward auch der Bericht abgestattet, aber schon während der Verhandlungen brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß dies nicht genügend sein würde, und als der Bericht bereits der Commission als Ganzes vorgelegt und nahe zum Schluß gekommen war, änderte sich die Stimmung, und es ward nun eine Anzahl von Lehrsätzen zur gemeinsamen Besprechung festgestellt, welche Anlaß zu einer

gründlichen und, wie uns von allen Seiten versichert ward, ungemein befriedigenden Besprechung gaben."

Ist auch mit der Aufstellung einiger Bekenntnißgrundsätze noch nicht alles, vielleicht nur wenig erreicht, so hat doch das persönliche Zusammentreten und die eingehende Würdigung gegnerischer Standpunkte dem Verständnisse näher geführt. Wir wünschen zu diesem wie zu allen auf Grund des Schriftglaubens angestrebten Einigungsarten Gottes Segen.

Die Missionspraxis der Methodisten in den deutschen evang. Landeskirchen hat auf der Baseler Allianzversammlung namentlich seitens einiger Vertreter der rheinischen und der süddeutschen Kirchen Anfechtung und Beurtheilung gefunden. Zwar ist über den Gegenstand nur in einer Privatversammlung der deutschen Glieder verhandelt worden, man verzichtete auch darauf, die Sache vor die öffentliche Versammlung zu bringen und begnügte sich damit, den Präsidenten, Graf Bismarck Bohlen, zu ersuchen, die Sache in der Versammlung der Präsides der verschiedenen Zweige der Allianz zur Sprache zu bringen. Man hat es dabei bewenden lassen, den allgemein lautenden Antrag einzubringen: „die Allianz wolle darauf hinwirken, daß unter ihren Gliedern Eingriffe in andern Kirchengemeinschaften möglichst vermieden würden;" allein das sollten doch wohl bei aller schonenden Behandlung der Sache die Methodisten herausgefühlt haben, daß unter den Gliedern der deutsch evangel. Landeskirchen eine wenn auch dem Grade nach verschiedene, doch im Prinzip nahezu einstimmige Mißbilligung ihrer Missionspraxis stattfindet, und man hätte erwarten mögen, daß sie den erfahrenen Widerspruch von solchen christlichen Mitarbeitern, die mit ihnen auf gemeinsamen Glaubensgrunde stehen und nicht ihre principiellen Gegner sind, hätten ernster beherzigen mögen, als dies leider der Fall zu sein scheint. Unter der Ueberschrift: „Der Sauerteig wirkt" bringt der Apologete eine Correspondenz aus Deutschland, die da zeigt, daß man aus der Begegnung wenig zu lernen geneigt ist. Gesteht man auch zu, daß es unrecht sei, Mitglieder anderer lebendiger, evangelischer freier Gemeinden, oder von engeren, christlichen, um gläubige Pfarrer sich schaarenden Kreisen von Gläubigen herüberzulocken, so will man doch das Recht der kirchenbildenden Thätigkeit freier Kirchengemeinschaften innerhalb der Grenzen der Landeskirchen nicht beschränkt wissen. Nur schade, daß man die Verfolgung des letztgenannten Zieles so schwer von der Verletzung der erstgenannten Schranke zu trennen vermag. Es heißt in dem Artikel: „Die Staatskirche, welche in dem Liberalismus einerseits und in dem Freikirchenthum andrerseits ihre beiden Feinde erblickt, wendet sich jetzt mit aller Macht gegen letzteres und in Württemberg insbesondere gegen den Methodismus und zwar mit Unrecht, denn derselbe hat noch nie seine Aufgabe im Zerstören, sondern vielmehr im Erbauen erblickt. Andererseits ist aber diese Aufmerksamkeit, welche man dem Methodismus von Seiten unserer Gegner schenkt, ein Zeichen, daß der Sauerteig kräftig zu wirken beginnt. Manche erleuchtete Christen begrüßen das mit Freuden, denn sie sehen, wie ihre Pfarrer sich aufmachen müssen, um denselben Besseres zu bieten als bisher. Andern ist schon unsere bloße Existenz ein Dorn im Auge. Das könnten wir nun ganz gut begreifen von Leuten, welche kein geistliches Leben haben, aber daß Kinder Gottes, welche sich mit uns des gleichen lebendigen Heilands erfreuen, sich so von kirchlichen Vorurtheilen gefangen nehmen lassen, daß sie bei jeder Gelegenheit uns opponiren zu müssen glauben, das betrübt uns sehr.

Selbst die Basler Allianzversammlung, dieser Hort des Friedens, wurde von einigen Württemberger Pastoren benützt, um gegen uns zu Feld zu ziehen. Gleich nach dem Schluß dieser Versammlung machten allerlei Gerüchte die Runde. In Württemberg klagte das „Stuttgarter Sonntagsblatt" seinen 100,000 Abonnenten, nachdem es schon vor der Allianzversammlung bemerkte, daß sie — der Methodisten halber — sich nicht so freudig dabei betheiligen könnten, die Methodisten schlügen der Allianz durch ihre kirchenbildende Thätigkeit geradezu in's Angesicht. Der „Christenbote" beschuldigte uns, daß wir den kirchlichen Besitzstand (!) nicht respektiren und man deßhalb mit uns keine Allianz haben könne. Beide brachten sehr gefärbte Berichte an die Oeffentlichkeit, in welchen es hieß, die Präsidentenversammlung habe auf Veranlassung des Grafen Bismarck-Bohlen einen Antrag an das englisch-amerikanische

Committee gerichtet, „diese unberechtigten Eingriffe und kirchenbildende Thätigkeit der Methodisten in Württemberg zu beschränken.“ Aber die leitenden Männer der evangelischen Allianz denken ganz anders über die Berechtigung der Methodistenkirche und über den „Besitzstand“ der Württemberger Pfarrer, wie der „Christenbote“ sich ausdrückt, als es in den genannten Berichten ausgesprochen wird. Kann es auch anders sein?

Eine Vereinigung, welche auf so breiter Basis ruht, hauptsächlich durch freie Kirchen in's Dasein gerufen worden ist, deren Präsidentschaft aus Männern besteht, welche verschiedenen Landes- und freien Kirchen, auch der Methodistenkirche angehören; eine Allianz, die keine Verbindung von Kirchen, sondern von evangelischen Christen ist, kann sich nie dazu hergeben, eine freie, evangelische Kirche in ihrer Thätigkeit zu Gunsten einer Landeskirche beschränken zu wollen. Sie kann auch als Allianz den Mitgliedern einer Landeskirche keine andere Berechtigung zuerkennen als den Mitgliedern freier Kirchen; sie wird stets ein Hort der Glaubens- und Gewissensfreiheit bleiben.“

Ausland. Die preußische Generalsynode hat im Ganzen einen gesegneten friedlichen Verlauf gehabt. „Die Generalsynode, das ist der Friede,“ sagte, Napoleons Wort travestirend, ein humoristisch gestimmtes Glied, und ernster drückte es der Präsident Hermes in der Abschiedsansprache aus: „Hier gab es nicht Triumphe und Niederlagen, nicht Sieger und Besiegte, sondern Brüder und Mitknechte sind es gewesen, die nicht rangen, ihren Eigenwillen durchzusetzen, sondern den Willen des gemeinsamen Meisters.“ Die Gegenstände, die der Berathung vorlagen, sind nicht gerade von eminenter Bedeutung, und principielle Aenderungen im kirchlichen Leben werden sich in Folge der Synodalbeschlüsse kaum ergeben, es bleibt an der Versammlung das Bedeutendste die Thatsache ihres Zusammentretens überhaupt; daß die preußische Landeskirche ein normales Organ für ihre Gesetzgebung, ein Forum für die Geltendmachung kirchlicher Bedürfnisse gefunden hat, ist eine Thatsache von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Deßgleichen war die Zusammensetzung der Synode ein bedeutsames Symptom der noch im deutschen Volke vorhandenen kirchlich conservativen Kraft; wenngleich aus indirecten, doch aus freien Wahlen auf breitester Basis hervorgegangen, zeigt die Synode durch ihre Zusammensetzung, durch das ganz überwiegende Vorherrschen der positiven Elemente, daß der kirchliche Liberalismus, so weit er verbreitet sein mag, doch keineswegs die Kraft hat, auf kirchlich legitimem Wege die Herrschaft sich anzueignen. Freilich ist dabei zuzugestehen, daß die Zusammensetzung der Parteien auf der Generalsynode keineswegs ein richtiges Bild von der numerischen Stärke der Parteien in der Kirche selbst gewährt, denn dann hätte der Linken allerdings eine entschieden größere Vertretung gewährt werden müssen. Immerhin blieb auch bei der überwiegenden Uebereinstimmung der Synode in positiv kirchlichen Grundsätzen noch Dualismus der Richtungen genug übrig, um heilsame Friction hervorzubringen und einseitige Strömung nach einer Richtung zu hemmen; doch war das gegenseitige Vertrauen, mit dem das Kirchenregiment und die Synode einander begegneten, ein segensreiches Mittel zu wirklich productivem Arbeiten. Die Gegenstände der Beschlußfassung von allgemeinem Interesse waren ungefähr folgende: 1. Die Rückgabe des Wahlrechtes bei kirchlichen Wahlen an die Geistlichen. 2. Die Abhaltung einer regelmäßig zweijährigen Landescollecte zur Abhilfe der schreienden kirchlichen Nothstände Berlins und der Antrag, dahin zu wirken, daß die städtischen Behörden Berlins im Wege der Staatsaufsicht angehalten werden, in den städtischen Krankenhäusern, Arbeitshäusern und Irrenanstalt die nöthigen Anstalten für ausreichende kirchliche Seelsorge im Einvernehmen mit den kirchlichen Behörden zu treffen. 3. Die Festsetzung eines allgemeinen Buß- und Bettages auf den Freitag nach dem Todtenfeste. 4. Nach eingehender und vielseitiger Besprechung der ganzen Sonntagsfrage der Beschluß: „Der Oberkirchenrath möge der Staatsregierung das Ersuchen der Generalsynode übermitteln, darüber zu wachen, daß die vorhandenen Gesetze über Sonntagsheiligung beobachtet und womöglich ergänzt würden.“ 5. Die Missionssache betreffend, daß an einem für die einzelnen Provinzen verschieden zu bestimmenden Sonn- und Festtage über die Heidenmission gepredigt und für dieselbe eine allgemeine Landescollecte erhoben werden soll. 6. Der Antrag bei der Staatsregierung, daß das sog.

Culturexamen der evangelischen Theologen mit der ersten theologischen Prüfung derselben verbunden und durch Mitglieder der theologischen Prüfung abgehalten werde. 7. Appell an die Staatsregierung, dem Laster der Trunksucht durch wirksame Verschärfung der Gesetze, Bestrafung öffentlicher Betrunkenheit als selbstständiges Vergehen, Bestrafung der Wirthe, die betrunkenen Personen Getränke verabreichen, unfreiwillige Unterbringung von Trunksüchtigen in besonderen Asylen, entgegenzuwirken. 8. Anträge principiellen Charakters seitens der Confessionellen, daß durch die neue Synodalordnung der bisherige Bekenntnißstand der Provinzialkirchen nicht alterirt werde, werden durch Uebergang zu motivirter Tagesordnung unter ausdrücklicher Anerkennung der geforderten Garantien einmüthig und rasch erledigt, deßgleichen Anträge auf Umgestaltung der Agende durch das Versprechen, dem Bedürfnisse entgegenzukommen. 9. Ordnung der Invaliden- und Emeritenverhältnisse der evangelischen Geistlichkeit. Der bisherige Uebelstand, daß das Emeritengehalt, ⅓ des Pfarreinkommens, vom Nachfolger bezahlt werden muß, wird abgestellt, und die Gehälter werden aus allgemeinem Emeritenfond bezahlt; bei zehnjähriger Dienstzeit $^{20}/_{80}$, und jedes Jahr $^{1}/_{80}$ mehr bis zu $^{60}/_{80}$ des vollen Einkommens, 900 Mark werden als Minimum, 5000 Mark als Maximum der Einnahme festgesetzt. 10. Antrag an das Kirchenregiment, es wolle die Bestimmungen, welche in einzelnen Theilen der Kirche die Theilnahme des Geistlichen an der Abendmahlsfeier der Gemeinde durch Selbstcommunion verbieten, aufheben. 12. Die Trauungsgesetzgebung. Die kirchliche Trauung bei vorausgegangener bürgerlich rechtsgiltiger Eheschließung soll versagt werden: a. bei Ehen zwischen Christen und Nichtchristen; b. bei Ehen Geschiedener, wenn deren Schließung von den zuständigen Organen auf dem Grunde des Wortes Gottes nach gemeiner Auslegung der evangelischen Kirchen als sündhaft erklärt wird; c. bei Ehen solcher Personen, welchen als Verächtern des christlichen Glaubens, oder wegen lasterhaften Wandels, oder wegen verschuldeter Scheidung der früheren Ehe, oder wegen ihres Verhaltens bezüglich der Eingehung der Ehe der Segen der Trauung nicht ohne Aergerniß gegeben werden kann; d. bei gemischten Ehen, vor deren Eingehung der evangelische Theil die Erziehung sämmtlicher Kinder in der römisch-katholischen oder einer andern nicht evangelischen Religionsgemeinschaft zugesagt hat; (e. der von der Commission gestellte Antrag auf Versagung der Trauung beim Fehlen der elterlichen Einwilligung wird abgelehnt). Was den Instanzengang für die Entscheidung der einzelnen Fälle nach den hier gegebenen Normen betrifft, so wird nach mannigfachster lebhaftester Debatte geordnet, daß die erste Entscheidung dem Geistlichen zufällt, bei Trauungen Geschiedener der Kreissynodalvorstand nach Anhörung des Gemeindekirchenrathes die erste, das Consistorium die zweite Instanz bildet, in den übrigen Fällen bilden Gemeindekirchenrath und Kreissynodalvorstand allein die Instanzen. Was das Trauformular betrifft, so werden zwei „divergirende Parallelformeln" gestattet, indem der Geistliche die civiliter Copulirten entweder „in den heiligen christlichen Ehestand zusammensprechen" oder „ihren ehelichen Bund hiermit segnen" darf. (Die zweite Formel ist die gewissermaßen in Reserve gehaltene, auf den Fall die erste nicht von der Staatsregierung genehmigt werden sollte.) 13. Abänderung der gegenwärtigen Pfarrwahlordnung. Die freie Wahl durch die Gemeinden wird festgehalten, doch die Gefahren des freien Wahlrechtes durch Cautelen, Erweiterung des Einspruchsrechtes der Consistorien 2c. eingeschränkt. 14. Die Disciplinarordnung. Leute, die ihre Kinder nicht taufen, ihre Ehen nicht trauen lassen, sind vom Wahlrecht in der Gemeinde und vom Pathenrechte auszuschließen, auch die Versagung des Abendmahls bei vorliegender Unfähigkeit zu würdigem Genusse ist vorbehalten. (In Folge des bisherigen Mangels an kirchlicher Gesetzgebung über diesen Punkt gibt es in den acht altpreußischen Provinzen ca. 70—80,000 ungetraute Paare und ca. 200,000 ungetaufte Kinder, deren Eltern noch meist vollberechtigte Gemeindeglieder sind.) Das Gesetz ward nahezu einstimmig angenommen. 15. Kirchensteuer. Von den vier Procent der staatlichen Einkommen- und Klassensteuer, die die Kirche ohne besondere staatliche Genehmigung erheben kann, sollen ¾ der Generalsynode, ¼ der Provinzialsynode zur Verwendung überwiesen werden. 16. Das Verhältniß der theologischen Facultäten zu den kirchlichen Organen. Gegen den Antrag, „der evangelische Oberkirchen-

rath wolle bei den von ihm zu erstattenden Gutachten in Bezug auf Lehre und Bekenntniß der anzustellenden Professoren der Theologie den Generalsynodalvorstand in der Regel, jedenfalls aber, wenn wesentliche Bedenken in Bezug auf Lehre und Bekenntniß vorliegen, zu Rathe ziehen," stimmten bemerkenswerther Weise fast alle auf der Synode anwesende Professoren, doch wurden sie von der Synode überstimmt. 17. Bei Einwendungen, die eine Gemeinde oder die Disciplinarbehörde gegen die Lehre eines Geistlichen erhebt, sollen auch die außeramtlichen Publicationen mit in Betracht gezogen werden dürfen, die schriftstellerischen Verstöße gegen Lehre und Bekenntniß sollen unter der Kategorie der Lehre und nicht des Wandels beurtheilt werden.

Der Fall Werner. Das brandenburger Consistorium hat zu seiner Berathung über Bestätigung oder Nichtbestätigung der bestrittenen Wahl des P. Werner an die Berliner Jacobikirche den Vorstand der Provinzialsynode mit zugezogen. Man hatte in dieser Zuziehung die Garantie erblickt, daß die Bestätigung versagt werden würde, und der zuletzt erwähnte Beschluß der Generalsynode war gerade als ein Normativ für den Werner'schen Fall berechnet; trotzdem hat das Consistorium die betreffende Wahl bestätigt, was großes Befremden erregt. Die Veröffentlichung der Motive, durch welche sich das Consistorium hat bestimmen lassen, wird erst abzuwarten sein.

Der Protestantismus in Frankreich. Der Protestantismus erfreut sich gegenwärtig einer öffentlichen Protection in Frankreich, welche freilich im Allgemeinen mehr auf Rechnung der liberalen anti-römischen Strömung, als einer positiven Einwirkung evangelischer Gesinnung zu setzen sein wird. Die Verlegung der protestantisch-theologischen Facultät von Straßburg nach Paris hat der Regierung Veranlassung gegeben, den Protestanten ein öffentliches Zeichen ihres Wohlwollens zu geben und das Wohlwollen durch eine werthvolle Dotation, die Ueberweisung eines werthvollen Unterrichtsgebäudes, practisch zu bethätigen. Bei der Einweihung des neuen Gebäudes hielt der Unterrichtsminister Ferry die Eröffnungsrede. In einer kurzen Ansprache erinnerte er an die traurigen Umstände, welche die Verlegung der Facultät von Straßburg nach Paris nöthig gemacht hatten. Bisher hatte die Regierung der Facultät nur ein dürftiges Obdach anbieten können. Nun gereicht es dem Ministerium zur großen Freude, daß es ihm vergönnt ist, die Facultät in schönen, weiten und geeigneten Räumlichkeiten definitiv zu installiren. Die Facultät ist eine „gemischte" (mixte); verschiedene kirchliche Richtungen sind in derselben vertreten und leben friedlich miteinander; sie arbeiten und entwickeln sich in voller Freiheit eben da, wo sie einst die Verfolgung und das Martyrium erleiden mußten. Die Facultät ist eine staatliche Anstalt, aber keine kirchenfeindliche; dafür zeugt der Umstand, daß sie das theologische Studienstift in ihren Räumen gastlich aufgenommen hat und Hand in Hand mit ihm geht. Aber sie ist auch nicht die Anstalt einer Secte; sie dient der Wissenschaft, ohne sich durch kirchliche Dogmen binden zu lassen. Der Kirche das Dogma, dem Staat die Wissenschaft. Absolute oder phantastische Geister können es nicht fassen, wie der in kirchlicher Beziehung neutrale Staat dennoch theologische Facultäten erhalten kann. In diesem scheinbaren Widerspruch tritt aber die hohe Weisheit unserer Väter an den Tag. Der Staat kann der Bildung der Geistlichkeit gegenüber nicht gleichgültig sein. Er darf es nicht dulden, daß dieselbe in staatsfeindlichen Grundsätzen erzogen werde. Außerdem gehört die Pflege aller Wissenschaften in sein rechtmäßiges Gebiet. Und doch darf er andererseits auch nicht in's Heiligthum des Gewissens eingreifen. Die theologischen Facultäten sollen da die rechte Mitte einnehmen und den billigen Ansprüchen des Staats wie der Kirche gegenüber gerecht werden. Es handelt sich hier um eine Grenzbestimmung. Von seiten des Protestantismus, welcher die erste Form der bürgerlichen Freiheit war, hat der Staat nichts zu befürchten. „Ich begrüße in dieser theologischen Facultät eine Freundesmacht, einen Bundesgenossen, in welchen wir unser volles Vertrauen setzen. Zählen Sie auf uns, und zwar nicht allein auf unsere Gerechtigkeit, sondern auch auf unsere tiefe, aufrichtige Sympathie." Auch in den Kreisen des größern Publicums zeigen sich solche Symptome eines freilich nur äußerlich motivirten Wohlwollens. Ein an sich unbedeutender Vorfall in einem der städtischen Theater ist ein Symptom hierfür. Ein Stück, betitelt: „Martin Luther" ward gegeben. Es ist ein älteres Theaterstück aus dem Deutschen übersetzt und thoroughly protestant. Der Theaterdirector ließ dem Stücke einen Prolog vorangehen, in welchem Invectiven gegen Katharina von Bora und gegen das neue Unterrichtsgesetz Ferry's, vorkamen. Dem Publicum ward das zu viel, es gebot dem Prolog Schweigen und forderte das Stück. Das Stück selbst ward mit enthusiastischem Applaus begleitet. So oft Luther auf der Bühne erschien, wurde er von Applaus begrüßt. Bei Worten wie: „Sein Name wird die Welt füllen" und „wenn Rom wirklich heilig wäre, so wäre ich ihr treuer Sohn geblieben" erhob sich stets nie enden wollender Beifall. — Allerdings gilt der Satz: „Paris ist Frankreich" in jeder anderen Beziehung mehr, als in Bezug auf die kirchliche Stimmung, aber auch in Paris selbst wäre dergleichen noch vor ein paar Jahren nicht möglich gewesen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang VIII. Februar 1880. Nro. 2.

Das Gebet im Namen Jesu.

(Vortrag von Pf. Alb. Thiele zu Rome, N. Y., auf der Herbst-Pastoralconferenz zu Syracuse 1879.

(Schluß.)

Zunächst steht nun fest, daß nicht alle Bitten erhört werden, auch nicht derer, die in demüthiger Buße und im lebendigen Vertrauen ihres Herzens auf Jesum Kinder Gottes sind; das hat z. B. jede Direction von Missionsgesellschaften erlebt. Kein rechter Christ aber wird hierdurch an der Kraft des Bittgebets irre; statt des erbetenen Segens wurde ihm ein anderer zu Theil, und bald kam's zu Tage, daß der letztere der bessere war. So ist denn jede Nichtgewährung eines erbetenen Gutes ein Beweis, daß die Bitte nicht, oder nicht ganz nach dem Sinne Jesu und also auch nicht in seinem Namen war, da den in Jesu Namen geschehenen Bitten von ihm selbst zugesagt ist, daß sie erhört, und uns genau die erbetenen Güter zu Theil werden.

Sodann beweisen die Aussprüche des Herrn selbst, daß zum völligen Erlernen der Kunst, im Namen Jesu zu beten, die ganze Zeit eines Christenlaufes nothwendig ist. Bei den Jüngern des Herrn fiel dieses Erlernen mit dem Nichtmehrfragen (-können) des Herrn zusammen. Angefangen hat es unstreitig, sobald der Auferstandene seine Jünger wieder sah. Von diesem Wiedersehen an war ihnen das vorher Dunkelste klar, der Leidens- und Todesweg des Messias, und damit noch vieles Andere. Des Herrn Auferstehung ist der Aufgang des Lichtes über seinen Tod und hiermit im Grunde über alle Räthsel der Welt. Aber die aufgegangene Sonne konnte die Geister doch nur allmälig durchleuchten; so fragen sie auch noch bei Christi Himmelfahrt (Apost. 1, 6); nicht ein Mal nach Pfingsten hat das Fragen aufgehört; wie schwere Fragen gab es hernach noch über das Mosaische Gesetz!? (Gal. 2, 11 ff). Und wenn auch der Herr, verglichen mit den Tagen seines Fleisches, besonders von Ostern und dann von Pfingsten durch den heiligen Geist frei heraus verkündiget hatte, so bedurfte es noch mancher Offenbarungen, so spricht noch Paulus,[1]) daß wir sehen durch einen Spiegel in einem Räthselworte, und in der Offenbarung Johannis reiht sich ein Spruch- und Räthselwort an das andere. Wir sehen also, der Tag, von welchem der Herr, Johannes 16,

1) 1 Cor. 13, 12.

redet, ist nicht ein Tag von 24 Stunden, sondern er währt von seiner Auferstehung bis zu seinem sichtbaren Wiederkommen, bis zur Vollendung der Gemeinde bei ihm selbst: dann erst hört alles Fragen der Jünger und alles in Räthseln Reden des Herrn Jesu gänzlich auf. So kann das Bitten im Namen Jesu nur die Sache allmäligen Lernens sein. Denn der Herr sagt: an jenem Tage, da sie nichts mehr fragen, und er frei heraus vom Vater verkündigen werde, da werden sie in seinem Namen bitten; das Erste ist der Grund, auf dem das Zweite beruht. Was nun für die Jünger die Zeit von der Auferstehung Jesu bis zu seinem Wiederkommen, das ist für uns die Zeit von unserem geistlich Erkennen des Auferstandenen bis zu seinem Wiederkommen oder auch bis zu unserem Heimkommen in seine Ewigkeit. Damit also alle Jünger Jesu lernen, im Namen Jesu bitten, muß von Seiten des auferstandenen Jesu stattfinden ein unverhülltes, frei heraus geschehendes Reden an ihre Seelen, Kraft dessen sie kein Bedürfniß des Fragens mehr haben, von Seiten der Jünger aber das Früchtetragen aus ihm, als dem Weinstocke, ein Stand des Herzens, da es uns nicht verklagt, das Halten seiner Gebote. Sein sich uns Offenbaren und unser Gehorsam gegen ihn gehen ja auch mit einander Hand in Hand, wem er sich offenbart, der kann ihm gehorsam werden, und wer ihm gehorsam ist, dem kann er sich offenbaren.

Aus dem Leben des Apostels Paulus liegen zwei Thatsachen vor, die uns zeigen, wie einerseits auch die treusten Jünger des Herrn nur allmälig das Bitten im Namen Jesu lernen, andererseits aber auch, wie sie es doch wirklich lernen. Die erste Thatsache ist die vielbesprochene, daß, als Paulus drei Male den Herrn bat, er möchte ihn von dem Pfahl im Fleische befreien, die Antwort war: [1]) meine Gnade ist dir genug — von dem Pfahl im Fleische hat er ihn nicht befreit. Die andere, weniger besprochene Thatsache ist: Paulus hat nach Apost. 19, 21 schon während seines mehrjährigen Aufenthalts in Ephesus ungefähr 55, den Plan ausgesprochen, nach dem Wiederbesuche von Griechenland und Jerusalem nach der Welthauptstadt Rom zu reisen. In Corinth hielt (wie uns der Römerbrief zeigt) [2]) der Apostel diesen Plan fest, bittet auch die Brüder in Rom mit ihm im Gebete zu kämpfen, daß er errettet werde von den Ungläubigen in Judäa, und daß die gesammelte Liebessteuer von den Heiligen in Jerusalem freundlich aufgenommen werden möge, damit er in Freude nach Rom komme, um von dort nach Spanien zu gehen. [3]) Ist des Apostels Gebet erhört? Die Heiligen nehmen ihn in Jerusalem wohl freundlich auf, aber er fällt dann beim Besuche des Tempels eben den Ungläubigen in die Hände und kann ihnen nur dadurch entrissen werden, daß er nun für zwei Jahre in Cäsarea und dann für weitere Jahre in Rom gefangen liegen muß. Sind nun beide Bitten Pauli gewährt oder nicht? sind sie also, da alle Bitten im Namen Jesu genau erhört werden, Bitten im Namen Jesu gewesen, oder nicht? Der Pfahl im Fleische ist geblieben, und Paulus ist nicht von den Ungläubigen Judäas errettet worden. Er ist nicht mit Freu-

1) 2 Cor. 12, 8 ff. 2) Röm. 15, 30—32 und 23—28. 3) Apost. 20, 3; 21, 17—27; 24, 27; 28, 30.

den, sondern nach langer Gefangenschaft als ein Gefangener nach Rom gekommen und hat nicht nach Spanien weiter reisen können, sondern hat in Rom lange gefangen liegen müssen. Jesu Führung seines Apostels fiel also anders aus, als er es erbeten hatte, und doch treffen seine Bitten so nahe mit Jesu Sinn zusammen. Denn mit seiner Bitte um Wegnahme des Pfahls im Fleische bat er nur um Wegnahme des Hindernisses, daß er nicht mit ungehinderter Kraft für den Herrn wirken konnte. Die Antwort des Herrn aber sagt ihm: Meine Kraft wird in Schwachheit vollendet, eben darum mußt du schwach sein und den Pfahl behalten, daß ich recht mächtig durch dich wirken könne. Die Bitte muß wie das Samenkorn in die Erde fallen, die Hülle hinweggethan werden, daß ihr Kern um so fruchtbringender zum Leben komme. Nur die Verhüllung von Pauli Bitte hat der Herr hinweggethan. Ebenso im zweiten Falle. Die Ungläubigen Judäas dürfen den Apostel nicht tödten, durch seine Gefangenschaft ist das Wort Gottes nicht gebunden, gerade in der Gefangenschaft vertieft er sich in die Geheimnisse der göttlichen Wahrheit. Und der gefangene Mann kommt ja doch nach Rom und darf dort zwei Jahre lang empfangen, wen er will, und predigt das Reich Gottes und lehrt den Herrn Jesum, kaum zwei Menschenalter nach dessen Geburt in der Hauptstadt des römischen Kaisers mit aller Freudigkeit und ungehindert. Selbst noch im Philipperbriefe kann der Apostel bekennen, daß seine Lage vielmehr zur Förderung des Evangeliums ausgeschlagen sei. Was ergibt sich uns daraus? Der Wille des Herrn Jesu hat schon in den Tagen seines Fleisches den Willen seines Vaters allezeit getroffen, also daß er an Lazari Grabe sagen konnte: „Vater, ich danke dir, daß du mich erhört hast; ich wußte ja, daß du mich allezeit erhörest;" den Paulus jedoch sehen wir allmälig, aber mit starken Schritten hinschreiten zur Gewinnung dieser seligen Harmonie seines Willens mit Jesu Willen und seiner Gedanken mit Jesu Rath.

Hierin liegt im Grunde schon die Antwort auf unsere Frage: wie wir dazu gelangen können, auch in den e i n z e l n e n Anliegen im Namen Jesu die Bitten zu thun, Jesu Sinn bei unsern Bitten zu treffen? Die Antwort läßt sich aber auch der Sache nach durch ein Wort des Herrn geben: Joh, 15, 7: „Wenn ihr b l e i b e t in mir und m e i n e W o r t e in euch bleiben, so werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch geschehen." Wenn wir in ihm, als die Reben im Weinstocke bleiben, so muß durch die persönliche Gemeinschaft zwischen dem Auferstandenen und uns, durch das wirkliche Ineinanderleben, durch das organische Verwachsensein Jesu Geisteserleuchtung in unseren Seelen vorhanden sein und das Hingegebensein unseres Willens an den seinigen. „Wenn m e i n e W o r t e in euch bleiben," denn durch Jesu Wort erleuchtet uns Jesu Geist, seiner Worte muß gedenken, wessen Seele diese Erleuchtung sucht. Im Namen Jesu bitten, das heißt im Grunde: Jesu Bitten aussprechen, dem bittenden Jesu die Stimme leihen, Er die denkende, wollende Seele, wir sein Mund. So kann es auch kommen, daß wir auf das Vorbringen bestimmter Bitten verzichten und nur dies bitten, daß der heilige Geist in uns, durch uns, für uns bitte, uns mit seinen, des Geistes

Seufzern vertreten möge; wir sollen aber dann vom Geiste Jesu auf die weitere Stufe geführt werden, daß wir bestimmte Bitten, und die doch göttlich vor den Thron Gottes bringen oder daß wir selbst aus dem Geiste Jesu heraus in Jesu Namen bitten können. Dann werden wir eine Rebe am Weinstocke und erhalten die Salbung durch Jesu Geist; bleiben wir in Jesu, und bleiben seine Worte in uns, so kann uns die Salbung allmälig alles lehren, so daß wir auch in den einzelnen Anliegen aus Jesu Geist heraus bitten lernen. Dann ist auch erfüllt des Apostels Wort:[1] „Ich lebe, doch nun nicht mehr ich, sondern Christus lebet in mir."

Hierdurch findet auch das Wort des Herrn seine Erklärung Matth. 18, 19: „Wo zwei unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, das sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren im Himmel." Der Nachdruck liegt hier offenbar auf dem Einswerden beim Bitten. Genügt aber nun schon das bloße Einswerden an sich, um sich der Erhörung des Erbetenen versichert halten zu dürfen? Nur dann, wenn wir erfüllen, was V. 20 als Grund und Bedingung hinzufügt: „Denn wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Das Einswerden beim Beten soll und muß geschehen: in Jesu Namen; so wird ein solches Gebet, das dann seine Gemeinsamkeit nicht in irdischen und weltlichen Interessen haben kann, sondern in dem Brennpunkte Jesu und in dem Centralpunkte seines Reiches („im Himmel") wiederum zu einem Gebete in Jesu Namen; das Einswerden geschieht nur dadurch, daß der Herr selbst das Ein und Alles in jedem der Betenden, das Lebensprinzip geworden ist, daß er also in ihnen lebt.

Und, wenn es hierzu gekommen ist, dann tritt das merkwürdige Wort in Kraft, mit dem der Herr seine Aussprüche über das Bitten in seinem Namen geschlossen hat:[2] „(an jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten und) ich sage euch nicht, daß ich (dann fernerhin) den Vater für euch bitten werde, denn er selbst, der Vater hat euch lieb." Christi, des erhöhten, priesterliches Bitten für uns ist den Aposteln eine so tröstliche Wahrheit gewesen[3]) und ist es noch heute den Jüngern des Herrn; wie redet nun der Herr von einer Zeit, da diese Fürbitte aufhören soll? Sein Fürbitten ist nöthig, so lange die Jünger selbst noch nicht nach Gottes Willen zu bitten wissen; wenn wir aber erst und einst völlig und allezeit in Jesu Namen, nach Jesu Sinn, nach Gottes Willen bitten, fällt die Nothwendigkeit dieser Fürbitte weg. Sein Bitten für uns ist dann geworden zu seinem Bitten in uns und durch uns. Denn, wer in Jesu Namen bittet, bittet ja aus dem ihn durchwehenden Geiste Jesu heraus; er lebt ja nicht mehr selbst, Christus lebt ja in ihm. Insofern hört also Jesu Bitten doch nicht auf, es ist nur aus einem außer uns geschehenden Fürbitten zu einem in uns, durch uns geschehenden Bitten geworden. Die Vollendung der Jünger Jesu in der heiligen Kunst des Betens in Jesu Namen, und dieses Uebergehen von Jesu Bitten für uns in Jesu Bitten durch

1) Gal. 2, 20. 2) Joh. 16, 26 ff. 3) Röm. 8, 34. Hebr. 7, 25. 1 Joh. 2, 1.

uns ist ein charakteristischer Zug des Bildes jener Zeit, da Gott Alles in Allem geworden ist,[1]) d. h. der Ewigkeit.

Auch spiegelt sich das ganze Wesen des neuen Bundes und die ganze Stellung des Sohnes Gottes in der göttlichen Haushaltung darin ab, daß die Kinder des neuen Bundes nun in Jesu Namen beten. Denn, spricht der Herr am Abschiedsabende: „Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen;" als die Jünger in Jesu Namen, auf Grund von Jesu Gerechtigkeit und durch Jesu Geisteserleuchtung den Willen Gottes treffend zu bitten begannen, war dies die thatsächliche Offenbarung, daß der neue Bund, gestiftet in Jesu Blut und Verherrlichung, nun in's Leben getreten war. Denn warum gründeten sie nun ihr Recht zu bitten auf Jesu Gerechtigkeit? Weil sie innerlich erlebten, daß auf Grund von Jesu Tod der Kindschaftsgeist ihnen gegeben war.[2]) Warum konnten sie nun den Willen Gottes in ihren Bitten treffen? Weil der von Jesu verheißene Geist[3]) nun wirklich da war und sie in alle Wahrheit leitete. Warum sagt der Herr:[4]) „Unter allen, die vom Weibe geboren sind, ist nicht aufgekommen der größer sei, denn Johannes der Täufer, der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer, denn er?" Weil die Kleinsten des neuen Bundes können, was der Größte des alten Bundes nicht konnte: ihr Gebet im Namen Jesu thun. In diesem Beten im Namen Jesu spiegelt sich die Stellung des Sohnes Gottes in der göttlichen Haushaltung ab, sagte ich. Im Namen Jesu beten ist nichts anders, als thatsächliche Anwendung des Wortes: „Ich bin der Weg, Niemand kommt zum Vater, denn durch mich," auf das Beten. Christus ist der Weg erstlich, weil er der Priester ist, dessen heilige Selbstopferung an Gott unsre Schuld gesühnt hat; nur indem unser Glaube diese Sühnung an sich zieht, sich auf sie stellt, sich in sie kleidet, können wir selbst, kann unser ganzes Personleben, kann unser Denken und Thun, kann also auch unser Bitten, Danken und Loben Gott angenehm sein. Christus ist der Weg, weil er zweitens der vollkommene Prophet ist, der uns die Wahrheit und den Willen Gottes geoffenbart hat; deßwegen betet auch nur der nach Gottes Willen, welcher betet, was Jesus seine Jünger lehrte. Christus ist der Weg drittens, weil er seit seiner Verherrlichung als der König der Gemeinde wesentlich in ihr wohnt und sie so mit seinem erleuchtenden und lebendig machenden Geiste durchdringt; in dem Maße, als Christi Geist uns durchwohnt, können wir nun in Allem den Willen Gottes erkennen, also erhörlich bitten, dazu die Weisheit des göttlichen Regierens verstehen und in die herrliche Majestät Gottes selber Blicke thun, also in rechter Weise danken und loben.

Ebenso spiegelt sich die Mittlerstellung des Sohnes Gottes insofern ab in dem, was der Herr über das Gebet in seinem Namen sagt, sofern er den Vater nennt, als den, zu welchem unsere Bitten aufsteigen sollen, sich aber als den, in dessen Namen wir den Vater bitten sollen.[5]) Zwar

1) 1 Cor. 15, 28. 2) Gal. 4, 5. 6. 3) Joh. 14, 26; 16, 13. 1 Joh. 2, 20. 27
4) Matth. 11, 11. 5) Joh. 15, 16; 16, 23 (cf. 26 und 14, 16).

ist dem verherrlichten Jesu übergeben alle Macht im Himmel und auf Erden; [1]) daher er auch sagen kann: Er werde das thun, was die Jünger in seinem Namen erbitten. Und wenn Jesus die Bitten erfüllt, so dürfen wir sie auch an Jesum richten. So bezeichnet Paulus die Christen als die, welche den Namen Jesu anrufen. Das Leben vom Vater, Sohn und Geist ist ja nicht ein zertheiltes, geschiedenes Leben, wie bei uns das Leben eines Vaters und des seines Sohnes auseinanderfällt, sondern eine gegenseitige Durchdringung, ein Auseinanderquellen und Ineinanderübergehen. Daher wer zu dem Sohne betet, eben damit auch zu dem Vater betet und umgekehrt. Doch aber ist der Vater Urquell dieses Gotteslebens, [2]) wie Christus sagt, der Vater habe dem Sohne gegeben, Leben zu haben bei ihm selbst, und selbst noch der erhöhte Christus den Vater als seinen Gott bezeichnet. Daher ist es der Vater unseres Herrn Jesu Christi, zu welchem wir Paulus bitten hören. Wissen wir ja doch, daß auch der Sohn selbst und der heilige Geist für uns beten zum Vater.

So ist denn die höchste Stufe der Vollendung der Seele das Gebetsleben und die höchste Stufe des Gebetslebens das Gebet in Jesu Namen — dann erfüllt sich in der That und in der Wahrheit an der einzelnen Seele des Apostels Wort:

„Ich lebe, doch nur nicht mehr ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben.“

Die Entwickelung der Hierarchie und die Aemter der apostolischen Kirche.

Von P. Joh. Rudolph.

(Fortsetzung und Schluß.)

Doch welchem der drei großen Bischöfe gebührte der Primat? — Der von Rom nahm ihn für sich in Anspruch und gründete diesen allein auf seine Nachfolgerschaft Petri.

Petri Aufenthalt und Märtyrertod zu Rom gilt heute auch vielen protestantischen Theologen für bewiesen. Dagegen ist die, noch von Männern wie Döllinger und Ferd. Walter vertretene Ansicht von der Gründung der römischen Gemeinde durch Petrus circa 41 p. Ch. und seinem 25jährigem Episkopat daselbst schlechterdings nichts als eine römische Hypothese und wohl kaum mehr von einem evangelischen Theologen vertheidigt. Die Gründe dagegen sind in den einschlägigen Commentaren nach Tholuck, Meyer und Lange klar entwickelt. — Daß Petrus „schon, während Christus auf Erden weilte, in ausgezeichneter Weise hervortrat“, soll nicht geleugnet werden, aber ebenso wenig, daß gerade er sich der tragenden und vergebenden Liebe des Hei-

1) Matth. 28, 18. Col. 1, 15 ff. Joh. 14, 13 ff. 1 Cor. 1, 2. 2) Joh. 5, 26. Off. Joh. 3, 12. Eph. 3, 14 vergl. mit 1, 17. Col. 1, 3. Joh. 14, 16 vergl. mit 1 Joh. 2, 1. Hebr. 7, 25. Röm. 8, 34 und 26 ff. 1 Cor. 3, 23.

landes am bedürftigsten zeigte. — Gegen die römischerseits hartnäckig festgehaltene Exegese von Matth. 16, 18. 19, wonach Christus den Petrus zum Grundsteine seiner Kirche gemacht hat, können wir uns nur entschieden verneinend verhalten und müssen diesen Protest von Neuem erheben, wenn auch Joh. 21, 15—17 (die Rehabilitation des Apostels) in diesen Kreis der Beweisführung gezogen wird. Cf. 1 Cor. 3, 11. Eph. 2, 20. Jes. 28, 16.

Das aus der Successio Petri genommene Argument für den Primat des römischen Bischofs ist unzweifelhaft werthlos. Und doch ist dessen Assumption dieses Primates schon zu Ende des zweiten Jahrhunderts eine vollendete Thatsache. Seine Anerkennung beschränkte sich allerdings zunächst auf das Abendland. Cyprianus liefert hierfür reiche Beweise. Seiner ganzen Haltung in dieser Frage entsprechend, nennt er sogar die römische Gemeinde radix et matrix ecclesiæ catholicæ. Epist. XLV. Am wichtigsten aber erscheint das Zeugniß des noch älteren Irenäus († 201), der von der römischen Gemeinde schreibt: ad hanc enim ecclesiam propter potiorem principalitatem necesse est omnem convenire ecclesiam — — hoc est eos qui sunt undique fideles, in qua semper ab his, qui sunt undique, conservata est ea quæ ab Apostolis traditio. — Contra hæreses III, 3. — Und so viele hundert Jahre später, in unserer Zeit, erklärt Walter (Kirchenrecht aller Confessionen, 19): „Der Primat ist eine Anordnung Gottes, weil die Kirche selbst dieses ist (!) und weil die Kirche nur durch die Einheit und diese wiederum nur durch den Primat besteht. Er gehört also zu den ersten Lebensprincipien der Kirche, ja er trägt der Idee nach die Kirche in sich, weil die Kirche nur da ist, wo die Einheit ist." — Gleicherweise spricht sich Möhler aus, der bedeutendste römische Theologe der Neuzeit († 12. Apr. 1838), Symb. § 43: „Der Episkopat als Fortsetzung des Apostolates wird als eine göttliche Institution verehrt; deßgleichen nun auch und eben deßhalb der Einheitspunkt und das Haupt des Episkopats, der Papst, das Haupt der Gesammtkirche, eingesetzt von Christo." Diese „Einheit" ist Roms Stolz. Von ihm erfüllt konnte selbst Père Hyacinthe auf die Frage, warum er nicht Protestant würde, die Antwort geben: „Wie kann ich mich unter den Secten verlieren?" — Hören wir dagegen noch Leibnitz, dem man wohl zeitweilig heimliche Neigung zur Papstkirche vorgeworfen: „Romana ecclesia unitatem suam mirifice jactat. Ego vero tueri ausim, illam unionem non esse veram, sed tantam exteriore politico syncretismo simulatam." (Otium Hannoveranum p. 172, bei Tholuck: Verm. Schriften I, 321.)

Im Oriente scheint die Anerkennung des willkürlichen römischen Primates von Anfang an nur eine beschränkte gewesen zu sein, doch räumte man jedenfalls dem römischen Stuhle Vorzüge ein, wenn auch mehr aus politischen Gründen. Als aber der römische Bischof Victor 196 alle asiatischen Gemeinden, die mit ihm in der Passahfrage nicht übereinstimmten, in den Bann thun wollte, fand er bei den dortigen Bischöfen entschiedenen Widerstand gegen seine Anmaßung. Selbst der milde Irenäus erhob im Namen

der gallischen Christen seine Stimme gegen solche Uebergriffe, die er selbst dem römischen Bischofe nicht gestatten wollte. Cf. Euseb. h. eccl. v, 24.

Ganz ähnlich war es in Afrika mit der Anerkennung des römischen Primates. Fast klingt es wie bittere Ironie, wenn Tertullian (de pud. c. S.) den römischen Bischof den Pontifex Maximus nennt, den Bischof der Bischöfe. Seinem Edikte bezüglich der Ehebruchssünden der Bekehrten beugt er sich keineswegs, sondern greift es mit Härte und größter Schärfe an. Noch 347 widersetzte sich die afrikanische Kirche entschieden einem Beschlusse des Conciliums von Sardica, das den römischen Bischof Julius zur letzten Entscheidung in Klagesachen gegen Bischöfe ermächtigte, und wies jegliche transmarina judicia ab. Leo der Große erst zog Afrika zu seinem Sprengel.

Galten auf dem ersten nicänischen Conzile die drei großen Bischöfe als Vertreter der drei Landeskirchen noch als einander gleichstehend, so wird schon auf dem zweiten ökumenischen Conzil 381 dem Bischof von Rom ein Vorrang honoris causa zuerkannt. Durch die Bildung des byzantinischen Patriarchates (451) wurden wieder die Verhältnisse bedeutend verschoben, indem sich der Bischof des „neuen Rom" über den antiochenischen erhob und bald an der Spitze der ganzen Kirche des Orients stand; während gleicherweise der Bischof des „alten Rom" sich den alexandrinischen unterordnete und sich als Haupt des Occidents betrachtete.

Daß zwischen beiden gewaltigen Kirchenfürsten Rangstreitigkeiten ausbrachen, scheint natürlich. Der morgenländische stand im Glanze des Kaiserhofes, Rom auf dem Felsenboden der Tradition. Zunächst verschmähte der römische Bischof die Bezeichnung „Patriarch" und ließ sich Papa nennen.*) Als der byzantinische von Justinian I. den Titel eines „ökumenischen Patriarchen" annahm, widersetzte sich Gregor der Große entschieden solcher Anmaßung und erklärte sich selbst für „den Knecht der Knechte Christi". Während er noch die Bischöfe von Antiochien und Alexandrien als sich coordinirt anerkannte, hatte schon der viel frühere Leo der Große die heute beliebte römische Auslegung von Matth. 16, 18 i. J. 449 zu Ephesus durch seine Legaten vertreten lassen.

Der Usurpator Phoka (606) verbot dem Patriarchen von Byzanz den Gebrauch des streitigen Titels. In widerlichster Weise schwankte der Präponderanzstreit durch die Jahrhunderte. Die beiden Primatscandidaten schleuderten Bannflüche gegen einander, während keiner im eigenen Lager ganz sicher war. Denn in Italien behaupteten zwei Bischöfe bis tief in's Mittelalter die Autokephalie ihrer Stühle. — Der Primatsstreit wurde auch wirk-

*) Zu dem schönen Namen Papa, der im Occidente ursprünglich jedem Bischofe beigelegt wurde und erst seit dem sechsten Jahrhundert allein in Verbindung mit dem römischen Bischofe vorkommt, vergl. Concil. Basil. Sess. XXIII. c. 4: Ipse autem, summus Pontifex, tanquam communis omnium Pater et Pastor, non solum rogatus ac sollicitatus, sed proprio motu ubique investiget, investigarique faciat, et quam potest omnibus filiorum morbis conferat medicinam.

lich niemals entschieden, wenigstens darf das 1005 eingetretene vollständige Schisma zwischen Orient und Occident keine Lösung der Frage genannt werden. Diese mußte allerdings als gordischer Knoten erscheinen, das Zerhauen mit dem Schwerte die letzte Rettung. Die Griechen entzogen sich freilich der päpstlichen Herrschaft, aber die Einheit der Kirche war verloren. Der alleinstehende griechische Zweig begann bald zu verwelken und zu verdorren unter den zerstörenden Sturmwehen der geschichtlichen Entwickelung im Orient.

Rom aber blühte auf. Die Vorzüge seines Ursprungs wurden wohl ausgenutzt. Stets trat es kühn und entschieden für die Orthodoxie in die Schranken. Den Einflüssen des Kaiserhofes stand es fern, übte aber stets den allergrößten über die christlichen Bevölkerungen des Occidents, so daß seine Hülfe und Vermittelung von den Machthabern in Byzanz eifrig gesucht wurde. Endlich wurde Rom nach dem Tode Theodosius des Großen auch Hauptstadt.

Das neue römische Christenthum machte schnelle Fortschritte.*) Bei Beginn des neunten Jahrhunderts sah es seine Herrschaft über die Franken, Angelsachsen und Germanen ausgebreitet, der sich bald auch die scandinavischen Völker beugten. Allein die westgothische Kirche in Spanien hielt sich frei von der päpstlichen Hierarchie, verfolgte sogar das athanasische Bekenntniß zeitweise mit großem Eifer, bis 711 die Sarazenen dies Bollwerk des Arianismus zerstörten, dem Papste einen Dienst erweisend, den Karl der Große durch Vernichtung des Longobardenreiches erneuerte.

Eine neue Epoche für die päpstliche Herrschaft brachte die Begabung des heiligen Stuhles mit weltlicher Macht durch Pipin 755 und Karl den Großen 800. Der Statthalter Christi war nun eigner Herr von Land und Leuten, den Fürsten der Erde ebenbürtig, von Keinem abhängig, und hatte seine Lehr- und Machtsprüche vor keinem Kaiser und kaiserlichen Conzile mehr zu verantworten. — Aber klug und maßvoll gebrauchten die Päpste die neue Macht, um sich erst zu stärken, ehe sie das letzte Ziel ihrer Bestrebungen der Welt verriethen. Papst und Römer schwuren noch dem Kaiser Treue, der Papst war als weltlicher Fürst nur fränkischer Vasall, seine Gerichtsbarkeit und Ernennungsgewalt

*) Vergleiche hier die bezüglichen Aeußerungen vieler Conzilien, besonders auch der ökumenischen des Mittelalters, und des Conc. Vatic. Const. dogm. I, c. 1: Si quis igitur dixerit, beatum Petrum apostolum non esse a Ch. Domino constitutum apostolorum omnium principem et totius ecclesiæ militantis caput visibile — anathema sit! Cap. 2: Si quis ergo dixerit, non esse ex ipsius Ch. Domini institutione seu jure divino, ut beatus Petrus in primatu super universam ecclesiam habeat perpetuos successores; aut Romanum pontificem non esse beati Petri in eodem primatu successorem — anathema sit! Cap. 3: Si quis itaque dixerit, Romanum pontificem habere tantummodo officium inspectionis vel directionis, non autem plenam et supremam potestatem jurisdictionis in universam ecclesiam; non solum in rebus, quæ ad fidem et mores, sed etiam in iis, quæ ad disciplinam et regimen ecclesiæ per totum orbem diffusæ pertinent; aut eum habere tantum potiores partes, non vero totam plenitudinem hujus supremæ potestatis; aut hanc ejus potestatem non esse ordinariam et immediatam sive in omnes ac singulas ecclesias, sive in omnes et singulos pastores et fideles — anathema sit!

beschränkt. Auch unter den schwachen Nachfolgern Karls beugten sich noch die Päpste den Hoheitsrechten derselben, obwohl das plumpe Mährchen von der donatio Constantini schon erfunden war, das dann die Isidorschen Decretalen der staunenden Christenheit als historische Wahrheit auftischten. Als die hierin niedergelegten Grundsätze endlich in das allgemeine Kirchenrecht übergingen, war damit auch die Gefahr beseitigt, welche dem pontificalen Absolutismus durch das Entstehen nationalkirchlicher Primate in Deutschland gedroht hatte. Alle Cleriker wurden vollständig jeder weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen, vor Allen die Bischöfe, Priester und Laien wurden immer schärfer geschieden als Spiritales und Carnales. Die Decretalen und päpstlichen Constitutionen, die ächten sowohl als die falschen, enthalten allerdings die Grundzüge eines päpstlich-theokratischen Reichsgesetzes. Römische Kirchenrechtslehrer erzählen von einem zur Aufbewahrung authentischer Exemplare von Bullen und Breven rc. schon im vierten Jahrhundert erbauten Archive. (Cf. Walter, § 59.) Das römische Recht ging mit dem kirchlichen Organismus Hand in Hand und gelangte so allmälig in den germanischen Ländern zur Geltung. — An der Bestimmung der Grenzgebiete der weltlichen und geistlichen Macht arbeiteten Jahrhunderte. Schon Leo I. sprach von zwei Mächten, welche die Welt regieren und einander unterstützen sollen zum Wohl der Menschheit. Das Mittelalter nun ist die Zeit der unbedingten Herrschaft des Christenthums, das zum Maßstab aller Dinge gemacht, dem alle zeitlichen Interessen untergeordnet wurden. Geistliche und weltliche Macht haben beide göttlichen Ursprung, jede ist in ihrem Gebiete selbstständig, bedarf aber der Unterstützung der andern. Letztere Bestimmung verstand die Kirche in ausgedehntester Weise zu benutzen, indem sie die weltliche Macht zu ihrer Schwertträgerin und Scharfrichterin machte. Freilich aber ist auch der Kaiser nur ein Glied der Kirche und alle weltliche Gewalt und Ordnung steht auf dem Felsenboden göttlicher Institution und Approbation nur so lange, als sie in Harmonie ist mit den göttlichen Gesetzen, über deren Handhabung und Auslegung die Kirche zu wachen hat. Wo diese in irdischen Dingen Verletzungen erlitten, ist sie allein zum Schiedsamte und Strafamte berufen, dem sich Fürsten und Völker zu fügen haben. Das ganze bürgerliche Leben und Gemeinwesen ist von christlicher Moral getragen, alle öffentlichen Angelegenheiten unterstehen dem Gutheißen der Kirche, weil sie in ihrem Geiste allein dürfen geleitet werden. Alle irdischen Fürstenthümer und Gewalten sind vergänglich, die Kirche mit ihrem Organismus als der lebendige Leib Jesu Christi unwandelbar und ewig, denn die Ewigkeit bringt nur ihre Vollendung. Wie Bestehen und Wohlfahrt irdischer Staatsverbindungen die monarchische Regierungsform fordern, so die Kirche Christi auf Erden als ein sichtbarer organischer Körper ein sichtbares Haupt, den Papst, der aber damit auch der höchsten irdischen Gewalt übergeordnet ist, wie diese selbst nur durch göttliche Gesetze gestützt und ihnen unterworfen bleiben muß. Der Kaiser ist der Kirche verantwortlich, er und sie dem Papste, dieser aber allein Gott.*)

*) Vergleiche die Beweisstellen bei Walter: Kirchenrecht, § 19, 29, 30.

Von dieser Idee eines universal-hierarchischen Gottesstaates blieben die Päpste erfüllt bei aller Ungunst der unendlich verwickelten italischen und allgemeinen Weltverhältnisse, trotz des Schisma, trotz aller weltlichen und kirchlichen Anfechtungen und Kämpfe, zur Zeit höchsten Glanzes und größter Machtentwickelung, wie in Verfolgung, Verbannung und Schmach. Von ihren suprematistischen Ansprüchen ist noch kein Tüttelchen gefallen, das Motto des Papstthums ist heute noch das verächtlich-stolze und siegesgewisse: non possumus!

Wer möchte sagen, in welches Papstes Haupte dieser großartige Gedanke einer Universaltheokratie sich erhoben; der Mann aber, der mit eisernem Willen und furchtbarer Besonnenheit diese Idee verwirklichte, war Gregor VII. — Wohl: „wir gehen nicht nach Canossa!" aber dieser Gang ist geschehen. Wohl kein andrer Sterblicher hat geleistet, was Hildebrands Riesengeist in einer kränklichen, gebrechlichen Körperwohnung erreichte. Gregor war Reformator der Kirche, die von seinen eisernen Klammern noch heute gehalten wird, er war, was bei den meisten andern hohler Name, Papstkönig, Statthalter und Vertreter Gottes auf Erden, kein Wort galt neben dem seinen. Wenn ihm England und Frankreich widerstrebten, so durfte er es doch wagen, ihren Königen zu befehlen! — Seine Gedanken blieben seinen Nachfolgern tief eingeprägt und dem Klerus, der erkannte, welche große Folgen das Opfer seines häuslichen Glückes für die Kirche hatte, ja: dem ganzen Zeitalter. Die Kreuzzüge konnten die päpstliche Herrschaft nur stärken und ausbreiten. Urban II., Paschalis II., Innocenz III. und IV. ragen hervor als Koryphäen römisch-hierarchischer Gewalt, welche selbst Kaiser wie Friedrich II. und Heinrich VI. willentlich oder unwillentlich anerkennen mußten.

Doch diese Universaltheokratie konnte, selbst in ihrer immerhin noch mangelhaften und ungenügenden Form, nicht von langem Bestande sein, weil es keine Theo-, sondern Papakratie war, erbaut und gestützt durch Despotie, Bann und Blut. Das Reich Christi aber, das allein die Verheißung der Ewigkeit hat (2 Sam. 7, 16 ꝛc.), ist ein Reich des Friedens und freiwilliger, dienender Liebe. Dann wird blühen der Gerechte und großer Friede, bis daß der Mond nimmer sei! (Ps. 72, 7.) Nicht dem Papste, wohl aber dem ewigen Sohne wird einst der Vater Alles zu Füßen legen, daß Jesus sei nicht nur einiges Haupt seiner Gemeine, sondern auch ein Herr aller Welt! —

Fürstenthümer und Gewalten,
Mächte, die die Thronwacht halten,
Geben ihm die Herrlichkeit!
Alle Herrschaft dort im Himmel,
Und auch hier im Weltgetümmel
Ist zu seinem Dienst bereit!
Jesus Christus herrscht als König!

Auf des Berges Gipfel angelangt, kann's nur wieder abwärts gehen. Mit einer größeren irdischen Machtfülle, als Gregor VII. und seine genannten Nachfolger sie besessen, konnte kein Papst mehr bekleidet sein. Auf dieser

Höhe sich zu erhalten, war beim Fortschreiten der Weltentwickelung und Bildung dem Papstthum unmöglich. Der goldene Krummstab war ein schlechter irdischer Scepter. Die weltliche Macht des heiligen Stuhles verfiel und verschwand zusehends, endlich nur noch als Schattenbild von den Bayonetten des bigotten, abergläubischen (oder schlauen) Frankenkaisers geschützt, des Nachfolgers der „allerchristlichsten Könige"; bis die Kanonen von Sedan ihr endlich das Signal der Auflösung donnerten. Keineswegs schickte sich der Papst in diese Wendung. Leo XIII. betrachtet sich heute noch als den rechtmäßigen Herrn des Kirchenstaates und hofft zuversichtlich auf die Ueberwindung revolutionärer und antirömischer Zeitströmungen. — „Der Besitz eines unabhängigen Kirchenstaates," sagt Walter, „ist zur Behauptung der dem Papste zukommenden Stellung von der größten Bedeutung. Gleichwohl hat der Papst augenblicklich nur rechtlich, nicht factisch die weltliche Hoheit über den Kirchenstaat, da das Königreich Italien den größeren Theil desselben 1860, den übergebliebenen kleineren seit 1870 mit roher Gewalt in Besitz genommen hat. Erst wenn die Phase der Zerstörungen vorüber ist, wird der Papst in den factischen Besitz des Kirchenstaates zurückkommen." § 130. Cf. Encyclica Pius XII. v. 21. Novbr. 1873.

Das schwarze Heer aber der Jesuiten war nicht überwunden und zerstreut, in ihrer Hand war der letzte Papstfürst Pius Nonus ein fast willenloses Werkzeug. Wenn auch nicht durch Geistesgewaltigkeit und Thaten, so doch durch unerhörte Anmaßung suchte er die Glanzperiode der Kirche zu erneuern und sich dem großen Gregor an die Seite zu stellen; durch fabelhafte Großsprecherei und kategorische Bannflüche die längst verjährten Ansprüche als Papa-Ré geltend zu machen. Dies zeigen seine Encycliken von 1864 und 1872 und der berüchtigte Syllabus. Durch Canonisirung des schon Jahrhunderte lang anrüchigen Dogmas von der immaculata conceptio Mariæ suchte Pius gleich im Anfange seines Pontificats der besondere Liebling der Himmelskönigin zu werden. Als solcher eröffnete er am 8. Dezember 1869 das Latrocinium Vaticanum, das den König Christus jeder Herrlichkeit in seiner Kirche auf Erden beraubte.*) Es sanktionirte die Forderung absoluter päpstlicher Machtfülle, wie sie Gregor VII. ausgesprochen und Bonifacius III. in der Bulle Unam Sanctam 1302 formulirt hatte. — Aber das Concil that nicht halbe Arbeit. Am 18. Juli 1870 erklärte es die Unfehlbarkeit aller Vikare Christi in allen Sachen des Glaubens und Lebens. Conc. Vat. C. d. I, c. 4:

Itaque Nos, ad Dei Salvatoris nostri Gloriam, religionis Catholicæ exaltationem et Christianorum populorum salutem, sacro approbante Concilio, docemus et divinitus revelatum dogma esse definimus: *Romanum Pontificem,* cum ex Cathedra loquitur, id est, cum omnium Christianorum Pastoris et Doctoris munere fungens, pro suprema sua Apostolica autoritate doctrinam de fide vel mori-

---

*) Freilich ist bei diesem gesalzenen Ausdrucke hinzu zu denken: „wenn man nicht die bewußte Intention, sondern die factische und prinzipielle Consequenz in's Auge faßt." D. Red.

bus ab universa Ecclesia tenendam definit, *per assistentiam divinam, ipsi in beato Petro promissam, ea infallibilitate pollere, qua Divinus Redemptor Ecclesiam suam in definienda doctrina de fide vel moribus instructam esse voluit; ideoque ejusmodi Romani Pontificis definitiones ex sese, non autem ex consensu Ecclesiæ irreformabiles esse.* — Si quis autem huic Nostræ definitioni contradicere, quod Deus avertat, præsumpserit; anathema sit!

Wenn die Vertheidiger dieser Resolution erklärend bemerken, daß Fragen des Glaubens und Lebens in alter Zeit von Presbyterien und Synoden entschieden, jetzt nur eine viel genauere Untersuchung durch die Congegration des hl. Officiums und die Gutachten der besten Theologen erhalten, daß also des Papstes Zeugniß nur aus der Kirche in die Kirche hinein geht und ihm daher auch nothwendig die göttliche Erleuchtung zur Seite steht; — so ist dies eine Feigenblattbedeckung der Schande, und kein aufrichtiges Gewissen kann sich dadurch beruhigt fühlen.

Allerdings bezeichnet die Infallibilitätserklärung den Höhepunkt der kirchlichen Hierarchie. Sie ist das Ende einer Jahrhunderte lang fortstrebenden Entwicklung und vollendet innerhalb des römisch-kirchlichen Reichsgebietes die absolute Theokratie, im Sinne der Päpste, eine Herrschaft dessen, der da ist ein Widerwärtiger der Wahrheit und sich erhebt über Alles, das Gott und Gottesdienst heißt, also daß er sich setzet in dem Tempel Gottes als ein Gott und gibt sich vor, er sei Gott, 2 Thess. 2, 4. — Auch die bisher meist noch bescheiden anerkannte Gewalt der Concilien ist dem päpstlichen Willen keine Schranke. Die päpstliche Zustimmung zu den gefaßten Beschlüssen wurde stets nachgesucht und dem hl. Stuhle das Approbationsrecht wohl nie bestritten. Von einer Entscheidung des Papstes war keine Appellation statthaft — cf. Walter: Verhältniß der allgemeinen Concilien zum Papste § 158. — Nun aber sind, nach dem Wortsinne des Vatikans-Beschlusses, weder allgemeine Concilien noch besondere päpstliche Congegrationen oder Referate bedeutender Theologen mehr nothwendig: ideoque ejusmodi Rom. Pontificei definitiones esse ex sese, non autem ex consensu ecclesiae irreformabiles.

Die römisch-kirchliche Hierarchie ist heute vollendeter als jemals. Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, so umstehen den Papst die Cardinäle nebst dem zahlreichen geistlichen Hofstaate. Von Rom aus wird der ganze Organismus der Kirche belebt und gelenkt durch zahllose Mittelglieder in scharf gesonderten Rangabstufungen. Rom ist das Herz, von dem alles Blut ausströmt, nach dem alles zurückströmt. Die Kirche Roms ist ein Riesendom, zu dessen Errichtung die Jahre Sandkorn um Sandkorn gereiht haben, der aber dennoch stylvoll und planvoll bis in's Kleinste aufgeführt, durch seine Größe und Pracht wie durch die wunderbare Verbindung der gewaltigsten Theile mit seinen kleinsten den schnellen Beschauer fast sinnberauschend überwältigt, daß es ihn hineinzieht in die immer offenen Pforten. — Wie viele protestantische Theologen konnten diesem Zuge nicht widerstehen

und sind im geheimnißvollen Halbdunkel hinter den unerschütterlich scheinenden Pfeilern verschwunden. Freilich, hier schweigt das Meinen und Streiten der Secten, hier gilt nur ein Wille! Ein Glaubensbekenntniß, eine Form des Gottesdienstes, ein Kirchenregiment; kein Gefühl der Zerrissenheit, Armuth und Schwäche, in Glanz und Größe der königliche sichtbare Leib des königlichen himmlischen Hauptes: Christus. (Festrede des Erzbischofs Patrik John Ryan v. St. Louis am Tage des hl. Gregor VII. bei Einweihung der Kathedrale in New York.) —

Aber mit dem hochzeitlichen Kleide der Herrlichkeit soll die Braut erst droben bekleidet werden, hier soll sie in Niedrigkeit und kämpfend in der Knechtsgestalt des armen Lebens Jesu ihr Vorbild finden. Sein Reich der Herrlichkeit ist nicht von dieser Welt, auch das ihre soll jenseits sein. Diese Mahnung ist selbst für die protestantischen Rufer auf Zions Mauern heute eine ernste, dringende Pflicht! —

Mögen Alle, die Jesum Christum lieb haben, nach Einheit trachten in Wahrheit und Liebe; aber vollkommene Einheit kann nur da sein, wo vollkommene Liebe ist, also nicht hier im Lande der Sünde und des Stückwerks. Wo die Vollkommenheit wohnt, da ist die Zukunft der Kirche Christi: da ist er selber Sonne und Schild, alles Regieren und Befehlen, Lehren und Bannen hat da aufgehört, da schallt nur das dankbare Hallelujah erlöster armer Sünder, die nun selige Bürger sind des ewigen Gottesreiches, das einst der Sohn überantworten wird dem Vater, auf daß Gott sei Alles in Allem! 1 Cor. 15, 28.

Die Unwandelbarkeit des apostolischen Evangeliums.

Referat, vorgetragen von Herrn Dr. C. von Orelli, außerordentlicher Professor der Theologie in Basel.

Als wir gestern an dieser Stätte die Berichte über das religiöse Leben in den verschiedenen protestantischen Ländern und Kirchen entgegennahmen, mag sich Manchem von uns die Wahrnehmung aufgedrängt haben, daß wir, seit zum letzten Mal diese Versammlung auf unserm Continent zusammengetreten ist, um einen verhängnißvollen Schritt der Zersetzung des Protestantismus näher gekommen sind. Nicht Angriffe von außen, etwa von andern Kirchen her, nicht Eingriffe der Staatsgewalt in das Gebiet der Glaubensfreiheit sind heute am meisten zu beklagen; nicht einmal der Unglaube, welcher mancherorts schon offen die christliche Lehre abweist, ist die gefährlichste Erscheinung unsrer Tage, sondern jene Unsicherheit in Betreff der eigentlichen Grundlage unsers Glaubens, welche wir bei Lehrern und Gemeinden mehr und mehr überhandnehmen sehen, jene Verwirrung, welche daraus entsteht, daß vielfach etwas für Christenthum, für Evangelium ausgeboten wird, was zwar nicht außer allem Zusammenhang mit dem apostolischen steht, aber davon doch gründlich, wesentlich verschieden ist. Es sind nicht mehr nur vereinzelte Versuchsfelder, wo solche Umwandlung der christlichen Lehre in's Werk gesetzt

wird; sondern eine Kirche nach der andern sehen wir in diese Krise eintreten, wo sie sich mit dem Geist der Neuzeit auseinander zu setzen hat. Wo aber solche geistige Strömungen in der Luft liegen, entziehen sich die Wenigsten ihrer Einwirkung ganz. Und auch diejenigen, welche dagegen ankämpfen, folgen dabei oft mehr einem dunkeln Gefühl der Zuneigung zum Althergebrachten oder des Mißtrauens gegen den modernen, verflachenden und verneinenden Geist als einer klaren Einsicht in den Gegensatz, um welchen es sich handelt.

Bei der Anordnung dieser Zusammenkünfte hat deßhalb der Gedanke Raum gewonnen, daß ehe wir jetzt an die mannigfachen Arbeiten zur Förderung des Reiches Gottes gehen, wir zuerst auf den Einen Grund uns zu besinnen haben, auf welchem wir zu arbeiten gedenken; ehe wir reden von den Werken christlicher Liebe, wir uns erinnern sollen an den Glauben, als dessen Früchte wir diese Liebeswerke wollen angesehen wissen; ehe wir uns berathen über die Verkündigung des Evangeliums unter Christen, Juden und Heiden, wir darüber uns und Andern Rechenschaft schuldig seien, welches Evangelium wir meinen. Einst verstand sich das unter Christen evangelischer Confession von selbst, heute nicht mehr. Daher die innere Nöthigung, von dem zu reden, was sonst als feststehend unter uns konnte vorausgesetzt werden. Daß es fest steht trotz aller Wandlungen der Zeit und Welt, das wollen wir uns vergegenwärtigen und daraus freudige Zuversicht schöpfen, um mit Gottes gnädigem Beistand weiterhin zu zeugen und zu wirken für die ewige Lebenswahrheit.

„Ich habe von dem Herrn empfangen, was ich euch auch überliefert habe: daß der Herr Jesus in der Nacht, da er verrathen ward, Brod genommen, und als er es gesegnet, hat er es gebrochen und gesprochen: Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird. Solches thut zu meinem Gedächtniß. Deßgleichen auch den Kelch nach dem Mahle und sprach: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blute; solches thut, so oft ihr es trinket zu meinem Gedächtniß. Denn so oft ihr von diesem Brod esset und von diesem Kelch trinket, sollet ihr den Tod des Herrn verkündigen, bis daß er kommt."[1]) Mit gutem Grund gehen wir von dieser Stiftung des Herrn aus, um unser Recht darzuthun, wenn wir von „dem apostolischen Evangelium" reden wollen, nicht von einer Lehre der Apostel, welche vom Evangelium Christi verschieden wäre, auch nicht vom Evangelium eines Apostels, das ein andres wäre als das der übrigen. Um diese Tafel finden wir sie alle vereinigt; dieses Testament haben sie alle, auch Paulus nicht ausgenommen, „von dem Herrn empfangen". Zwar nur als urkundliches Zeugniß, wie der Herr selbst seinen Tod wollte angesehen wissen, kommt für uns hier das h. Abendmahl in Betracht. Aber es ist ein Zug der wunderbaren, liebevollen Weisheit des Herrn, daß er seine kostbarste Lehre in Form dieser heiligen Handlung seinen Jüngern übermacht hat. Sie haben es ja nie verstanden, wenn er sie auf die innere Nothwendigkeit seines bevorstehenden Leidens und Sterbens hinweisen wollte; sie bebten zurück, so oft er es

1) 1 Cor. 11, 23—26.

versuchte, in's heiligste Geheimniß des Gottesreichs sie einzuführen. Sie vermochten solche Rede bis zuletzt nicht zu ertragen. So hat er denn in der Scheidestunde in diesem Mahl der Liebe ihnen eine Urkunde übergeben unverlierbar, unzerstörbar, unmißverständlich. Sobald der Geist über sie kam, mußten sie darin finden, was sie zu predigen hatten, das Testament Christi. Und so lange bis der Herr wiederkommt, wird dieses Denkmal stehen, und wo ein Funke seines Geistes noch weht, wird man das daraus lesen müssen, was Petrus und Johannes und Paulus einmüthig in Wort und Schrift verkündigt haben, das apostolische Evangelium.

„Mein Leib gebrochen für euch — der neue Bund kraft meines Blutes — das vergossen wird für Viele zur Verzeihung der Sünden," wie zwei Evangelisten [1]) den Wortlaut vollständiger mittheilen. Was die Jünger sich dabei denken mußten, was also der Herr ihnen damit sagen wollte, ist für den nicht fraglich, der die heiligsten Stiftungen des alten Bundes kennt. Jesus hat damit für Jeden, der hören und sehen will, sich selbst als das Opferlamm hingestellt, dessen Tod allein die Schließung eines neuen Gnadenbundes ermögliche, dessen sühnendes Blut das nothwendige Mittel sei, um die Menschen von ihrer Sündenschuld zu reinigen und mit Gott zu einigen.

„Nehmet, esset — trinket alle daraus!" Indem Jesus eine Speise gemacht hat aus seinem Leibe, einen Trank aus seinem vergossenen Blute, bezeugt er, daß Er, der Gekreuzigte, durch seinen Tod ein neues Leben den Seinigen mittheile, das göttliche, heilige, ewige Leben, welches dem Tod nicht unterworfen ist. Daß dieses Leben, wie es Christus in sich hatte und uns geben wollte, in der That den Tod überwindet, das ist offenbar geworden in seiner Auferstehung.

Zwar das ganze irdische Leben Jesu in seiner Niedrigkeit und seinem erbarmungsvollen Mitleiden war schon ein Opfer beständiger Entsagung und Hingabe für die Andern, aber erst in seinem Tod am Kreuz ist dieses Opfer ganz und voll geworden, da er Alles, sich selbst dahingegeben hat für die Sündenwelt. Während seiner ganzen Thätigkeit in Knechtsgestalt hat er sich erwiesen als „den Anführer des Lebens", wie ihn Petrus nennt,[2]) indem er die Vollmacht besaß, das Leiden zu bannen und dem Tod zu gebieten, wie er berechtigt war, Sündenvergebung zu spenden denen, die an seine Person glaubten. Aber erst seine eigene Auferstehung von den Todten hat den vollen Thatbeweis geleistet für die Wahrheit seines Wortes und die Gültigkeit seines Werkes. Erst durch dieses Ereigniß ist das Heil für die Menschen ein thatsächliches geworden, so daß man frohe Botschaft davon verkünden konnte.

Der Versöhnungstod und die Auferstehung Christi, diese beiden unzertrennlichen Thatsachen sind denn auch der grundlegende Inhalt aller apostolischen Predigt geworden, die Pfeiler, auf welche die christliche Kirche gebaut wurde. Nicht etwa im Allgemeinen einer innern Beschaffenheit und Sinnesart Christi verdankt die Menschheit nach der Lehre der Apostel ihre Erlösung, sondern seinem Versöhnungstod, und dieses sein Versöhnungswerk verlangte

1) Matth. 26, 28. Mark. 14, 24. 2) Apost. 3, 15.

nach seinen eigenen Aussprüchen wie nach der Predigt seiner Jünger als nothwendige Vollendung seine Auferstehung. Eine Lehre, welche auf's scharfsinnigste Rechtfertigung und Versöhnung mit dem Tod Jesu in Verbindung zu bringen, aber mit seiner Auferstehung dabei nichts anzufangen wüßte, könnten wir als die apostolische nicht anerkennen. Als die Summe seiner Lehre, den Kern und Stern seines Redens und Wirkens nennt Paulus an die Korinther[1]) Jesum Christum den Gekreuzigten, und an dieselbe Gemeinde schreibt er: Ist Christus nicht auferstanden, so ist unsre Predigt eitel, d. h. leer, gegenstandlos, eitel aber auch euer Glaube, und ihr seid noch in euern Sünden.[2]) Beides faßt er zusammen im Brief an die Römer[3]): Unser Herr Jesus, welcher um unsrer Uebertretungen willen dahingegeben und um unsrer Gerechtmachung willen auferweckt ward. Nicht anders steht es bei den übrigen Zeugen Christi. Statt aller Zeugniß einzuholen, erinnern wir nur an den, welchen man der bittersten Gegnerschaft gegen Paulus und sein Evangelium hat verdächtigen wollen, an Johannes, den Verfasser der Offenbarung. Wen schaut dieser Seher im Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte? Das Lämmlein, das geschlachtet worden zum Heil der Menschen, und dem deßhalb alle Welt fortan unterthan ist. All' die Seligen vor Gottes Thron sind es nur, weil sie von ihm erkauft sind und ihre Kleider gewaschen haben in dem Blut des Lammes. Ihm danken sie ihre Gerechtigkeit, ihm auch das ewige Leben, der todt war und ist lebendig geworden; Er führt den Schlüssel über das Reich des Todes.[4]) Das ist wahrlich nicht bloß paulinisches, das ist das apostolische Evangelium.

Es verhält sich nun nach der Lehre der Bibel mit dieser Botschaft völlig anders als wenn etwa eine alte Wahrheit, z. B. ein längst in Kraft stehendes Naturgesetz zum ersten Mal erkannt, oder eine schon immer vorhandene Naturkraft in ganz neuer Weise verwerthet wird, wodurch ja die Anschauungen, sowie die Lebensweise der Menschen völlig umgestaltet werden können. Dabei ist der Name des Entdeckers oder Erfinders Nebensache. Der Werth seiner Erfindung ist unabhängig davon, daß gerade er und wie er dazu gekommen ist. Aber nicht eine allgemeine Wahrheit, die von jeher Geltung hatte, hat Christus entdeckt: sondern erst jetzt, wo er mit der sündigen Menschheit sich zusammenschließend ihr das Wohlgefallen Gottes erworben hat durch sein Leben in der Niedrigkeit und seinen Tod am Kreuz, jetzt erst ist die Versöhnung zwischen Gott und den Menschen zur Wahrheit geworden. Nicht bloß die Anschauung der Menschen von Gott hat sich geändert, sondern das thatsächliche Verhalten Gottes zur Welt ist ein neues geworden in Folge dieses Heilswerkes, das der sündlose Gottessohn allein vollbringen konnte. Und eine völlig neue Lebenskraft, die zuvor in der sündigen Menschheit gar nicht vorhanden war, hat ihr Christus gebracht, eine Kraft, welche sich in seiner Auferstehung siegreich bewährt hat, und Allen denen, welche mit Ihm, dem Erstling der neuen Menschheit, vereinigt sind, die Ueberwindung des Todes sichert. —

1) 1 Cor. 2, 2. 2) 1 Cor. 15, 14. 17. 3) Röm. 4, 25. 4) Off. Joh. 5, 9; 7, 14; 1, 18 und sonst.

Aber trotzdem, daß im Sinne der Apostel, wie des Herrn selbst alle die Heilsgüter, welche sie der Welt zu bringen hatten, nur in seiner Person wurzelten, nur Wahrheit und Gültigkeit hatten als von Christo durch seinen Kreuzestod erworbene und durch seine Auferstehung uns zugesicherte, trotzdem geht das Bestreben der Neuzeit eben dahin, das Christenthum von diesen grundlegenden Thaten der göttlichen Gnade abzulösen. Die „Idee" oder das „Prinzip" der Versöhnung und Gotteskindschaft möchte man beibehalten, aber sie von dem geschichtlichen Werke Christi möglichst unabhängig stellen. Allerdings habe sich in ihm die Idee der Gotteskindschaft am vollkommensten dargestellt und in seinem Kreuzestod am herrlichsten bewährt. Er habe damit bewiesen, daß für Den, der sich mit Gott Eins wisse, alle Widerwärtigkeit des Lebens kein Zeichen der Ungnade des Höchsten sein könne. Aber Gottes Verhältniß zur Welt sei durch dieses Leiden und Sterben kein anderes geworden, sondern nur in seiner Wahrheit zum Vorschein gekommen, wie es auch zu allen andern Menschenkindern von jeher bestanden habe, und wo es von ihrer Seite getrübt worden, von ihrer Seite durch Umkehr zu Gott hergestellt werden konnte. So hätten die Voraussetzungen, die Bedingungen der Erlösung jederzeit bestanden. Gottes Liebeswille wäre stets ungetrübt gewesen und ebenso im Menschen die Fähigkeit vorhanden, dieser Liebe theilhaftig zu werden. Christus wäre blos der geniale Anfänger, der den Menschen gezeigt hätte, wie man sich jener Einheit mit Gott bemächtigt und sie allem Schein des Gegentheils zum Trotz festhält, wie man sich mit Gott versöhnt und dadurch mit der Welt aussöhnt. (Fortsetzung folgt.)

An Stelle des Intelligenzblattes,

das diesmal doch nichts besonders Bemerkenswerthes zu berichten haben würde, gestattet sich die Redaction diesmal, einige Correspondenzen betreffs editorieller und synodaler Angelegenheiten, die erledigt sein wollen, mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Eingesandt von P. A. Zernecke.

Entspricht der Bekenntnißparagraph unserer Statuten allen Anforderungen der Klarheit und Bestimmtheit? und wenn nicht, wie ist er anders und besser zu fassen?

In Cap. 1. der Statuten ist zunächst vom Namen der Synode die Rede. Bei einer Definition wird mit Recht verlangt, daß dieselbe klar und das Wort den ganzen Begriff umfaßt; das Wort darf weder eine zu weite noch eine zu enge Fassung zulassen. Sehen wir nun zu, ob die durch den Namen unsrer Synode gegebene Definition diesen logischen und sprachlichen Anforderungen entspricht. Wir lesen: sie nennt sich deutsche evangelische Synode von Nordamerika. Was zunächst das Prädicat deutsche betrifft, so liegt darin eine Beschränkung, die dem folgenden evangelisch widerspricht. 1) Ist die evangelische Synode die Synode der Zukunft, von der wir hoffen und erwarten, daß sie ihr Gebiet immer weiter ausdehnen und diejenigen Synoden absorbiren werde, die auf einem unwahr evangelischen Standpunkte stehen, wie diese Hoffnung auch in dem letzten Prädicate: von Nord-Amerika enthalten ist—ist—sagen wir, die evangelische Synode die Synode der Zukunft — so widerspricht das Prädicat: deutsche dem Namen der evangelischen Synode. Es werden sich — und die Zeit ist nicht so fern, wie Manche glauben, — es werden sich im Bereiche unserer Synode auch Gemeinden bilden, in denen in englischer Sprache gelehrt und gepredigt werden wird. Dann wird die Alternative an uns

herantreten, entweder dieselben aus der Synode auszuweisen oder den Namen der Synode zu ändern. Ersteres wäre ein Unrecht, denn sie stehen auf demselben Lehrgrunde— die Sprache ist etwas Zufälliges, Unwesentliches. Die Worte deutsche ev. Synode stimmen andererseits auch nicht mit den Grundzügen der Kirchen- und Gottesdienst-Ordnung, wo von einer Gemeinde nur verlangt wird, daß sie sich evangelisch nennt. In der Beziehung: von Nord-Amerika liegt wenigstens für jetzt eine Unwahrheit—denn die Synode hat noch nicht in allen einzelnen Staaten Gemeinden. Wahrer müßte es heißen: die evangelische Synode in Nord-Amerika. Wir kommen nun zu § 2, in welchem das Bekenntniß der Synode enthalten ist resp. enthalten sein soll. Die Anfangsworte des § lauten: die deutsche evangelische Synode von Nord-Amerika u. s. w. v e r s t e h t. Dieses Wort versteht nimmt sich wunderlich aus in einem Bekenntnißparagraphen. Es widerspricht der Logik. Auf die Frage, was ist? gibt es logisch—nur die eine Antwort—sie ist. In dem Worte: versteht—liegt etwas Willkürliches—die Synode könnte unter der evangelischen Kirche auch etwas ganz Anderes verstehen, wie das durch andere Gemeinschaften bezeugt wird. 2) Weiter heißt es: diejenige Kirchengemeinschaft, welche die heiligen Schriften u. s. w. — wie sie in den symbolischen Büchern u. s. w. — hier drängt sich uns zunächst die Frage auf — warum sind gerade diese und nicht auch andere symbolische Schriften genannt? 3) Man wird doch der lutherischen Synode das Prädicat evangelisch nicht bestreiten können — und doch sind diese in ihrer Lehre noch an andere symbolischen Schriften gebunden. Es wird diese Nebeneinanderstellung der Augsburgischen Confession, Luthers Katechismus, Heidelberger Katechismus näher bestimmt und scheinbar gerechtfertigt durch die Worte: insofern dieselben miteinander übereinstimmen. Wir fragen — wie soll der Laie zu klarer Erkenntniß darüber gelangen, welches denn der Lehrtypus der evangelischen Synode von Nord-Amerika ist—er hat weder Zeit noch die Fähigkeiten eine wissenschaftliche Vergleichung jener vorzunehmen. In den Worten: insofern sie miteinander übereinstimmen, ist das Zugeständniß enthalten, daß sie in vielen Punkten nicht miteinander übereinstimmen. Was soll dann geschehen? Der § sagt es mit den Worten: in ihren Differenzpunkten u. s. w. Gewissensfreiheit. Ein dunkles und gefährliches Wort. Wir verweisen darüber auf das im Juli und August der theologischen Zeitschrift mitgetheilte Referat über Gewissensfreiheit. Es ist gewiß nicht zu bestreiten, daß die Stellung des Einzelnen sowohl Laien als Pastoren zu den Differenz-Lehrpunkten der luth. und reformirten Kirche wesentlich mitbedingt und mit bestimmt wird durch die Erziehung, theologische Bildung u. s. w. Zu verlangen, daß Alle gleich über dieselben denken sollten, wäre ebenso der Sache selbst als dem Wesen der menschlichen Natur widersprechend. Das Bekenntniß aber einer Kirche resp. Synode muß sich über diesen Punkt klar und bestimmt aussprechen. Mit der Gewissensfreiheit ist es ein eignes Ding. Ich kann mir über eine Differenzlehre wissenschaftlich ein Urtheil bilden und dasselbe für mich als wahr und richtig halten. Diese Gewissensfreiheit ist aber für den Lehrer der Kirche keine Lehrfreiheit — und doch wird sie von Vielen so aufgefaßt und auch practisch durchgeführt. Das Wort: Gewissensfreiheit im Bekenntnißparagraphen der Statuten — kann so, wie es dasteht, unmotivirt und nicht näher begrenzt, von jedem logisch denkenden Menschen nur als Lehrfreiheit aufgefaßt werden. Die Fassung des § 2 der von der letzten General-Synode revidirten und approbirten Synodalstatuten—entspricht nach meiner Ansicht—und ich glaube viele Brüder in der Synode theilen sie, wenn sie dieselbe auch nicht aussprechen — sie entspricht nicht allen Anforderungen der Klarheit und Bestimmtheit. Ich meine, die Fassung des Bekenntnißparagraphen wäre klar und deutlich, wenn er lautete: die evangelische Synode in Nord-Amerika, als ein Theil der evangelischen Kirche, erkennt die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments für das Wort Gottes und für die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens. Die Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche (resp. der lutherischen und reformirten Kirche) erkennt sie als historisch ehrwürdige Lehrzeugnisse der Reformatoren, sieht aber in ihnen eine Lehrnorm, nur in soweit sie mit dem Wortlaut der heiligen Schrift übereinstimmen.

Zweck dieser Zeilen ist, Andre zu weiterem Nachdenken über diese Sache anzuregen— dieselbe ist von einem Theil der Synode angeregt worden, sie kann und darf nicht mehr todtgeschwiegen werden. Je eher dieselbe zur endgültigen Entscheidung gelangt, desto eher wird das Band der Einigkeit im Geiste des Friedens Aller Geist und Herz umschlingen.

Hierzu haben wir einige Gegenbemerkungen zu machen: Ad 1) Daß eine logische Definition ihren bezüglichen Begriff nach Umfang und Inhalt genau expliciren muß, ist ja freilich anerkannt, doch dürfte es nicht berechtigt sein, dieselben Forderungen, die man an eine logische Definition stellt, auch von einem bloßen Namen zu erwarten. Der Name ist ja ein Panier, mit dem man sich nach außen genügend zu kennzeichen sucht. Daß unsere Synode sich deutsche evangelische Synode genannt hat, das hat sie doch einfach gethan, weil sie beim Werke ihrer Sammlung sich hat vorwiegend an die deutsche Bevölkerung unsres Landes wenden wollen. Es ist unsrer Synode allerdings wohl nicht eingefallen, sich als die Synode der Zukunft proclamiren zu wollen, und das wollen wir ja auch jetzt noch nicht, gesetzt auch, unsere Zustände ermuthigten uns mehr, als sie thatsächlich thun, unsere Ziele weiter zu stecken, und wenn wir solche Pläne hätten, so wollen wir doch davon nicht vor der Zeit aus der Schule plaudern. Wenn wir uns nach dem benennen wollten, was wir einmal mit zu werden wünschen, so könnten wir uns nur gleich die eine, heilige, allgemeine christliche Kirche nennen. Wenn einmal das englische Element in unsrer Mitte so stark sein wird, daß unser gegenwärtiger Name kein Hauptmerkmal mehr bezeichnet, dann wird's wohl Zeit sein, daß ein Antrag auf die bezügliche Veränderung von dem englischen Elemente selbst ausgehe, vor der Hand brauchen wir uns darüber noch nicht zu alteriren. Ebenso können wir ohne Ueberhebung bei dem „von Nordamerika" stehen bleiben, weil wir damit nicht beanspruchen, schon ganz Nordamerika occupirt zu haben, sondern nur das aussprechen, daß deutsche evangelische Pastoren und Gemeinden in ganz Nordamerika mit uns, wenn sie wollen und sonst dazu qualifizirt sind, in synodale Verbindung treten können.

Ad 2) Auch den incriminirten Ausdruck: „versteht" können wir nicht für so willkürlich und unlogisch halten, betrachten ihn vielmehr ebenso für einen Ausdruck der Bescheidenheit wie der Bestimmtheit der Ueberzeugung. Das verstehen ist doch gemeinhin nicht etwas so subjectiv willkürliches. Es heißt zwar im Sprichworte: „jeder Bauer kann sein Heu Stroh nennen," kann also unter Heu und Stroh verstehen, was er will, aber doch nur auf seinem Hofe und nicht, wenn er's auf den Markt bringt. Wenn man verstanden sein will, so muß man eben verstehen, mindestens so gut man kann, ultra posse nemo obligatur. Wo es sich nun um Erklärung von Erscheinungen handelt, über die thatsächlich eine Mannigfaltigkeit von Auffassungen vorhanden sind, wie dies gemeinhin bei allen Erscheinungen der Fall zu sein pflegt, in denen Ideen zur Verwirklichung zu kommen suchen, Erscheinungen idealer Art, und wie dies insonderheit bei der Erscheinung der evangelischen Kirche der Fall ist, da kann man beim besten Willen nicht anders sagen als: „ich verstehe darunter dies, oder dies ist, so weit ich's verstehe, nach meinem Verständniß, das und das. So hier.

Ad 3) Die Nennung gerade dieser drei Bekenntnißschriften ist durch das Wort „hauptsächlich" motivirt, sie kommen für uns insonderheit in Betracht, weil in ihnen in einer für das Bedürfniß des evangelischen Gläubigen ausreichenden Weise das Resultat evangelischen Schriftverständnisses niedergelegt und sonach das allem Evangelisch ebenso Gemeinsame wie Eigenthümliche ausgedrückt worden ist. Der Gründe, weßwegen diese drei Bekenntnisse als die hauptsächlichen genannt sind, könnten ja wohl noch mehrere genannt werden.

Auch zu den übrigen Punkten des Eingesandt wäre wohl noch manches zu bemerken, da wir aber im Wesentlichen nichts andres zu erwiedern hätten, als was schon in der „Erwiederung" im Decemberhefte v. J. gesagt worden ist, und wir uns hier kurz fassen müssen, so müssen wir uns begnügen, darauf zurückzuweisen. Ob es wirklich nothwendig sein soll, an unserem Bekenntnißartikel formelle und inhaltliche Aenderungen vorzu-

nehmen, darüber wird sich die Synode als Ganzes auszusprechen haben. Rechtlich, und nicht blos juridisch, sondern moralisch nothwendig, schiene es uns dann zu sein, daß wir uns als Synode erst völlig auflösten um dann zu einer neuen Organisation auf modificirter Bekenntnißgrundlage zu schreiten.

Eingesandt von P. Behrendt.

Fortsetzung der Controverse über die Nothwendigkeit der Versuchung.

Es bedarf meinerseits nicht vieler Worte, um die Nothwendigkeit der Versuchung in Abrede zu stellen.

Wird die Frage aufgeworfen: Was ist die Versuchung? so müssen wir darauf eine bestimmte Antwort haben. Da kann von keinem So- oder Anderssein die Rede sein. Die Versuchung kann nicht Zweierlei sein; sie ist entweder etwas Gutes oder etwas Böses. 1) Ich behaupte das letztere von der Versuchung. Niemals ist sie etwas Gutes; sie ist stets etwas Böses. Wenn die Versuchung nicht etwas schlechtweg Böses wäre, so könnten wir nicht vor ihr warnen, so wäre auch die Bitte: Führe uns nicht in Versuchung, geradezu unverständlich. 2)

Daß die Versuchung etwas Böses ist, das zeigt ihre Urheberschaft. Kein anderer ist der Urheber der Versuchung, als der Knecht der Finsterniß, der Teufel. Man hat sich zwar bemüht den Nachweis zu liefern, daß auch Gott versuche, das ist aber unrichtig. Die Schrift sagt: Gott versucht Niemand. Sieht man genauer zu, so findet man in der ganzen Bibel kein einziges Beispiel, daß auch Gott versucht. 3) Gott kann nicht versuchen, denn die Versuchung ist etwas Böses. Dagegen bezeugt die Schrift klar und deutlich, daß der Teufel versucht. Die Sache steht hier so: Versucht Gott, so kann der Teufel nicht versuchen; versucht aber der Teufel, so kann Gott nicht versuchen. Wäre die Versuchung etwas Gutes, so könnte der Teufel nicht versuchen; ist sie aber etwas Böses, so kann Gott nicht versuchen. 4)

Auch der Zweck der Versuchung spricht für den bösen Charakter derselben. In der Versuchung handelt es sich niemals um berechtigte Dinge, sondern nur um unberechtigte. Mit andern Worten: Jede Versuchung hat es auf's Sündenthun abgesehen. Daß es so ist, das lehren die beiden großen Versuchungen in der Bibel. Die Versuchung der Eva bezweckte Sünde, ebenso die Versuchung des Herrn. Es muß so sein, denn die Urheberschaft der Versuchung läßt mit Sicherheit auf ihren Zweck schließen.

Nach diesen Bemerkungen will ich nun auch eine Definition geben. Die Versuchung ist nichts anderes als ein von einer bösen Macht ausgehender Reiz, wodurch der Mensch ebenfalls dem Bösen in Gedanken, Wort und Leben verfallen und schließlich darin untergehen, d. h. verderben soll, so daß er sein Ziel, das ihm von Gott gesetzt war, nicht erreicht.

Ist die Versuchung aber das, so kann ihr keine Berechtigung, geschweige denn eine Nothwendigkeit beigemessen werden. Nur das Gute ist nothwendig, das Böse aber nicht. Das ist das Charakteristische des Bösen, in welcher Form und Gestalt es auch immer erscheint, daß es keine berechtigte Existenz hat. Will man die Nothwendigkeit des Bösen behaupten, so wird das Böse zum Guten, das Böse hört auf böse zu sein, sobald man es für nothwendig erklärt. Das Böse ist und sollte n i c h t s e i n. Das ist der große Fluch, unter dem es steht. 5)

Aber woher kommt denn nur die große Verwirrung und Meinungsverschiedenheit in dieser Sache? Diese Frage ist nicht mit wenigen Worten zu beantworten. Für uns hat es nur ein Interesse auf einen Punkt aufmerkam zu machen. Wir meinen die Verwechslung der Versuchung mit der Prüfung und umgekehrt. Eine solche Verwechslung sollte unmöglich sein, namentlich bei den Vertretern der theologischen Wissenschaft. 6) Warum nicht? Antwort: Die Versuchung ist etwas Böses und die Prüfung ist etwas Gutes. Beide, Versuchung und Prüfung, stehen in einem Gegensatz. Die letztere kommt allein von Gott. Gott prüft, der Teufel versucht. Aus diesem Grunde sollte zwischen Versuchung und Prüfung keine Verwechslung stattfinden. Wo das aber doch geschieht, da kann die Verwirrung nicht ausbleiben. 7)

Obgleich wir es hier nicht mit der Prüfung zu thun haben, 8) so liegt uns doch daran zu erklären, daß dieselbe nur für den sündigen Menschen nothwendig ist. 9) Bei dem aus Gottes Hand hervorgegangenen Menschen war weder für die Prüfung, noch für die Versuchung die behauptete Nothwendigkeit vorhanden. Wenn man für den nach Gottes Bild geschaffenen Menschen die Nothwendigkeit der Prüfung oder Versuchung behauptet, so erhebt man auf der einen Seite das Böse zum Guten, und auf der andern Seite tastet man die Normalität des von Gott gut geschaffenen Menschen an.

Wir wollen mit diesen Sätzen einer weitverbreiteten irrigen Ansicht begegnen, welche darin besteht, daß der normale, der gut geschaffene, also noch nicht in Sünde gefallene Mensch, der Prüfung oder Versuchung bedurfte, um sich entscheiden, bestimmen und seiner Idee gemäß entwickeln zu können. Das ist eine reine Vermuthung, die auf dem Boden einer irrigen, von falschen Prämissen ausgehenden Philosophie erwächst, welche aber in der Schrift natürlich keinen Halt findet. Die Schrift aber soll Schrift bleiben. Sie ist die Quelle aller Wahrheit und Erkenntniß. Sagt sie, daß Gott Alles sehr gut geschaffen hat, wobei ganz besonders an den Menschen zu denken ist, so ist's wahr und kann von keiner auf hohen Stelzen daher kommenden Philosophie umgestoßen werden. Bei dieser auch vor der Vernunft sich rechtfertigenden Wahrheit wollen wir verbleiben. Wem dieser Gedankengang mit seiner einfachen Logik nicht zusagt, dem wird wohl schwerlich etwas anderes übrig bleiben, als daß er sich in das Chaos irreführender Meinungen begiebt, in welchem es keinen sichern Halt für denken und leben gibt. Die Vergleichung des Vorstehenden mit dem, was über denselben Gegenstand von der Redaktion dieser Zeitschrift unlängst gesagt wurde, mag ein Jeder selbst vornehmen.

Dieser Polemik gegenüber, der wir die Aufnahme aus Gründen nicht verweigern mochten, möchte die Redaktion sich am liebsten mit einem: "sapienti sat" begnügen. Das Urtheil des Herrn Opponenten umzustimmen, werden ein paar Bemerkungen, wie sie hier gegeben werden können, nicht ausreichen, und da es sich nicht um Aufstellung sachlich neuer Erkenntnißgegenstände, sondern um Vertheidigung von etwas schon früher Gesagtem handelt, so möchte längere Ausführung als unverhältnißmäßiger Aufwand von Mitteln zu geringen Zwecken erscheinen. Manchen Lesern gegenüber indeß glaubt die Redaktion wenigstens einige Gegenbemerkungen schuldig zu sein.

Ad 1) Ich habe gesagt: Der G e g e n s t a n d oder die V e r a n l a s s u n g, davon die Versuchung ausgeht, kann ebensowohl etwas Gutes sein wie etwas Böses; die Gottesgabe des täglichen Brotes, die Gaben des Geistes selber, können den Menschen zur Versuchung gereichen. Der dunkle Punkt, von welchem aus die Hinbewegung zum Bösen eigentlich ausgeht, ist im Herzen des Menschen selber zu suchen; ein Jeglicher wird versucht 2c. Ist das so oder nicht?

Ad 2) Wenn das in Versuchung führen etwas Diabolisches ist, so ist die Bitte, führe uns nicht in Versuchung, nicht nur unverständlich, sondern eine Lästerung. — Ad 3) Will der Herr Opponent nicht zugestehen, daß die Schrift ausdrücklich sagt, Gott versuchte, und daß sie dabei selbstverständlich den Begriff des Versuchens in doppeltem Sinne nimmt? Was würde der Herr Opponent sagen, wenn ich ihm mit solcher Behauptung entgegenträte: die Schrift muß Schrift bleiben, und wenn sie sagt, Gott versuchte, so kann dies von keiner auf hohen Stelzen einhergehenden Philosophie oder sonst etwas anderem umgestoßen werden. — Ad 4) Wie steht's dann aber mit 2 Sam. 24, 1 verglichen mit 1 Chron. 22, 1? — Ad 5) Diese Auseinandersetzungen sind nicht gerade neu. — Ad 6) Es ist wirklich traurig, daß die Vertreter der theologischen Wissenschaft sich den Sprachgebrauch des Herrn P. B. nicht angeeignet haben, sondern immer noch bei dem Sprachgebrauche der Bibel bleiben. — Ad 7) Solche Verwechselung findet sich aber auch noch bei andern Leuten als den erwähnten Vertretern; nämlich bei dem Herrn Opponenten selbst. Nach seiner Meinung sollte es also überall, wo die Schrift sagt „Gott versucht“ heißen: „Gott prüft“. Das ist keineswegs richtig. Gott prüft nicht blos, sondern er versucht auch. Natürlich nicht in demselben Sinne wie der Teufel, das hat uns ja, wenn wir's nicht schon gewußt hätten, der Herr Opponent ganz gut bewiesen. So verwandt die Be-

griffe der Prüfung und der Versuchung sein mögen, so ist doch ein Unterschied zu beobachten, die Handconcordanz kann davon überzeugen. Prüfen heißt nach Schriftgebrauch: Vorhandene verborgene Zustände an's Licht, zur Erkenntniß bringen. Versuchung dagegen ist eine unter göttlicher Leitung oder Zulassung herbeigeführte Situation, durch welche der Mensch veranlaßt wird, von verschiedenen Möglichkeiten seines Wesens eine zu verwirklichen. — Ad 8) Es handelt sich freilich bei der ganzen Controverse über die Nothwendigkeit der Versuchung nicht um die Prüfung im eigentlichen Sinne, wohl aber um das, was der Einsender Prüfung nennt. — Ad 9) Bisher hat die ganze Differenz zwischen uns sich auf einen Wortstreit reduciren lassen, wie wenn von zwei Disputanten der eine vom Gebet spricht und der andre vom Gebet, jetzt beginnt die eigentliche sachliche Differenz. Ich habe behauptet: eine Versuchung, d. i. eine Veranlassung zur Selbstentscheidung, war nothwendig, und habe dies in kurzen Sätzen zu begründen gesucht. Vide October-Heft S. 233. Der Opponent ist auf meine Ausführung nicht im Mindesten eingegangen, sondern begnügt sich einfach zu decretiren: das ist reine Vermuthung, die allein auf dem Boden 2c. Wer hier auf Stelzen, freilich nicht auf denen der Philosophie, einhergeht, das möchte ich wissen. Das Einzige, was er mir entgegen hält, ist: die Schrift muß Schrift bleiben und die Schrift sagt: der Mensch war sehr gut. Wir finden diese Art der Polemik sehr billig, billig natürlich im Sinne von cheap und nicht von just. Als ob das, was ich gesagt habe, diesem Schriftworte im mindesten widerspräche, und als ob es ihm allein zu Gute käme. Ist denn die sittliche Normalität des Menschen dadurch im mindesten beeinträchtigt, daß von ihm gesagt wird, er mußte versucht werden, um sich frei, in beständiger Ablehnung des Bösen und Aneignung des Guten zu entwickeln? Das Unversuchbar = keiner Versuchung unterworfen sein nennt die Schrift als das Prädicat Gottes. ἀπειραστὸς κακῶν Jac. 1, 13. Wenn der Einsender der Meinung ist, daß das Gutsein des Menschen sich mit einer Entwickelungsbedürftigkeit nicht verträgt, so mag er diese Meinung haben, aber er soll sie doch nicht als den unmittelbaren Inhalt der Schriftstelle ausgeben. Diese Manier, die eigne Auslegung unmittelbar mit der Schriftaussage zu identificiren und dann den Gegner der Abweichung von der Schriftwahrheit zu zeihen, mag für agitatorische Zwecke gut sein, zur Förderung des Schriftverständnisses dient sie nicht.

Eingesandt von P. Th. Dresel.

Wo sitzen wir denn, in oder neben der Schrift?

Als nach Verlesung der Augsburger Confession am 25. Juni 1530 der Herzog Wilhelm von Baiern dem Dr. Eck den Vorwurf machte, ihm bisher die lutherische Lehre ganz falsch dargestellt zu haben, erwiderte dieser, mit den Kirchenvätern getraue er sich dieselbe zu widerlegen, aber nicht mit der Schrift, worauf der Herzog antwortete: So höre ich wohl, die Lutherischen sitzen in der Schrift, und wir daneben.

Unwillkürlich kam dem Unterzeichneten derselbe Gedanke, als er las, was Seite 280 der theologischen Zeitschrift P. Jud in Bezug auf das Referat von P. Behrendt über die Gewissensfreiheit sagt. Wenn es auch nicht seine Meinung ist, so klingt doch das von ihm Gesagte so, als wolle er zugeben, daß die Lutherischen mit ihrer Lehre vom Abendmahl in der Schrift sitzen, alle andern aber daneben. 1)

Doch hält er dem Wortlaut des Bekenntnißparagraphen gemäß noch am Consensus der Bekenntnißschriften beider reformatorischen Kirchen als bindend für alle Synodalen fest, was leider nicht von allen Gliedern der Synode zu geschehen pflegt. Denn 2) als vor etlichen Jahren von verschiedenen Seiten Klagen gegen einen früheren Prediger der Synode beim zweiten Distrikt einliefen, von welchen die gravirendste war, daß er, dem Consensus zuwider, römische Irrlehren öffentlich vortrage, namentlich die Verdienstlichkeit der guten Werke, und daß Luther im Interesse der evang. Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben allein, das Wörtlein „allein"

in die Bibel hineingeflickt habe, nahm der zweite Distrikt ihn mit Stimmenmehrheit in Schutz und bezeichnete es nur als eine unvorsichtige Aeußerung. Die Folge von dem allen war, daß die St. Johannis-Gemeinde in Louisville, Ky. in drei Theile zerrissen wurde, und P. B. selbst schließlich der Synode den Abschied gab. 3)

Es scheint demnach, daß wenn innerhalb der Synode einer auch noch so stark dem Consensus zuwider lehrt, so fehlt's ihm bei etwa drüber laut werdenden Klagen nicht an Advokaten, die für ihn eintreten und ihn rechtfertigen; 4) hält es einer aber offen und ehrlich mit Gottes Wort, will er den Sinn und Wortlaut der Schrift festhalten, wie P. Behrendt, so wird er von den verschiedensten Seiten zurückgewiesen, als habe er verletzend den Augapfel der Synode angetastet. 5)

Zum ruhigen Nachdenken und Besinnen auf sich selbst einen Jeden aufzumuntern, habe ich die Frage aufgeworfen und oben über diesen Artikel gesetzt: Wo sitzen wir denn, in oder neben der Schrift? 6)

Ad 1) Der betreffende Satz, daß, wenn wir die Einsetzungsworte des Abendmahls ihrem Wortlaute nach zu unserm Bekenntnißausdrucke machen, wir uns damit zur lutherischen Abendmahlslehre bekannt haben würden, enthält allerdings ein der lutherischen Lehre mit unnöthiger Bereitwilligkeit gemachtes Zugeständniß; es ist z. B. nicht einzusehen, warum wir uns auf diese Weise nicht zur katholischen Lehre bekannt haben sollten, die am Ende noch größern Anspruch darauf machen kann, dem Wortlaute zu entsprechen. Der ganze Brief sollte ja aber nur zum Belege dafür dienen, daß der Vorschlag, die Schriftstellen zu Bekenntnißstellen zu machen, auch von andern Lesern ähnlich beurtheilt werde, nämlich als ein Versuch, zugleich mit dem Schriftworte eine ganz bestimmte, als selbstverständlich angenommene Auslegung zum Bekenntnisse zu machen.

Ad 2) Wie weit dies Urtheil über den Standpunkt mancher Synodalen begründet ist, darüber getrauen wir uns nicht, uns zustimmend oder ablehnend zu äußern. Der Schluß aber von einem einzelnen Falle aus auf einen generellen Zustand ist doch wohl etwas zu schnell.

Ad 3) Was den beregten Fall betrifft, so geht uns die Kenntniß der Sachlage im Einzelnen ab, es ist auch gar nicht unsre Aufgabe oder Absicht, die Distriktsmajorität zu vertheidigen. Nur geht daraus, daß gegen ein Synodalglied eine gravirende Anklage erhoben war und die richtende Körperschaft dasselbe freisprach, noch nicht mit Evidenz hervor, daß bei der betreffenden Entscheidung nach unevangelischem Prinzip verfahren sei; vielmehr ist die Präsumption, daß der Gerichtshof auch alteram partem gehört hat und dadurch bestimmt worden ist, den Fall milder zu beurtheilen als der Kläger. Hat der Distrikt geirrt oder ungerecht gerichtet, so stand die Appellation an die Instanz der Generalsynode offen.

Ad 4) Die aus dem einen Falle gezogene Consequenz erscheint uns doch als viel zu weitgehend, unsere Synode müßte eine traurige Gesellschaft sein, wenn alles mögliche Unevangelische in ihr Vertheidigung fände.

Ad 5) Die wohlwollende Absicht, von der der Verfasser des Artikels über Gewissensfreiheit durchdrungen war, ist auch von der Erwiederung nicht verkannt worden, und daß ihm für diese seine Absicht hier Anerkennung ausgesprochen wird, gönnen wir ihm gerne; es kommt aber fast so heraus, als sei derselbe deßhalb angegriffen, weil er es offen und ehrlich mit Gottes Wort zu halten gesucht habe; das können wir denn doch mit gutem Gewissen ablehnen.

Ad 6) Die Bejahung dieser Frage ist gewiß heilsam, es gilt hierbei, ebensowohl rechthaberische Zuversichtlichkeit wie mißtrauische Zweifel zu meiden. Wie Petrus zum Herrn nicht sprach: Herr, ich weiß, wie ich zu dir stehe, sondern: Du weißt, daß ich dich lieb habe, so beherzigen wir diese Frage am besten, wenn wir sie nicht blos nach eigner Reflexion beantworten, sondern uns dem Urtheile der Schrift unterstellen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang VIII. März 1880. Nro. 3.

Die Unwandelbarkeit des apostolischen Evangeliums.

Referat, vorgetragen von Herrn Dr. C. von Orelli, außerordentlicher Professor der Theologie in Basel.

(Fortsetzung und Schluß.)

Daß das eine Wandelung des biblischen Evangeliums, d. h. eine Umgestaltung seines Wesens ist, steht uns nach dem Gesagten fest. Aber auch das leuchtet ein, daß diese Wandelung zu nichts geringerem führt als zur Auflösung des Christenthums. Den Anspruch, der alleinige Weg des Heils für alle Menschen zu sein, kann es in dieser Gestalt nicht mehr erheben. Mit Recht nennt man mit Verehrung den Namen des Entdeckers, der die edelsten Kräfte der Menschen in Bewegung gesetzt, die herrlichsten Schätze des Innenlebens zu Tage gefördert und sein Leben dafür eingesetzt hat, sie Andern zugänglich zu machen. Allein hat Jesus weiter nichts gethan als das, hat er nichts Neues geschaffen in göttlicher Kraft, die nur Ihm eigen war, so ist schlechterdings nicht einzusehen, warum nicht unter günstigen Umständen ein Andrer hätte dasselbe vollbringen können, warum nicht möglicherweise ein Andrer sollte nach Jesu kommen und vielleicht für einen andern Theil der Menschheit dasselbe leisten wie er. Es ist dann eine grundlose Behauptung, daß die Menschen zu allen Zeiten nur durch ihn zur Versöhnung mit Gott gelangen können, eine Behauptung, welche schon durch die Erfahrung unsrer Zeit Lügen gestraft wird. Wir sehen gegenwärtig bereits Tausende von Juden und Brahmanen leichten Schrittes jene gepriesene Geisteshöhe der Selbsterlösung ersteigen, welche dieses Prinzip der Freiheit nicht von Christo empfangen haben und auch nachträglich von Ihm nichts wissen wollen. Folgerichtig haben denn auch die fortgeschrittenen Denker von dieser Anschauung aus es längst ausgesprochen, daß es ihnen etwas Zufälliges sei, von wem sie diese Idee der Gottmenschheit haben, ob von Christo oder einem Andern, und daß die christliche Gestalt dieses Prinzips zwar mehr Wahrheit enthalte als andere Religionen, aber noch lange nicht die reine vollkommene Wahrheit sei.

Wir sehen: Nur das apostolische Evangelium darf und muß das Bekenntniß aussprechen: Es ist in keinem andern das Heil, denn es ist auch kein andrer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden, denn der Name Jesu Christi von Nazareth[1]). Dagegen bei jenem

1) Apost. 4, 10. 12.

modernisirten Christenthum ist es eine untergeordnete Frage der pietätvollen Rücksicht und auch der wissenschaftlichen Forschung, ob man die Person und Leistung Christi etwas höher oder niedriger schätzen oder auch ganz davon Umgang nehmen will. Da liegt auch der Grund, warum wir uns gar nicht ohne weiteres damit zufrieden geben können, wenn oft in guter Meinung uns gesagt wird: wo nur Jesus noch irgendwie als der Meister anerkannt wird, wo noch Liebe zu ihm sich kundgibt, da ist ja noch Christenthum. Das möchte gelten, falls es sich nur um die menschliche Ehre Jesu, die Anerkennung seiner Meisterschaft handelte. Allein diese wäre, wie wir eben gesehen, etwas Untergeordnetes, Vergängliches; nicht davon zu reden, daß statt des geschichtlichen Christus des Neuen Testaments oft Jeder nach seinem Geschmack ein Christusbild sich zurecht macht und diesem die Ehre der Meisterschaft zuerkennt. Den Aposteln aber war es um etwas ganz anderes zu thun als für ihren Meister Anhänger zu werben; sie arbeiteten und duldeten, um den Menschen zur Seligkeit durch Christum zu verhelfen. Nur da ist Christenthum in ihrem und in unserm Sinn, wo Jesus wirklich als der Christus, der alleinige Weg zur Seligkeit verkündigt und geglaubt wird. So gewiß es auch ist, daß in der Schule Jesu der empfängliche Jünger zum Christen allmälig heranwachsen kann, so gewiß hat seine Kirche das unveräußerliche Amt, das nur in Christi Person und Werk liegende Heil zu bekennen und wo sie das verschmäht, ist es um ihren evangelischen Charakter geschehen.

Doch man wendet uns ein, die christliche Lehre verliere nichts von ihrem unvergänglichen Werthe, wenn sie auch von den Vorgängen im Leben Jesu, mit welchen sie die Apostel bei ihrem beschränkteren Gesichtskreis auf's innigste verknüpft haben, abgelöst werde. Nun gibt es in der That gewisse Erzählungen, deren Werth und Wahrheit nur in der Idee liegt, welche sie aussprechen. So geht durch die ganze alte Welt ein geheimnißvolles Sagen von Sterben und Auferstehen. Jener Osiris, welcher stirbt und beklagt wird bei den alten Aegyptern, welcher dann wieder aufersteht in seinem Sohne Horos hat gewiß nicht als geschichtliche Persönlichkeit seine Bedeutung. Aber so oft das Grün verschmachtet unter den sengenden Sonnenstrahlen, so oft im Frühling ein lebensfrischer Trieb erwacht und die Erde verjüngt, so oft ein altersschwaches Geschlecht in's Grab sinkt und ein thätkräftiger Nachwuchs aufblüht über den Grüften, so oft bewahrheitet sich jene tiefe Sage. Es ist etwas allgemein Natürliches, etwas Gemeinmenschliches, darum immer wieder Wahres, was darin einen schönen Ausdruck gefunden hat. Freilich etwas, was wir nicht sonst in der Natur und dem menschlichen Leben erführen, kann uns kein Mythus verbürgen. Er kann uns nur in lebendiger, anmuthiger Darstellung das zum Bewußtsein bringen, was schon in unserm Leben enthalten ist, was wir ohnehin in der Welt besitzen oder erlangen können, was wir verlieren oder erleiden müssen. Sobald man das Evangelium ebenso behandelt, sobald man im Christenthum den Nachdruck nicht mehr auf die schöpferischen Thatsachen einer neuen vollkommenen Gottesoffenbarung legt, sondern auf ein allgemeines Prinzip, das auch ohne den geschichtlichen Christus Gewißheit

habe, hört das Christliche auf, etwas anderes zu sein als das Gemeinmenschliche, welches aus der allgemeinen Erfahrung der Menschheit sich gewinnen läßt.

Aber wie? Jene Idee, wie ihr sie nennt, jene Idee der Gotteskindschaft, ist sie denn wirklich etwas so von selbst Einleuchtendes, von Allen Empfundenes, daß man nur den rechten Ausdruck zu finden hätte, um Jeden aus eigener Erfahrung von ihrer Wahrheit zu überzeugen? Diese Idee, die ihr der Welt als zeitgemäßes Evangelium bieten wollt, steht in einem furchtbaren Widerspruch mit den Thatsachen, mit den täglichen Erfahrungen der gesammten Menschheit. Ich nenne nur zwei solche Thatsachen, welche in der modernen Welt so offenkundig, so nackt vorliegen wie in der antiken, eine innerliche, aber mächtig nach außen wirkende, und eine äußere, aber innerlich tief begründete; die eine ist die Sünde, die andere der Tod. So lang es nicht gelingt, trotz alle Fortschritte der Wissenschaft und Bildung, diese beiden Thatsachen zu beseitigen, so ist es ein eitles Unterfangen, die Menschheit aus sich selbst heilen und durch Ideen beseligen zu wollen. Redet den Menschen, die sich durch ihre Sünde von Gott geschieden wissen, von ihrer Gotteskindschaft; sie werden das weit von sich weisen, weil sie zu tief von der Heiligkeit des gerechten Gottes durchdrungen sind, als daß sie nicht seiner Ungnade gewiß wären. Diese Thatsache, daß der Mensch, je mehr er Gottes lichte Majestät kennt, desto mehr die unübersteigliche Kluft empfindet, die ihn von seinem Schöpfer trennt und unselig macht, ist der modernen Anschauung unbequem genug. Man hat, um sie wegzuräumen, von semitischen Vorstellungen gesprochen, welche der männliche indogermanische Geist abzuthun habe. Das Bewußtsein der Sünde, der Schuld, welche eine Genugthuung an den heiligen Gott verlange, das soll eine national jüdische Eigenthümlichkeit am Christenthum sein! Als ob nicht diese biblische Wahrheit ihren mächtigsten Wiederhall gefunden hätte in der romanischen Welt, in jenem Augustinus, der aus eigenster Erfahrung heraus die unentschuldbare Widergöttlichkeit, die eigentliche Sündhaftigkeit der Sünde und das namenlose Elend des Sünders bloßlegte. Als ob nicht an der Spitze der mittelalterlichen Kirchenlehrer der Britte Anselm es gewesen wäre, der mit dem größten Nachdruck auf das verhängnißschwere, unendliche Gewicht der kleinsten Sünde hinwies, welches durch die Anstrengungen der gesammten Welt nicht könne aufgehoben werden. Als ob nicht der Deutscheste und zugleich der Mannhafteste der Deutschen jenen unseligen Zwiespalt zwischen dem heiligen Gesetz und dem sündlichen Fleisch durchgekämpft hätte wie kaum Einer seit Paulus dem Apostel, Martin Luther, der zum Reformator geworden ist über jenem bittern Leiden: O meine Sünde, Sünde, Sünde! Als ob nicht uns Allen jenes Kirchengebet noch immer am tiefsten aus der Seele gesprochen wäre, durch welches unsere französischen Glaubensbrüder in großer, schwerer Stunde ihr Herz vor dem Thron des Höchsten ausgeschüttet haben: „Herr Gott, ewiger allmächtiger Vater, wir erkennen und bekennen vor deiner heiligen Majestät, daß wir arme Sünder sind, empfangen und geboren in Sünden, geneigt zu allem Bösen, untüchtig zu einigem Guten, daß wir ohne Unterlaß deine heiligen Gebote

übertreten und dadurch nach deinem gerechten Urtheil Verderben und Tod uns zuziehen."

Nein, die Sünde und ihre Unseligkeit ist keine aus nationaler oder persönlicher Beschränktheit hervorgegangene Einbildung. Das ist eine allgemeine Wahrheit, welche, so weit es Menschen gibt, Jedem sein Gewissen bezeugen muß, wenn sie ihm aufgedeckt wird von den wahren Kennern des menschlichen Herzens. Wohl ist unter den verlorenen Heiden und den verkommenen Christen Vielen das Gewissen eingeschlafen, aber nur so ist es möglich, Diese und Jene zum wahren Frieden zu bringen und zur wahren Gerechtigkeit zu erheben, daß zuerst jene anklagende Stimme in ihrem Herzen wach gerufen wird. Und zu allen Zeiten sind die Männer die größten Wohlthäter der Menschheit geworden, denen die vollkommene Gerechtigkeit Gottes und die eigene Ungerechtigkeit und Verworfenheit am hellsten aufgegangen sind. Diese leuchten unter allen Völkern als die hellsten Sterne, welche Viele zur Gerechtigkeit gewiesen haben. Denn sie sind selbst den Weg getrieben worden zum Evangelium der Apostel und haben dort die Hülfe gefunden, die sie brauchten: nicht eine Idee, eine Lehre bloß, sondern eine Kraft selig zu machen, die daran glauben, die Juden und Griechen. Dagegen war es jedesmal ein Rückschritt in der Christenheit, ein Anfang des Rückfalls in's Heidenthum, wenn man es mit der Thatsache der Sünde leicht nahm und die Verderbniß des natürlichen Menschen abschwächte. Nur so kann man auch heute wähnen, den Gottesfrieden in sich selbst zu haben, ohne Christum sich mit Gott versöhnen zu können. Aber diese Einigkeit mit Gott besteht nicht vor der Wahrheit und wirklichen Erfahrung des Lebens. Die Idee der Versöhnung und Gotteskindschaft hat eben kein Recht und keine Wahrheit außer in der geschichtlichen Wirklichkeit, in der sie uns in Jesu Christo entgegentritt und in denen, welche im Glauben an Ihn sich haben versöhnen lassen mit dem Vater.

Es ist eine Abirrung von dem wahren heiligen Gott der Bibel, wenn man das Böse im Menschen so abzuschwächen sucht, als wäre es nur eine Unvollkommenheit, eine nothwendige Beigabe des endlichen Geschöpfes, ein unerläßlicher Durchgangspunkt zu größerer Vollkommenheit. Indem man den Menschen so entschuldigen will, schiebt man im Widerspruch mit dem lauten Zeugniß des Gewissens die Schuld auf Gott und macht die Erlösung unmöglich. Oder ist etwa Hoffnung da, daß die Menschheit immmer besser werde und den „Durchgangspunkt" dieser Unvollkommenheit allmälig hinter sich zurücklasse? Solche Fortschrittspredigt hat man bis vor Kurzem von allen Dächern gehört. Wenn nur erst die Aufklärung den Menschen vernünftig, wenn die Bildung ihn für das Ideale empfänglich gemacht habe, so werden die garstigen Flecken der Sünde von selbst verschwinden. Man werde Freude am Guten haben, je mehr man es kennen lerne, und das Schöne, welches die Kunst hervorbringt, werde die Menschen versöhnen und die Welt verklären. Ach wer noch geglaubt hat an dieses Evangelium einiger Jahrzehnte, wie ist er bitter enttäuscht worden durch die Erfahrungen der Gegenwart!

Das nenne man einen „überwundenen Standpunkt" in unserer Zeit, wo die Fortschritte der Cultur immer ärgere moralische Fäulniß erzeugen und das Gift, welches von den gebildeten Ständen ausgeht, die sittliche Kraft und damit das Lebensmark der besten Völker aufzehrt. Hat Paulus den gesetzestreuen Juden als alleinigen Weg zur Gerechtigkeit Christum, den Gekreuzigten, vorhalten müssen und den lebensfrohen Hellenen trotz ihrer harmonischen Weltauffassung Jesum Christum, den Gekreuzigten, als den alleinigen Heilsweg, wie viel mehr unserer zerrissenen und zerrütteten Zeit, wo die altehrwürdigen Grundpfeiler der guten Sitte und jeglicher Ordnung wanken und die Völker das Schönste und Heiligste, was sie haben, in stumpfer Genußsucht und gehässiger Verbitterung von sich zu werfen anfangen!

Wie aber die Macht der Sünde, so macht in der Gegenwart auch jene andere Thatsache ihr ganzes Gewicht geltend, welche sich gleichfalls durch keine Weisheit wegdisputiren läßt, der Tod. Weicht etwa der Tod zurück vor der Fackel der Wissenschaft? Was hat sie denn seit Jahrtausenden entdeckt über dieses Jenseits, von dem uns nur eine kurze Spanne Zeit trennt, ein kleiner Raum, den wir noch bis zum Grabe zu durchschreiten haben? Nichts hat sie entdeckt! Oder wird die Bitterkeit des Todes um etwas versüßt durch den hohen Bildungsstand der Gegenwart? Wer die moderne Welt beobachtet, merkt bald, wie unausstehlich, wie verhaßt, wie furchtbar ihr der Tod ist. Er ist ihr Wurm, der insgeheim nagt und ihr alle Lebensfreude verbittert. Sie fühlt wohl, daß dieser Tod einen Stachel hat, wenn sie auch nicht wissen sollte, daß dieser Stachel die Sünde ist. Aber nicht allein die oberflächliche Lebewelt, mit noch viel tieferem Weh empfindet der edlere Menschengeist die Qual des Todes. Er fühlt, daß dadurch seiner göttlichen Natur, seinem zur Unsterblichkeit bestimmten Wesen Gewalt angethan wird; er spürt, daß für ihn der Tod ein Gericht, daß Sterben Verdammniß ist; nicht umsonst kommt in der Schrift für beides derselbe Name vor.

Wer der heutigen Welt mit ihren vielen Plagen Evangelium, d. h. frohe Botschaft verkünden will, all' den Armen und Kranken und Gedrückten, all' den Sterbenden und Sterblichen, der muß wider den Tod gewappnet sein; sonst kann er sich den Gang ersparen. Und doch wähnt man, von der thatsächlichen Auferstehung Christi absehen zu können, und will sich behelfen mit einer Idee, die man aus jener biblischen Geschichte ziehe, etwa der, daß das reine Geistesleben im Allgemeinen sich immer wieder erneuere, wenn auch die persönliche Fortdauer des Einzellebens zum mindesten fraglich sei, — als ob das das christliche Osterevangelium wäre, was man ebenso gut den Göttersagen der alten Babylonier und Aegypter oder der nordischen Edda entnehmen könnte! Zwar bemühen sich Manche im Drange der Noth, im Angesicht des Todes, inmitten der um ihre Entschlafenen Wehklagenden, mehr zu geben als sie selber haben. Sie reden — wie schon die alten Heiden — von Ahnungen und Hoffnungen, da sie nicht von Thatsachen sprechen können. Sie reichen einen Myrrhenwein, um dem Bedürfniß des schwachen Menschenherzens zu genügen und ihm über den schweren Kampf hinwegzuhelfen. Aber die

Meister vom Stuhl, die strengen wissenschaftlichen Vertreter dieser Lehre haben nur ein Achselzucken für diesen Todesschrei der Menschheit. Sie haben ihren Spruch bereits gethan und mit aller Offenheit erklärt, was gewisse Wahrheit sei nach eben jenen Grundsätzen, nach welchen sie das biblische Evangelium „vergeistigt" haben: „Ein Leben des endlichen Geschöpfes ohne Sünde und Tod hat es nie gegeben und wird es auch nie geben; es wäre das ein Widerspruch in sich selbst." Weßhalb man das noch christliche Lehre, christliche Glaubenslehre nennt, wissen wir freilich nicht, aber das wissen wir, daß so lang noch etwas von der anerschaffenen göttlichen Hoheit im Menschen sich regt, er mit Entrüstung gegen diese Entwürdigung Einsprache erheben wird, gegen diese schmachvolle Herabwürdigung, wonach er verurtheilt sein soll, die Bande des Todes für immer zu tragen als etwas, das von seinem Wesen wie von dem der niedrigeren Geschöpfe unzertrennlich sei. Statt ihn zu befreien von Sünde und Tod, schlägt ihn diese Weisheit für immer in die schimpflichsten Fesseln. Das merke sich die Kirche: Auch die ungläubige Wissenschaft kommt darauf hinaus: Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel. Ihr seid noch in euern Sünden, ihr seid rettungslos in der Gewalt des Todes. [1]) Kann uns da die Idee eines ewigen Lebens Ersatz bieten für das ewige Leben selbst? Nein, wenn wir allein in diesem Leben auf Christum gehofft haben, so sind wir die Elendesten unter allen Menschen. [2]) Was uns allein Zuversicht gibt, zu wirken in dieser Zeit für die Ewigkeit, ist dasselbe, woraus die Apostel die Kraft ihres weltüberwindenden Glaubens schöpften: Der Herr i s t auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden. Und mit Petrus rufen wir aus: Hochgelobt sei der Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, der nach seiner vielfältigen Barmherzigkeit uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten! [3])

Doch ich höre die Einrede: D i e s e s Evangelium ist der heutigen Welt allzu fremdartig; es verstößt allzusehr gegen das Bewußtsein unsrer Zeit; es ist unserm Geschlecht unannehmbar. Man erlaube uns die Frage: Wann ist denn dieses Evangelium dem Zeit- und Weltbewußtsein annehmbar gewesen? Den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit! So hat die Welt zuerst es beurtheilt; genau so verurtheilt sie es heute. Wenn wir hören, wie sie protestiren, die Moralisten unsrer Tage, gegen dieses Aergerniß, daß der Gerechte soll gelitten haben für sie, die Ungerechten; wenn wir sehen, wie sie den Kopf schütteln, die Weisen unsrer Zeit, sobald von Auferstehung des Leibes die Rede ist — d a s macht uns nicht irre. Die Welt ist seit damals nicht wesentlich anders geworden, aber das Evangelium müßte sich ja gründlich gewandelt haben, wenn es nicht mehr dem Widerspruch des Menschen, des natürlichen und des verbildeten, auf Schritt und Tritt begegnete; das apostolische könnte es nicht mehr sein. Gerade dieser Widerspruch ist uns ein Zeichen seiner unwandelbaren Wirkung.

Eines müssen wir bestimmt hervorheben. Nicht die T h e o l o g i e, welche diese Lehre wissenschaftlich ausgesponnen hat, nennen wir unwandelbar. Die

1) 1 Kor. 15, 17. 2) 1 Kor. 15, 19. 3) 1 Petr. 1, 3.

Gefäße, in welche sie zu allen Zeiten diesen Schatz zu fassen bemüht war, sind vergänglich, wenn sie auch aus noch so edlem Metall wären. Die Formen, mit welchen der Geist und die Bildung jeder Zeit Handreichung thun sollen, um jedem Geschlecht das Evangelium in seiner Sprache nahe zu bringen, sind unvollkommen und wandelbar. Und die Bekenntnisse der einzelnen Kirchen sind es gleichfalls, und zwar um so mehr, je mehr sie theologisch gestaltet worden sind. Auch kann ja ihrer keines die ganze Fülle der in Christo geschenkten Offenbarung zusammenfassen. Jedes von ihnen hat nur das herausgehoben, was damals zu bekennen nöthig und Eigenthum der betreffenden Kirche geworden schien. Jede Zeit und jede Nation hat aber eine besondere Gabe und Aufgabe in der Erforschung der Schrift und der Aneignung des Heils. Wir wollen also diese Bekenntnisse, so ehrwürdig sie sind, nicht verwechseln mit dem Grund des Glaubens selbst; sie fordern ja selber dazu auf, sie zu prüfen, an der heil. Schrift, sie daraus zu ergänzen und zu berichtigen.

Wir dürfen uns denn auch darüber nur freuen, wenn gerade in der Gegenwart auf's Neue der Trieb sich regt, eben jene centralen Heilswahrheiten, von denen die Rede war, unabhängig von der bisherigen Theologie und den officiellen Bekenntnissen mit allen Mitteln der Wissenschaft aus der Bibel selbst in ihrer ursprünglichen Gestalt in's Licht zu setzen. Aber freilich, des Eindrucks können wir uns nicht erwehren, wenn wir an die umfassenden Untersuchungen und die zum Theil überraschenden Aufstellungen bedeutender Theologen der Neuzeit denken, daß vielfach bewußt und unbewußt das Streben sich einmengt, jenes unwandelbare Evangelium der Welt annehmbar zu machen. Obwohl man nur mit der scholastischen Gothik aufzuräumen versichert, welche die alten Dogmatiker darauf gebaut haben, möchte man zugleich auch die Kanten am granitenen Felsen des göttlichen Wortes abschleifen. Das ist nun, wie die letzten hundert Jahre zur Genüge sollten gezeigt haben, die fruchtloseste Mühe, die man sich machen kann. Das Anstößigste ist eben nicht die Form der Kirchenlehre, sondern der biblische Inhalt, und auch an der Bibel nicht die Form; die Form des Kreuzes wollte man sich noch gefallen lassen, aber entleeren möchte man es seines göttlichen Inhalts, wie schon der Apostel gefürchtet hat.[1]) Unbefangene Wissenschaft wird immer wieder das ächte biblische Wort zu Tage bringen in seiner Kraft und Hoheit, aber auch in seiner Schroffheit und Anstößigkeit, und die Menschen werden die Wahl haben zwischen der Weisheit dieser Welt und der Thorheit des Kreuzes.

Noch mehr aber wird das praktische Leben mit seinen großen Aufgaben, seinen schweren Leiden und Kämpfen das wahre Evangelium immer wieder ausweisen. Denn die göttliche Thorheit ist weiser denn die Menschen sind und die göttliche Schwachheit ist stärker denn die Menschen sind.[2]) Die Gegenwart sieht große und schwere Aufgaben vor sich. Neue Verbindungen mit den entlegensten, zum Theil ganz neu erschlossenen Welttheilen mahnen jeden Menschenfreund etwas zu thun für die ungezählten Menschenkinder, welche dort ein unwürdiges, unseliges Dasein führen. Daß die so-

1) 1 Kor. 1, 17. 2) 1 Kor. 1, 25.

genannte „Cultur", welche der Eigennutz ihnen bringt, sie nur vollends zu Grunde richtet, das lehren Blätter der neuern Geschichte, die zu den unrühmlichsten gehören. Die Liebe allein kann hier helfen, aber woher die Kraft? Fraget die, welche draußen stehen auf den Vorposten des Christenthums, was ihnen die Kraft gebe, aller Roheit und Feindschaft des Heidenthums Stand zu halten. Es sind nicht Ideen, sondern Thatsachen; es ist das göttliche Erbarmen dessen, der sich für die Niedrigsten hingegeben hat, um sie selig zu machen. Das ist der Glaube, der die Welt überwindet. Es wäre dankenswerth, wenn uns von sachkundiger Hand einmal die innern Erfahrungen der Mission zusammengestellt würden, die Wirkungen des biblischen Evangeliums auf die Naturen und Charaktere der unter sich so eigenthümlich verschiedenen Stämme und Völker. Da würde sich zeigen, wie diese Botschaft sich heilsam erweist an den mannigfaltigsten Anlagen, wie die Wildesten davon gebändigt, die Stolzesten gedemüthigt, die tiefst gesunkenen gehoben werden. Es ist trefflich gesagt worden: „Die Missionare sind zu Erdbewohnern gekommen, über welche die Gelehrten allen Ernstes sich gestritten haben, ob sie als Menschen anzusehen seien; und diese verkommenen Creaturen sind zu Menschen geworden durch das biblische Evangelium."

Doch was reden wir von den fernen Heiden und ihrem Elend? Mitten in der civilisirten Christenheit wird ja die äußere Noth immer größer, der innere Unfriede immer allgemeiner, der allgemeine Zustand immer unerträglicher. Wir werden diese Woche davon noch hören. Da braucht es keine geringere Liebe, um sich durch keinen Jammer, keinen Haß und keinen Unverstand entmuthigen zu lassen. Es gibt auch da nur etwas, was helfen kann, der Glaube an den Gottessohn, der alles Böse mit Gutem vergolten hat und der zuletzt trotz aller Gegenwehr als Herr des Himmels und der Erde sein Reich aufrichten wird. Die sogenannte Humanität, d. h. die allgemeine Menschenliebe, die man dem Christenthum abgelernt und abgeborgt hat, aber mehr und mehr von ihm ablösen und auf sich selbst stellen möchte, schrumpft mehr und mehr zusammen, je ernster die Probe wird. Denn je mehr sich die Menschheit vom Christenthum entfernt, desto mehr tritt ihr natürlicher Egoismus wieder zu Tage. Weisheit und Kraft und Tugend des natürlichen Menschen treiben einem kläglichen Schiffbruch entgegen.

Ueberaus lehrreich sind in dieser Hinsicht die Erfahrungen der letzten zehn Jahre gewesen. Wir haben das letzte Wort des Propheten gehört, der mit kecker Hand die evangelische Geschichte zerrissen hat als eine Mischung von viel Dichtung und wenig Wahrheit. David Friedrich Strauß hat, nachdem er den Erlöser des neuen Testaments so verpflückt, folgerichtig nun auch den Christennamen von sich abgelehnt; er hat ebenso folgerichtig nun auch dem Gott der Bibel rund und rein den Abschied gegeben, den Schöpfer, die Vorsehung, das Leben und die Vergeltung nach dem Tod als unhaltbare Irrthümer verworfen. Da fragt man billig: Welches Evangelium bietet denn Strauß zum Ersatz für die Bibel, von deren Wohlthaten er und seine Genossen einstweilen noch zehren? Womit will er wenigstens auf Erden Frieden

bringen in die Menschenbrust und die wahre Liebe kräftig machen? Er hat darüber Auskunft gegeben, aber was für eine! „Man soll doch ja nicht meinen," sagt er „daß Lessings Nathan oder Göthes Hermann und Dorothea weniger „Heilswahrheiten" und goldene Sprüche enthalten als ein paulinischer Brief oder eine johanneische Christusrede." Es ist etwas tief Empörendes, daß ein Mensch, dem so sehr die tiefere Unterscheidungsgabe abging, sich unterstehen durfte, der Welt zu sagen, was ächt sei und was unächt am Christus der Bibel: und noch viel betrübender, daß einem solchen Fackelträger ein ganzer Chor von protestantischen Theologen Jahrzehnte lang hat nachlaufen mögen! Göthe'sche Lectüre, Schiller'sche Dramen, Haydn'sche Symphonien — das ist das letzte Recept, welches Strauß der Menschheit verschrieben hat, und eine höhere Seligkeit weiß er nicht zu nennen als die, welche man aus einer guten Aufführung der Zauberflöte heimbringe! Da ist allerdings begreiflich, daß er nur für Eine Autorität sich ängstlich besorgt zeigt, nämlich die des Staates. Derselbe, der dem Menschensohn die himmlische Glorie als Mythus vom Haupte zu reißen sich vermaß, hat sich zuletzt bemüht, um das Haupt des irdischen Königs eine mythische Glorиole zu winden. Er hat wohl gewußt warum. Ihm bangte, es möchte die begehrliche unterste Menschenklasse die Schranken des Eigenthums und der Familie niederreißen, die Sicherheit des Lebens gefährden und so dem gepriesenen Culturzustand ein jähes Ende bereiten. Die Ereignisse haben gar bald gezeigt, wie richtig Strauß in diesem Punkt gesehen hat. Ja freilich, wenn man den Menschen ihren Glauben zerstört, ihren Himmel verleidet, ihren Gott verunehrt hat, dann wird man ihre Leidenschaften nicht in Schranken halten mit den goldnen Sprüchen aus Lessing und Göthe! Da muß man die Gewalt anrufen. Nur Erz und Eisen können noch schützen. Auf wie lang? ist eine andere Frage.

Strauß hat aber in Wahrheit das letzte Wort nicht gesprochen. Diesem Propheten der niedrigen Weltseligkeit sind die des Weltschmerzes gegenübergetreten und haben mehr Licht über die Dinge verbreitet. Statt wie jener sich blindlings zu beugen unter den eisernen Naturgott, haben sie diesem „Gott" die Lästerung in's Angesicht geschleudert. Statt feige die Augen zuzuhalten vor dem Elend der Welt, haben sie diese Welt verwünscht mit Allem, was sie trägt. Es war ihnen leicht, die ganze Werthlosigkeit und Unwahrheit des menschlichen Ruhmes nachzuweisen, dessen, was man gemeinhin Freiheit, Fortschritt, Bildung nennt. Sie haben mit diabolischer Lust die dünne gleißende Decke weggezogen von der beneideten Gesellschaft der Gebildeten und uns in einen wahren Abgrund der Unsittlichkeit und Unseligkeit hineinschauen lassen, über welchem diese gebildete Welt hängt mit ihren materiellen und geistigen Errungenschaften. Sie haben gezeigt, daß zuletzt dem modernen Menschen etwas noch unerträglicher wird als selbst der Tod, nämlich das Leben! Und was bieten diese vielgelesenen Tagesphilosophen für ein Evangelium? Gar keines! Es gibt keinen Trost, keine Hoffnung in dieser Welt und eine künftige wird es für uns nicht geben. So langt die entchristlichte Welt der Neuzeit gerade da an, wo auch das antike Heidenthum geendigt hat, bei der Verzweiflung.

Wenn wir sehen, wie die Weisheit dieser Welt, nachdem sie dem Menschen mit seiner Gottähnlichkeit und Gotteinheit geschmeichelt hat, ihn zuletzt der hoffnungslosen Pein und Schande überantwortet, wie theuer wird uns da das Evangelium, welches erst den Menschen zermalmt, um ihn dann wunderbar zu erheben und zu beleben! Wie dankbar müssen wir sein, daß wir bekennen dürfen: Es ist die Gnade Gottes erschienen, die allen Menschen heilsam ist![1]) Wie freudig schlagen unsre Herzen unserm Banner entgegen: Christus derselbe gestern und heute und in alle Ewigkeit![2]) Aber freilich das Bekenntniß des Mundes genügt nicht, am wenigsten in so ernster, gefahrvoller Zeit. Darauf, liebe Brüder, wollen wir uns verbinden: zu leben in dem Gekreuzigten, in seiner Liebe; dann wird er in uns leben, der Auferstandene, und wir werden nicht zu schanden werden in diesem und jenem Leben!

Mitten am Himmel schwebend schaut Johannes[3]) einen Adler mit einem ewigen Evangelium es zu verkündigen über die, so auf Erden wohnen und über jegliche Nation und Stamm und Zunge und Volk. Ewig ist's, weil von Ewigkeit in Gottes Rath beschlossen zum Heil der Welt, ewig, weil unwandelbar über allem Wechsel der Zeit erhaben, ewig, weil wir in der Ewigkeit es wieder hören werden, dann als Wiederhall des Dankes und des Lobes auf den Erlöser: Du bist geschlachtet worden und hast uns erkauft durch dein Blut aus jeglichem Stamm und Zunge und Nation und Volk! Würdig ist das Lamm, das geschlachtet worden, zu empfangen die Macht und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Ruhm und Danksagung! Und alle Geschöpfe im Himmel und auf Erden und unter der Erde werden einstimmen und dazu sprechen: Amen!

Referent hat die Grundgedanken seines Vortrags in folgende Thesen zusammengefaßt, die unter den Anwesenden vertheilt wurden.

1. Das Evangelium, in welchem die Apostel, nach der Weisung ihres Herrn, der Welt göttliches Heil verkündet haben, gründet sich auf Christi Versöhnungstod und Auferstehung, indem es ersteren als die Auswirkung, letztere als die Bürgschaft dieses Heils bezeugt.

2. An diese beiden geschichtlichen Thatsachen ist die christliche Lehre als an ihre bedingende Grundlage für allezeit gebunden, so daß jede Ablösung davon sie ihrem wahren Wesen entfremden und ihrer beseligenden Wirkung berauben muß.

3. Das apostolische Evangelium hat sich zu allen Zeiten, an allen Zweigen der Menschheit, an allen Nationen und Bildungsstufen als heilskräftig erwiesen.

4. Dasselbe entspricht allein den tiefsten Bedürfnissen der Gegenwart und ist allein im Stande, die größten Aufgaben der Zukunft zu lösen.

1) Titus 2, 11. 2) Hebr. 13, 8. 3) Offenb. 14, 6; vgl. 5, 9. 12.

Referat über die Frage:

Welche Berechtigung hat die Gewissensfreiheit in der evangelischen Kirche, resp. in unserer Synode? oder näher noch: Wie haben wir die in § 2 unserer Synodal-Statuten von der Synode beanspruchte Gewissensfreiheit zu verstehen?

(Auf Wunsch und Entschluß der Baltimore Pastoral-Conferenz eingesandt v. P. Dresel.)

I.

Unter der in der evangelischen Kirche herrschenden Gewissensfreiheit verstehen wir im Allgemeinen:

1. Die der Reformation zu dankende Freiheit von dem in der römisch-katholischen Kirche herrschenden Gewissenszwang, nach welchem jedes Glied allen Gesetzen und Ordnungen der Kirche sich unterwerfen und gehorchen muß, auch wenn sie in der heil. Schrift nicht begründet sind oder wohl gar in offenem Widerspruch mit ihr stehen, widrigenfalls es mit dem Bann belegt wird, wie Johann Huß, Hieronymus von Prag, Savonarola, Luther u. a. m., weil sie ihre von der römisch-katholischen Kirche nicht anerkannte und doch auf die heil. Schrift gegründete evangelische Lehre gewissenshalber nicht widerrufen konnten und wollten.

2. Die der Reformation zu dankende Freiheit des Gewissens, nach der Keiner mit Gewalt zum Glauben oder zum Wechsel seiner Confession gezwungen werden soll, wie die römisch-katholische Kirche sich das so oft hat zu schulden kommen lassen und wie es z. B. auch in der protestantischen Pfalz wiederholt bei und nach dem Wechsel der Confession seiner Fürsten vorgekommen ist, daß namentlich Pastoren, wenn sie einer anderen Confession als der zur Regierung kommende Fürst angehörten, ihres Amtes entsetzt, des Landes verwiesen oder sonstwie ihrer Freiheit beraubt wurden.

3. Auch die der Reformation zu dankende Freiheit des Gewissens, daß Keiner seines Unglaubens oder Andersglaubens wegen verfolgt oder gerichtet werden soll, wie das nicht nur die römisch-katholische Kirche in der grausamsten Weise unzählige Male gethan hat, sondern auch die reformirte und lutherische; erstere z. B. als sie auf Betreibung von Calvin und mit Gutheißung der angesehensten Theologen der reformirten Schweiz und sogar auch Melanchthons den Michael Servet seiner Ketzerei wegen 1553 hinrichten ließ; letztere in der Art und Weise, wie sie z. B. gegen die Kryptocalvinisten in Sachsen vorging, ihre Häupter, wie den churfürstlichen Leibarzt Prof. Peucer, den Geheimrath Cracau und die beiden Hofprediger Schütz und Stöpel auf längere Zeit in's Gefängniß warf, den Kanzler Nicolaus Krell aber als einen Hochverräther enthaupten ließ.*)

*) Sagt man, das habe nicht die lutherische, resp. reformirte Kirche, sondern der lutherische, resp. reformirte Staat gethan, so macht die römsch-katholische Kirche dasselbe geltend, die Verantwortlichkeit für die Verfolgung und Hinrichtung so vieler evangelischer Zeugen und Bekenner von sich abzuweisen.

Gleicher Ungerechtigkeit hat sich auch die evangelische (unirte) Kirche schuldig gemacht, als z. B. die preußische Regierung unter Friedrich Wilhelm III. die sog. Altlutheraner verfolgen und

Nach dem von der Reformation aufgestellten Prinzip der Gewissensfreiheit hat Jeder das Recht und die Freiheit, nach seiner Gewissensüberzeugung unbeschadet seiner bürgerlichen Rechte zu glauben und zu leben, so weit und so lange er in und mit dem allen nicht gegen das Gebot der Sittlichkeit und gegen die bürgerlichen Gesetze und Ordnungen verstößt, während er selbstverständlich keinen Anspruch mehr an die früher genossenen Rechte der Kirche hat, nachdem er sich seinen Verpflichtungen gegen sie entzogen.

II.

Die im Bekenntnißparagraphen der Statuten unserer Synode garantirte Gewissensfreiheit haben wir dem Wortlaut nach so zu verstehen:

1. Sie sichert keinem Mitgliede der Synode das Recht und die Freiheit, nach eigenem Ermessen oder nach eigener Gewissensüberzeugung zu glauben und zu lehren, auch wenn es mit den angeführten Bekenntnissen beider Kirchen, resp. dem Consensus beider in Widerspruch steht. Denn dann könnte Einer in Lehre und Leben, in Theorie und Praxis Katholik oder Baptist, Methodist oder Rationalist, Unitarier oder Universalist und dabei doch Glied der Synode sein, so lange er sich nur mit seinem Glauben und seiner Lehre auf die heil. Schrift bezöge.

Aus dem Grunde müssen wir auch die Forderung oder den Vorschlag von P. Behrend in seinem Referat über die Gewissensfreiheit ablehnen: Aus dem Bekenntnißparagraphen der Synodal-Statuten mit der Anführung der Gewissensfreiheit auch die Nennung der Bekenntnißschriften zu streichen.

Das hieße die Umzäunung unserer Synode, die ohnehin schon niedrig, leicht und schwach genug ist, ganz wegzunehmen und die Synode zu einem offen liegenden Felde (Commons) machen, auf dem Jeder, er sei fremd oder einheimisch, das Recht und die Freiheit hätte zu thun, was ihm beliebte, sei es säen und ernten, herumspringen und spielen oder auch sein Vieh gehen und weiden lassen.

2. Sie sichert jedem Synodalen das Recht und die Freiheit, da, wo die beiden genannten Kirchen in ihren Bekenntnissen von einander abweichen, auf Grund der heil. Schrift nach seiner eigenen Gewissensüberzeugung zu glauben und zu lehren, resp. sich mehr dem lutherischen oder mehr dem reformirten Bekenntnisse anzuschließen. Wo hingegen die Bekenntnisse beider genannten Kirchen übereinstimmen, da ist er in seinem Gewissen an diesen Consensus gebunden.

Verträgt sich das nicht mit seinem Gewissen, glaubt und lehrt er anders, dem Consensus zuwider, so muß er als ehrlicher Mann von der Synode ausscheiden oder von der Synode, wenn sie sich selbst in

---

ihrer etliche gefangen setzen ließ, weil sie sich gewissenshalber weigerten der Union beizutreten und mit achtungswerther Zähigkeit an ihrer Confession festhielten, welches Unrecht Friedrich Wilhelm IV., sobald er zur Regierung kam, dadurch wieder gut zu machen suchte, daß er die über sie verhängten Strafen aufhob und ihnen größere Gewissensfreiheit gewährte.

ihrem seitherigen (ursprünglichen) Bestande erhalten will, ausgeschlossen werden.

3. P. S. Da es bei dem beständigen Wachsthum der Synode auf die Dauer schwer halten wird, auf dem Grunde des gegenwärtigen Bekenntnißstandes ein einheitliches und friedliches Zusammenwirken aller Glieder der Synode zu erhalten (die Ansätze zu Mißverständnissen, Mißhelligkeiten und möglich werdenden Spaltungen zeigen sich jetzt schon und werden — wie kaum anders zu erwarten — mit der Zeit immer stärker hervortreten), so möchte es das Rathsamste und Beste sein, wenn man den Forderungen des P. Behrendt als theilweise begründet so weit Rechnung trüge, daß man den Vor- oder Rathschlag des P. Weygold in seinem Referat über die Zulassung und Aufnahme lutherischer, resp. reformirter Gemeinden in die Synode acceptirte, so daß es im Bekenntnißparagraphen nach dem: „und sich dabei bekennt zu der Auslegung der heil. Schrift" heißen würde: „wie sie in der Augsburger Confession*) niedergelegt ist." Alles andere, was im betreffenden Paragraphen dazwischen steht und nachfolgt, müßte gestrichen werden. Dadurch würde die Umzäunung und Schutzmauer der Synode einfacher und doch stärker und fester und damit auch sicherer, d. h. mehr Schutz und Sicherheit gegen alle mögliche Willkür und allen möglichen Unfug in Lehre und Praxis gewähren.

Die Augsburger Confession ist sowohl in kirchen- als weltgeschichtlicher Hinsicht das gewichtigste, sowie auch das einfachste und klarste, das mildeste und dem Geiste des Evangeliums am meisten entsprechende Bekenntniß der Kirche der Reformation, das im Laufe der Zeit auch von vielen Reformirten namentlich Deutschlands anerkannt und sogar von Calvin unterzeichnet worden ist. Auch vom deutschen evangelischen Kirchentage ist es seiner Zeit nach eingehender Berathung und auf die warme Befürwortung selbst reformirt unirter Theologen, wie Dr. F. W. Krummacher, als gemeinsames Bekenntniß der deutschen evangelischen Kirche angenommen worden.

(Eingesandt von P. A. Schory.)

Audiatur et altera pars.

Wie aus verschiedenen Einsendungen unsrer theologischen Zeitschrift hervorgeht, scheint es die Ansicht eines bedeutenden Theils unsrer Synode zu sein, daß eine Revision unsres Bekenntnißparagraphen vorgenommen werden sollte und es wird darum ohne Zweifel nicht an Versuchen fehlen bei der nächsten Generalsynode eine solche Revision herbeizuführen. Was wird dieses Bestreben in seinem Gefolge haben? Wird es zum Aufbau unsrer Synode und zur festeren Gründung derselben gereichen, oder wird das Gegentheil von dem allen stattfinden? Das sind Fragen, die sich unwillkürlich uns aufdrängen müssen. Ich, für meinen Theil, vermag in solcher Bewegung, besonders wenn sie größere Dimensionen annehmen sollte, nur Unglück für unsre Synode zu

*) Soll doch demnach der Deutlichkeit wegen jedenfalls heißen: „Der Augsburger Confession von 1540. D. Red.

erblicken. Glauben denn die Brüder wirklich, daß sich eine Formel finden lasse, die Jedem genügt und die nach eines Jeden Ueberzeugung den Sinn des Wortes Gottes in den streitigen Punkten ausdrückt? Das möchte doch eine Sisyphusarbeit sein, an der wir lange zu thun haben dürften. Wenn sich nun aber keine solche Formel finden ließe, was müßte denn anders daraus entstehen, als daß die Synode auseinander ginge und dann wohl nicht bloß in zwei, sondern wohl eher in viele Theile? Denn gesetzt, die Mehrheit dekretirte etwas zu glauben, was gegen die innerste und heiligste Ueberzeugung der Minderheit wäre, könnte von dieser erwartet werden, daß sie, gegen ihr Gewissen, sich dem Dekrete fügte, oder wäre das auch nur zu wünschen? Wie lange würde die Spaltung da noch auf sich warten lassen? Ist aber der Spaltung und der innern und äußern Zerrissenheit nicht schon genug in der protestantischen Kirche, so daß wir zur Vermehrung derselben auch noch unser Schärflein beitragen müssen? — Zudem, gesetzt meine Befürchtungen sollten sich nicht verwirklichen, und es sollte uns gelingen eine uns allen genügende Formel zu finden, was wir durchaus nicht glauben, wäre damit denn etwa schon allem bösen Wesen in der Kirche gesteuert? Haben nicht gerade diejenigen, welche sich rühmen vor Andern die reine Lehre zu besitzen, Schäden und unchristliches Wesen genug in ihrer Mitte? Wäre es darum nicht besser wir ließen das Rütteln und Zerren an unserm Bekenntnißparagraphen sein und reformirten, wenn es denn doch reformirt soll sein, lieber am Herzen, am eigenen und an den Herzen der uns Anbefohlenen, als am Buchstaben der Constitution? Unsre Synode hat an die 40 Jahre mit unserm Bekenntniß, mangelhaft und unvollkommen als es immer sein mag, auskommen können und hat sich in ihrem Wirken für den Herrn nirgends dadurch gehemmt oder aufgehalten gefunden, warum sollte es denn jetzt auf einmal zu nichts mehr nütze sein und wer weiß welche schrecklichen Gefahren in seinem Gefolge haben.

Aber, sprichst du, ich fühle mich in meinem Gewissen beschwert. Ich kann nicht zu einer Kirche gehören, deren Bekenntniß, meiner Ansicht nach, nicht mit Gottes Wort stimmt. Gut, lieber Bruder, gibt es denn aber unter den vielen Kirchen unsres Landes keine einzige, deren Lehren mit deiner Ueberzeugung stimmten? Muß denn, um deinem Gewissen zu genügen, unsre Kirche entweder auseinander gehen oder nach deinem Sinn umgestaltet werden? Das dürfte denn doch ein ziemliches Theil von Anmaßung bekunden.

Wie wir darum im Frieden zusammen getreten sind und bisher im Frieden mit einander gearbeitet haben, so laßt uns ferner im Frieden bei einander bleiben oder, wo der Eine oder Andre seines Gewissens wegen das nicht vermag, im Frieden seine Verbindung mit der Synode lösen. Wir andern aber wollen festhalten an dem Worte: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens."

Es gibt keinen geplagteren Menschen auf Erden, als einen Prediger, der ein Lohnknecht ist. Er wird beständig über die Amtslast klagen und nie ein zufriedenes Herz haben, während ein rechtschaffener Diener Christi allezeit seines Herrn Güte und Treue zu rühmen weiß.

Die Herrschaft des Teufels und Erlösung von derselben.

(Von P. Enßlin.)

Unter den biblischen Lehren, welche die Kirche im Katechismus zusammengestellt hat, finden wir neben andern Folgen des Sündenfalles auch die, daß der Mensch unter die Herrschaft des Teufels gerathen ist, und daß darum der Teufel als der größte persönliche Feind Gottes und der Menschen zu betrachten ist. Ihn und seine Macht müssen wir darum kennen lernen und die rechte Waffenrüstung anziehen, wenn wir den Kampf mit ihm aufnehmen und von seiner Herrschaft frei werden wollen. Auch ist es nöthig, in die Tiefen Satans zu schauen, um die Höhen Christi kennen zu lernen. Möge daher einiges über die Herrschaft des Teufels und unserer Erlösung von derselben gesagt werden.

I. Die Herrschaft des Teufels.

Um unsre Aufgabe zu lösen, haben wir vor allem die Frage zu erörtern: Wer ist der Satan?

Daß es sich hier nicht um ein Prinzip des Bösen, oder um eine Vorstellung und Idee, sondern um eine wirkliche Persönlichkeit handelt, geht klar und deutlich aus den Zeugnissen der heiligen Schrift hervor, die auch in dieser Sache die sichersten Beweise liefert und entscheidet. Die christliche Religion ist in der heiligen Schrift begründet; sie ist die Quelle, aus der sie ihre Lehren schöpft, daher auch die Lehre vom Satan, welche in das Gebiet der christlichen Religion gehört, aus der heiligen Schrift entnommen und nach derselben festgestellt werden muß, obgleich sonst noch Manches Gute und Wahre als Beweis zur Sache geliefert werden mag. Wir beschränken uns darum in unserer Abhandlung auf die Zeugnisse der heiligen Schrift, die durch den Mund Gottes geredet sind.

Schon auf die anfängliche Existenz des Satan kommt die heilige Schrift zurück, da er eigentlich noch nicht Satan war. Jes. 14, 12, Joh. 8, 44 und Juda 6 berichten uns,*) daß er ursprünglich ein Engel des Lichts, also heilig

---

*) Anm. d. Red. Gegen diesen Schriftbeweis sind allerdings durchgehende Einwendungen zu erheben. Die Stelle Jes. 14, 12 handelt vom Sturze des Babylonierkönigs. Die Ankunft seiner abgeschiedenen Seele in Schiol wird mit malerischer Lebendigkeit geschildert. Die Schatten der Unterwelt, vornehmlich derer, die auf Erden Könige gewesen sind, kommen ihm bestürzt entgegen und staunen, daß auch er geworden wie ihrer einer: „Wie bist du vom Himmel gefallen du schöner Morgenstern." Da ist von einem Sturze Satans gar nicht die Rede, und nur höchst indirekt könnte sie als ein Hinweis auf Satans Fall anerkannt werden, weil im Sturze des Babylonierkönigs das allgemeine Gesetz sich kund thut, daß jegliche Höhe, und so auch die Satans, der sich wider den Herrn erhebt, gestürzt wird, und wer hoch steht, fällt tief. Luther sagt über diese Deutung auf Satans Fall: **Debet nobis insignis error totius papalus, qui hunc textum de casu angelorum accepit, studia litterarum et artium divendi commendare tamquam res theologo maxime necessarias.**

Joh. 8, 44 kann hierher nur gezogen werden, wenn man sich von der luth. Uebersetzung schlechthin leiten läßt: „er ist nicht bestanden in der Wahrheit." Es handelt sich aber in der Stelle gar nicht um ein der Menschengeschichte vorangegangenes Factum des Geisterreiches, sondern um die Charakterisirung des Teufels in seinem gegenwärtigen Wesen, wie er's in seinen Wirkungen in der Menschheit von Anbeginn kund gegeben; er ist der Urmörder, der schon Kain zum Brudermord an-

und herrlich von Gott erschaffen und mit Freiheit begabt war, und daß ihm ein Fürstenthum (eigentlich Würde) in der Engelwelt anvertraut gewesen war; daher er auch seiner Stellung und Gaben nach da und dort als Herr, Fürst und Gewaltiger bezeichnet wird.

Nicht lange mochte aber diese seine Lichtherrlichkeit gewährt haben, denn schon in den Anfang der Welt, (nach C. A. von Schadens Philosophie bis zum vierten Schöpfungstage), stellt die heilige Schrift seinen Abfall von Gott. Unser Herr und Heiland sagt hierüber Joh. 8, 44: Der Teufel ist ein Mörder von Anfang, und ist nicht bestanden in der Wahrheit. Er hat die Probe der Selbstbestimmung übel bestanden, und sein, aus Selbstüberhebung und durch Mißbrauch seiner Freiheit und Herrschaft hervorgegangener Abfall von Gott durchzuckte die ganze Engelwelt und nöthigte sie zur Entscheidung für oder wider Gott. Offbg. 12, 4. Durch seinen Fall wurde daher ein ganzes Engelheer, die ihre Würde und Stand nicht behielten, mit in den Fall hinein gezogen, von welchen er der Oberste und Gewaltige, der Fürst der Finsterniß ist; unter welchem darum eine große Zahl von Dämonen in bestimmten Ordnungen und Abstufungen steht; was aus Col. 1, 16, Ephes. 6, 12 und Mark. 5, 9 hervorgeht, obwohl die Antwort des Dämon in Mark. 5, 9 ohne Zweifel als eine großsprecherische Lüge gegenüber dem Herrn der Heerschaaren anzusehen ist.

Durch seinen Abfall wurde seine Liebe zu Gott in lauter Haß verwandelt, sein ganzes Wesen verlor seine Richtung auf Gott; Wille und Verstand gehen nun bei ihm ihre eigene Richtung, und sein verkehrter Wille ist mächtiger als sein Verstand, in welchem aber auch Finsterniß, Lügen und Irrthum die Herrschaft führen. Er wurde darum der Mörder, Bösewicht, der Erz- und Grundböse, der Erzbösewicht, der ein Abgrund voller Bosheit ist, und Gott über alles anfeindet. Matth. 13, 28—39, der nichts als Böses wirken kann und der Urheber alles Bösen ist. Joh. 8, 44. Als abgefallener, aber dennoch begabter Engelfürst suchte er seine finstere Herrschaft auch über die Menschen auszudehnen. Wohl mag darum, wie C. A. von Schaden sagt Gott am vierten Schöpfungstage eine Wendung in der Schöpfung haben eintreten lassen, um dem Einfluß des Satan vorzubeugen. Doch schien ihm der Weg zur Ausführung seines Vorhabens dadurch geöffnet zu sein, daß ihm Gott den Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen zur Verfügung stellte, an welchem der Mensch die Probe seiner Selbstbestimmung bestehen sollte. Als Lügner vernichtete er damals die Wirksamkeit jenes Gotteswortes: „Esset nicht von der Frucht des Baumes,“ indem er es nicht als den wahrheitsgemäßen Ausdruck des göttlichen Heilswillen gelten ließ, sondern es aus der falschen Absicht herleitete: Gott wolle nicht haben, daß ihre Augen aufgethan werden und würden wie er, und deßhalb habe er den Genuß verboten.

---

stiftete, er ist der Urlügner der in beständigem Abfalle von der Wahrheit begriffen ist; er steht nicht in der Wahrheit, denn die Wahrheit ist nicht in ihm.

Jud. 6 handelt nicht vom Falle Satans, sondern von der Versündigung der Engel, die ihre geistige Würde vergessend fremdem Fleische nachhureten, Gen. 6.

Durch die List und Lüge des Satan sank jenes Gotteswort für Eva sogleich zum bloßen Vorwande herab, den Gott brauchte. Der Geist des Wortes Gottes war dadurch getödtet und der Mensch betrogen, daß er durch den Genuß der verbotenen Frucht den Tod in sich hineinaß. Seit jenem Fall ist darum auch der Mensch unter der Herrschaft des Teufels. Der Satan wurde an ihm der Mörder des Gedankens — Willens — und Gefühls-Lebens. Er hat die Herrschaft über die Substanz der Persönlichkeit des Menschen bekommen und greift darum in alle Lebensbethätigungen derselben als Verführer, Verkläger und Mörder ein. Des Menschen Wille war von da an nicht mehr ganz frei, sondern ein gebundener. Der Mensch muß jetzt, weil er einmal der Rede der Schlange gehorcht, und ihren Willen gethan hat, auch immer noch auf ihre Einsprache horchen. Des Menschen Wesen ist eben durch den Fall verderbt und verkehrt worden; denn der Genuß der verbotenen Frucht wirkte in ihm den Tod, 1 Mos. 2, 17; und zwar nicht nur als Folge des Ungehorsams, obgleich vor und mit demselben der Wille des Menschen durch die Lust zur Sünde sich hinneigen mußte, um die Sünde ausgebären zu können, Jak. 1, 14. 15, sondern auch durch die verbotene Frucht selbst, welche die Keime des Todes in sich schloß, wirkte er den Tod. Der Satan hatte daher bei den folgenden Sünden nicht mehr nöthig, einen abermaligen Versuchungsact von Außen, wie beim ersten Sündenfall, zu veranstalten, sondern er kann jetzt schon durch das, was bereits in den Menschen gepflanzt ist, im Menschen wirken; und zwar wie Gott durch die Wahrheit, so er durch die Lüge, List und Betrug. Gott hat einen Hunger nach Gott, dem Lebengebenden, und der Satan einen Hunger nach dem Todbringenden im Menschen gewirkt. Ersterer durch Anerschaffung des Ebenbildes Gottes, Letzterer durch die Erweckung und Einpflanzung der bösen Lust. Daher das Gewissen und Zerrbild Gottes im Menschen.

Röm. 7, 23—25 wird geradezu die Macht der Sünde im Menschen ein Gesetz im Fleische genannt. Eben durch dieses Sündengesetz, oder den bösen Hang, ist dem Satan die Thüre zur Einwirkung geöffnet, wodurch er den guten Engeln gegenüber einen Vorzug haben möchte. Er hat daher großen Einfluß und Spielraum in seiner mörderischen Wirksamkeit, und zwar um so mehr, je weniger der Mensch unter dem Einfluß der Wahrheit steht. Welche Herrschaft entfaltete er nur unter den von Gott entfremdeten Heiden. Von denen heißt es: „Finsterniß bedecket das Erdreich, und Dunkel die Völker," Jes. 60, 2. Sogar ihre Gottesbegriffe und ihre Neigung, Gott zu verehren, welch letzterer auch im gefallenen Menschen ein Gotteshunger zu Grunde liegt, wurden verkehrt, so daß sie dem Geschöpf dieneten anstatt dem Schöpfer, und den Teufeln opferten anstatt Gott. 1 Cor. 10, 20 und Röm. 1, 25. Insbesondere aber hat der Teufel sein Werk in den Kindern des Unglaubens, die entweder durch eigene oder fremde Schuld der Wahrheit ferne stehen. Durch solche sucht er seine Feindschaft gegen Gott und seine mörderischen Pläne an den Menschen auszuführen. Er erregt, wo es gilt, den Heilsplan Gottes zu zernichten und Gottes Werke zu zerstören, Zwietracht und Kriege, und richtet

sonstige Verheerungen in der Natur an, denn er vermag zu diesem Zwecke Wunder in der Natur zu thun. Dan. 10, 13. 2 Thess. 2, 9. Hiob 1, 13. 23. Er legt es ferner auf Unterdrückung und Verfolgung der Frommen an und versucht solche mit seinen listigen Anläufen, weil sie seiner Macht und Herrschaft Abbruch thun und ihn unter ihre Füße bringen wollen. Offbg. 2, 10 und 3, 9. Ephes. 6, 11. Wer in sein Reich eingreifen will, muß vorher die Probe bestehen und sich als den Stärkeren, oder wenigstens als einen Bewaffneten erweisen. So bei Jesus dem Erretter selbst, durch die Versuchung in der Wüste, Matth. 4, 1—11; so bei den Jüngern, welche er sichten wollte, wie den Weizen, Luc. 22, 31; so bei dem Apostel Paulus und allen besonderen Werkzeugen im Reiche Gottes; denn sie hatten nicht allein mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen — mit den bösen Geistern unter dem Himmel, Ephes. 6, 12; welche nichts ohne Kampf und Krieg von ihrer Herrschaft abgeben. Der Satan versucht aber auch Jeden, der seine Herrschaft von sich abschütteln will, indem er ihn an seiner schwächsten Seite angreift, um ihn von der Einfalt in Christo zu verrücken und in seine Botmäßigkeit wieder zu bringen. Bald kommt er mit Locken und Schmeicheln, bald mit Drohen und Schrecken, bald mittelbar in seinen Werkzeugen, bald unmittelbar in seiner eigenen Person. Als Versucher vermag er sich in einen Engel des Lichts zu verstellen. 2 Cor. 12, 7 und 11, 13. 14. Wohl sind darum nicht alle Versuchungen unmittelbar teuflische Versuchungen; der Apostel Paulus sagt darum von den Corinthern, daß sie noch keine denn menschliche*) Versuchungen betroffen habe, 1 Cor. 10, 13. Die Unbekehrten und Ungläubigen darf der Satan freilich nicht erst versuchen, denn er hat sie schon vorher in seinem Netze, und zwar um so gewisser, je bestimmter sie seine Existenz leugnen. Bei diesen hat er nichts weiter zu thun, als daß er sie in ihrem Unglauben stärkt und sie in seinen Stricken aufhält, daß sie die ihnen angebotene Gnade für nichts achten und aller ernsten, auf die Ewigkeit zielenden Gedanken sich entschlagen. 2 Cor. 4, 4. Ephes. 2, 2. Luc. 8, 12. Ist aber der Mensch zur Sünde verführt und die Sünde gethan, so tritt der Teufel (Diabolos) als Verkläger auf und fordert von Gott, daß er die Sünde strafe und Rache übe, Sach. 3, 1, auch besondere Vorzüge verweigere, Hiob 1, 9. Insbesondere thut er das gegenüber den Frommen, den Brüdern, Offbg. 12, 10. Obwohl solches Thun in seiner Feindschaft gegen Gott begründet und daher sündlich ist, so mag er doch insofern dazu berechtigt sein, weil sein Einfluß nicht zwangübender Art ist, sondern auf dem Wege freien Gewährenlassens des Menschen ausgeübt wird, und weil er schon von Anfang an eine aufsichtsführende Stellung in der Engelwelt eingenommen haben mochte. Er macht darum sein Verklägerrecht geltend Tag und Nacht, und darf vor Gott im Himmel erscheinen, bis seine als Sünden- und Todesbann auf der Menschheit lastende Gewalt gänzlich gebrochen ist durch Jesum Christum. Hebr. 2, 14.

---

*) Menschliche Versuchung heißt doch hier nicht: von Menschen ausgehende sondern menschengemäße, auf die Kraft von Menschen berechnete. D. Red.

Seine Macht aber geht nicht weiter, als sie Gott zur Strafe über die Sünde, zur Sichtung der Frommen, wie zur Vollendung seines eigenen Gerichts walten lassen will, wobei er so zu sagen der göttliche Gerichtsexekutor ist, der das Uebel handhabt. Er ist also nur ein Knecht und Diener Gottes, der die ihm gesteckten Grenzen nicht überschreiten darf. Leider findet er aber manche offene Thüre, die durch Schuld der Menschen offen steht und ihm den Eintritt gewährt; denn er wartet nicht, bis er geheißen wird, Schaden zu thun, sondern er gehet umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge. 1 Petr. 5, 8. Er gewinnt als Verführer zur Sünde manches Feld, wo der Mensch nicht wacht und betet, und bekommt als Verkläger und Mörder manche Gelegenheit, seine mörderischen Pläne auszuführen, wo Gott als der Vergeltung übende, züchtigende und zum Heile führende eingreifen und auftreten muß. Wie weit hierin die Macht des Satans eingreifen und mitwirken darf, zeigen uns die Geschichte Hiobs, Hiob 1, 12—23, Pauli Uebergabe des korinthischen Blutschänders und Anderer an den Satan zum Verderben des Fleisches, 1 Cor. 5, 5, und 1 Timoth. 1, 20 insbesondere die Aussprüche und Zeugnisse des Herrn, nach welchen manche leibliche und geistliche Zerrüttungen am Menschen als satanische Wirkungen bezeichnet werden, Luc. 13, 16, und nach denen sogar dem Satan in gewissen Fällen die Macht eingeräumt ist, den Menschen nach Leib, Seele und Geist völlig in Gewalt zu nehmen. Joh. 13, 27. Zerstören und Morden ist darum des Teufels Art und Lust, und letztere zu befriedigen ist seine Thätigkeit von Anfang an. Er führte darum, wie oben gesagt, den Tod in die Menschheit ein und wurde so der Urheber des leiblichen, geistlichen und bei vielen Menschen auch des ewigen Todes. Offbg. 20, 15. Er eignete sich widerrechtlich eine Gewalt an, wegen welcher er Herr und Fürst der Welt, Joh. 16, 11, ja Gewalthaber des Todes genannt wird, Hebr. 2, 14, und welche Gewalt er auch über das ganze Reich des Todes ausdehnt; was schon in seiner schonungslosen, unnachgiebigen Herrschsucht begründet ist. Seine Herrschaft mag sich darum nicht nur über die in der sichtbaren Welt und im Fleische lebenden Menschen beschränkt haben, sondern auch über die in der unsichtbaren Todtenwelt im alten Bunde, welche er im Hades behalten konnte, bis endlich der kam, der durch seinen Tod die Macht nahm dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist dem Teufel. Hebr. 2, 14, und der auch endlich das letzte Gericht über ihn verhängt, da er sammt dem Tod und Hades in den feurigen Pfuhl, als dem Sammelplatz aller Aergernisse, geworfen wird, wo es mit seiner Herrschaft ganz und gar ein Ende hat. Offbg. 20, 10 — 14.

So hätten wir denn an der Hand der hl. Schrift das finstere und schreckenerregende Gebiet der Herrschaft des Teufels in Kürze durchschritten; aber wehe uns, wenn uns nicht ein Ausweg gezeigt und eine Erlösung geoffenbart wäre; wir müßten ewig in den Ketten der Finsterniß und Banden des Todes bleiben. Aber Gott sei Dank durch unsern Herrn Jesum Christum, denn durch ihn herrscht das Licht über die Finsterniß und das Leben über dem Tode. Jesus Christus hat einen völligen Sieg über den Satan

errungen und Freiheit gebracht; so daß auch wir den Satan mit all seiner Macht und Gewalt unter unsre Füße treten können. Röm. 16, 20. Laßt uns darum in dieses licht- und hoffnungsvolle Gebiet tiefer eindringen.

(Schluß folgt.)

Der Tod des Synodalpräses P. A. Baltzer.

Wenige Leser dieser Zeitschrift dürften es sein, die erst durch gegenwärtige Mittheilung von dem Ereignisse in Kenntniß gesetzt werden müßten, welches gegenwärtig unsere ganze evangelische Synode auf's tiefste und schmerzlichste bewegt. Am 28. Januar ward der in langjährigem Dienste bewährte Präses unserer Synode, P. A. Baltzer, in einem Alter von 62 Jahren 8 Monaten 12 Tagen vom Felde seiner vielseitigen und angestrengten treuen Thätigkeit zur Ruhe heimgerufen. Es kann hier noch nicht die Aufgabe in's Auge gefaßt werden, ein Lebensbild des Entschlafenen zu entwerfen, welches seiner Bedeutung für den Kreis seines und unseres kirchlichen Lebens gerechte Würdigung zu geben versuchte, eine Aufgabe, für welche die berufenere Hand sich wohl noch finden wird. Das Bedürfniß ist gewiß in unserem Kreise vielseitig vorhanden, alles dasjenige in anschauliche Darstellung zusammengefaßt zu sehen, was wir in undeutlicher, aber eindringlicher Empfindung fühlen, an dem Verstorbenen gehabt zu haben. Seine Biographie würde zugleich ein wesentlicher Beitrag zu der Geschichte unserer Synode sein, denn mit der Entwickelung derselben waren seine Thätigkeit wie seine Schicksale von Anbeginn auf's engste verbunden.

Es ist des Verstorbenen Weise nicht gewesen, aus seinem inhaltvollen Leben ohne besondere Veranlassung viel Mittheilungen zu machen, so daß Mancher lange mit ihm umgegangen sein mag, ohne viel über seinen Lebensgang zu erfahren, so gern er bereit war, über gemeinsame Angelegenheiten des Reiches Gottes seine Gedanken auszutauschen und dann auch mit dem Hinweise auf seine vielseitige Erfahrung mit Rath zu dienen. Diejenigen Glieder unserer Synode, die im engeren Sinne seine Vertrauten waren, sind ihm in die Ewigkeit vorangegangen, und so wird es zur Herstellung seiner Biographie einer eingehenderen Information bedürfen.

Wir wissen, daß er den reichen Besitz geistiger Güter, der ihm Bedeutung verliehen, nicht der Gunst besonders erleichternder Umstände, sondern, selbstverständlich unter Gottes Gnade, dem eignen Streben verdankt hat. Daß er als das Glied einer zahlreichen und nicht bemittelten Familie sich dem akademischen Studium widmen konnte, ist ihm nur durch volle Anstrengung seiner, wie wir alle wissen, bedeutenden Arbeitskraft möglich geworden; in dieser Beziehung gehörte er zu den selfmade men, während andrerseits der organische Gang seiner Bildung, die Benutzung aller regelmäßigen Bildungsmittel im ausgedehntesten Maße, ihn vor der Einseitigkeit bewahrte, die auch den reichbegabtesten Autodidacten selten zu verlassen pflegt. Seine theologische Bildung hat er hauptsächlich unter Neander und Tholuk erhalten, und die Impulse, die er dort empfangen hat, sind für seine theologische Richtung bleibend maßgebend gewesen. Er gehörte nicht eigentlich mit zu den Gründern unserer Synode; als er im Sommer 1846 dem Kirchenverein des Westens beitrat, zählte derselbe schon 14 Mitglieder; aber er trat dieser Gemeinschaft nicht als ein heterogenes Glied zu, sondern als ein solches, in dem die Tendenz jener Gemeinschaft völlig repräsentirt war. Und das ist es ja auch, wenn wir uns ein Urtheil gestatten wollen, was dem Verstorbenen seine bleibende Bedeutung im Kreise unserer Synode sicherte, daß in ihm der eigentliche Charakter derselben, wie er nach ihrem Bekenntniß sein soll, würdig und treffend repräsentirt war. Unsere Synode duldet auf dem Boden des gemeinsamen Glaubens eine ziemliche Mannigfaltigkeit individueller Nüancirung der kirchlichen Anschauungen in ihrer Mitte; der reformirte oder der lutherische Standpunkt, die liberalere oder die conservativere Neigung treten weniger oder mehr prononcirt bei dem einen und dem andern hervor; in Wenigen war der Charakter unserer Synode so von besonderer Nüancirung frei repärsentirt, wie in P. Baltzer. Wenn

daher eine Gemeinschaft die Bürgschaft ihres dauernden Bestehens nur in dem Beharren bei dem Principe hat, dem sie ihre Entstehung verdankt, so wird auch unsere Synode in den Bahnen verharren müssen, darin ihr der Verstorbene vorangegangen, und sie wird seines Geistes Einfluß bleibend auf sich wirken lassen müssen.

Eine hochwillkommene Ergänzung bildend trat P. Baltzer in den Kreis unsrer Synode ein, neben Männern von vorwiegend praktischer Bildung und Richtung die theologisch wissenschaftliche vertretend. Durch seine Vorbildung und seine vorzügliche Gabe der Beredtsamkeit wohl berechtigt und befähigt, in den älteren und reicheren Gemeinden des Ostens eine äußerlich annehmlichere Stellung zu suchen, hat er sein Pfund dem damals äußerlich noch recht unbedeutenden Kirchenverein zugewendet, zufrieden mit der kleinsten und ärmsten Buschgemeinde und mit Leichtigkeit in die ungewohntesten Entbehrungen sich hineinfindend.

Auch die Schmach, welche auf die evangelischen Prediger in jener Anfangszeit mit größerer Rücksichtslosigkeit wie heut zu Tage ausgeschüttet ward, hat der Verstorbene, da er gerade in der Blüthezeit des „Antipfaffenthums“ von 1849 ab in St. Louis zu wirken hatte, reichlich mit getragen. Er pflegte sich seiner Entbehrungen und Selbstverleugnungen wahrlich nicht zu rühmen, aber er wußte, daß sie ertragen und für ein Leichtes geachtet werden können, wo eine ideale Auffassung des geistlichen Lebensberufes vorhanden ist, und konnte deßhalb ein anspruchsvolleres und weichlicheres Wesen am jüngeren Geschlechte streng beurtheilen.

Den Frühsommer seines Lebens bildete seine achtjährige Wirksamkeit in der Friedensgemeinde bei St. Charles, wo er geschätzt von der Synode, die ihm mehrere Male das Präsidium übertrug, geliebt von seiner Gemeinde und geachtet von der ganzen Bevölkerung im Kreise seiner Berufspflichten angemessene Verwerthung für seine Kräfte fand und doch zugleich Ruhe genug genoß, den Freuden und Sorgen des häuslichen Lebens im Kreise der sich bauenden Familie sich zu widmen. Es folgt die Zeit im Anstaltsleben, sein Dienst als Inspector am College und als Professor am Predigerseminare. Daß das Anstaltsleben keine Idylle ist, wissen alle, die es kennen, und auch für ihn ist es keine gewesen. Aber jedenfalls sind seine Beziehungen zum Werke unserer Synode durch diese seine Mitwirkung an ihrem Centralwerke nur noch enger geworden, seine persönliche Lebensaufgabe mit der der Synode nur noch mehr identificirt, und Wenige gab es, die auf dem Gebiete unseres synodalen Lebens mit seinen Bedürfnissen und Forderungen, seinen Vorzügen und Schäden so orientirt gewesen wären, wie er.

Die letzten vierzehn Jahre seines Lebens führte er das Präsidium der Gesammtsynode. Daß ihm, wie ein Blatt sagte, eine Art bischöfliche Gewalt eingeräumt gewesen wäre, würde er, wenn er's selbst noch gelesen hätte, belächelt haben; davon hat er wohl wenig zu merken bekommen. Er war ein Diener der Synode, und als solchen hat er sich angesehen. Den ihm von der Synode aufgetragenen Dienst hat er mit großer Treue, Umsicht und Geschicklichkeit erfüllt. Fast sind es der äußeren nicht gerade zum Präsidium gehörenden Geschäfte zu viel gewesen, die ihm aufgebürdet waren. Das ist ja wohl wahr, daß ihm mit der Zunahme der Amtsjahre seitens der Synodalversammlungen, denen er beiwohnte, Ausnahmen abgerechnet, immer größere Pietät entgegengebracht ward, dieselbe war aber weniger auf die Bedeutung seiner amtlichen Stellung an sich, sondern auf den umittelbaren Eindruck seiner würdevollen Persönlichkeit gegründet. Seine hervorragende Geschicklichkeit in der Leitung der Versammlungen, die Bewahrung der Besonnenheit bei aller Erregtheit der Debatte, sein gesundes Urtheil und lichte Darstellungsgabe, seine Freimüthigkeit, den Ernst der Ueberzeugung in die Wagschale zu legen, dies alles ihm hier nachzurühmen, geht über die Grenzen der uns hier gesteckten Aufgabe.

Ein Stimmführer für die theologische Richtung unserer Synode war er nicht, auch an der innern Arbeit für unsere theologische Zeitschrift hat er sich nicht betheiligt, dazu blieb ihm bei seinen mannigfachen Arbeiten nicht die Zeit. Wer seine theologische Richtung kennen lernen will, der muß die lange Reihe der von ihm geschriebenen Artikel für den Friedensboten übersehen. Es ist nicht nur der Charakter des Friedensboten als eines

Volksblattes, welches den Character seiner Artikel bestimmt, die bei allem Lehrhaften doch mehr practisch erweckender als kritisch untersuchender Art sind; es liegt dies auch an seiner persönlichen Grundrichtung, die mehr eine ethische als eine dogmatische war. Das Neandersche "pectus facit theologum" war seiner christlichen Lebensanschauung aufgeprägt. Seine werthvollen biographischen Aufsätze in den Kalendern zeigen ebenso seine Befähigung zur selbständigen Beurtheilung fremder Standpunkte, wie auch seine Vorliebe für Charaktere von einfach practischer und männlich fester Frömmigkeit. In den Grundanschauungen des evangelischen Protestantismus, der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden um Christi willen und der Anerkennung der heiligen Schrift als der genügsamen und unumstößlichen Norm des Glaubens und Lebens, war seine Theologie befaßt.

Der Herr lasse seine Dienste an unserer Synode in dauernder Nachwirkung zum Segen gereichen. Wir rufen ihm nach: Er hat gethan, was er gekonnt hat. Have cara anima.

Die Missouri-Synode der Irrlehre beschuldigt.

1. Die Beschuldigung. — Nicht geringes Aufsehen hat die soeben erschienene neue monatliche Zeitschrift „Altes und Neues" mit dem Motto „Einer ist euer Meister, Christus" erregt. Nicht das, daß ein neues deutsches Blatt innerhalb unserer lutherischen Kirche dieses Landes erschienen ist, verursacht dieses Aufsehen, sondern das, daß dieses Blatt von einem wohlbekannten Führer innerhalb der Synodalconferenz, Prof. F. A. Schmidt von Madison, Wisc., gegründet worden ist, um eine innerhalb dieses Körpers vorhandene und von der Missouri-Synode vertheidigte Irrlehre zu bekämpfen. Prof. Schmidt schreibt im Vorwort: „In den Publikationen der Missouri-Synode, welche ja nicht ohne Grund als die Bannerträgerin unserer Synodalconferenz angesehen wird, ist in den letzten Jahren eine Lehre von der Gnadenwahl ausführlich dargelegt und vertheidigt worden, die wir nicht anders als für schrift- und bekenntnißwidrigen, calvinisirenden Irrthum erkennen können." Er erklärt sodann, daß Gegner dieser Lehre für Vernunftleute gehalten werden; daß man über ihn bereits das Anathema gefällt habe, daß bisher gepflogene Privatverhandlungen nun zum öffentlichen Kampf geführt hätten, und daß er deßhalb gesonnen sei, denselben gegen diesen neuen Krypto-Calvinismus tapfer zu führen.

Die von Prof. Schmidt angeführte Irrlehre besteht nun hauptsächlich darin, daß er behauptet, in der Lehre von der Gnadenwahl oder Vorherbestimmung halte es die Missouri-Synode in manchen Stücken mit Calvin. Folgende Sätze führte er aus ihren Synodalberichten an: „Sie (die Erwählten) sind von Ewigkeit in die Zahl der Auserwählten hineingeordnet und darum kommen sie zum Glauben" (Westl. Ber. 1877, S. 44, vgl. S. 30). „Der Glaube ist also keine Bedingung, unter welcher uns der liebe Gott selig machen wollte. Es ist vielmehr ein Erforderniß, welches der liebe Gott selber leisten will" (S. 84). (Und fährt dann fort: Besonders wird wiederholt betont, daß die Vorherbestimmung gewisser Personen zur Seligkeit und zu allen Mitteln derselben nicht etwa von der ewigen Vorhersehung des Glaubens abhängig ist, sondern vielmehr umgekehrt die Vorhersehung des Glaubens von der freien und unbedingten Vorherbestimmung zu demselben). „Deßhalb, weil es durch die Erwählung schon gewiß ist, daß Jemand in den Himmel kommt, deßhalb weiß es Gott voraus" (S. 41). — „Nichts, gar nichts hat Gott in denen vorausgesehen, die er selig zu machen beschlossen hat, was der Seligkeit werth wäre, und selbst zugegeben, daß er etwas Gutes in ihnen vorausgesehen hat, so hat das ihn doch nicht bestimmen können, sie deßhalb zu erwählen; denn alles Gute im Menschen kommt ja erst von ihm" (S. 51). „Gott hat eine Anzahl Menschen schon von Ewigkeit zur Seligkeit erwählt: er hat beschlossen, diese sollen und müssen selig werden; und so gewiß Gott Gott ist, so gewiß werden sie selig, und außer ihnen kein anderer" (Westl. Ber. 1877, S. 24).

Dies sind die hauptsächlichsten Punkte des Vorworts. Diesem folgt ein Zeugniß Luthers und anderer rechtgläubiger Lehrer der Kirche über die Lehre von der Gnadenwahl.

Was nun Prof. Schmidt hier anführt und zu bekämpfen sich vorgenommen hat, ist durchaus nichts Neues.

Auf ähnliche Weise äußert sich schon Dr. Walther in seiner Postille. Aus Anlaß des Evangeliums von den Arbeitern im Weinberg predigt derselbe über die Gnadenwahl. Er sagt im zweiten Theil der Predigt (S. 94): „Gott hat die Auserwählten nicht darum erwählt, weil er wußte, daß sie im Glauben verharren würden, sondern daß sie erwählt sind, das ist die Ursache, daß sie beharrlich glauben. Gott hat sie nicht darum erwählet, weil er wußte, daß sie selig würden, sondern weil sie erwählt sind, darum werden sie selig. Gott hat seine Auserwählten erwählt, und darum werden sie heilige Christen und selige Menschen. Die freie Gnadenwahl Gottes geht daher der Seligkeit der Auserwählten nicht nur voraus, sondern ist auch der Seligkeit der Auserwählten Ursache und ewiger, unerschütterlicher Grund."

Die Lehre von der Gnadenwahl, wie dieselbe von der Missouri-Synode gehalten wird, ist schon zu verschiedenen Zeiten angefochten worden. So veröffentlichte Prof. G. Fritschel eine längere Arbeit über denselben Gegenstand, welche wiederum Anlaß zu weiterer Besprechung gab. Prof. Fritschel nahm damals schon Anlaß gegen denselben Ausspruch: „In Gott fallen keine Bedingungen" Einwand zu erheben, der nun auch Prof. Schmidt bewogen hat, im eigenen Lager dagegen aufzutreten.

2. Die Antwort des „Lutheraner." — In der letzten Nummer (15 Jan.) nimmt der „Lutheraner", das Organ der Missouri-Synode, auf die obengemachte Anklage Bezug und verspricht seinen Lesern die in Frage stehende Lehre in Sätzen zu behandeln und im Zusammenhang zu erläutern. Den vier mehr allgemeinen Sätzen, welche diese Nummer noch enthält und in künftigen Nummern fortgeführt werden sollen, ist ein Vorwort vorausgeschickt, in welchem es heißt: „Wir geben zu, daß wir in der Lehre von der Gnadenwahl, die wir noch nie vollständig in ihrem Zusammenhange dargestellt haben, fast nur die Punkte besonders betont haben, über welche gerade in unseren Tagen der Irrthum fast allgemein ist. Fast allgemein wird nämlich gelehrt, daß bei dem Seligwerden alles auf des Menschen Selbstentscheidung und auf sein eigenes Thun und nicht allein auf Gottes Gnade und Erbarmung ankomme. Dagegen sind wir denn mit allem Ernste aufgetreten und haben wir im Gegentheil nachzuweisen gesucht, daß, wie in allen anderen Lehren, so auch in der Lehre von der Gnadenwahl Gott allein alle Ehre gegeben werden müsse. Ob wir uns hierbei immer mit höchster Vorsicht ausgedrückt haben, so daß wir nicht hätten mißverstanden werden können, das wird sich schließlich zeigen. In dieser Beziehung achten wir uns übrigens nicht nur für nichts weniger als vollkommen, sondern für ganz geringe Schüler Luthers, wir sind auch demüthigst willig und bereit, von Jedermann in dieser Beziehung gute Lehre anzunehmen, wer immer uns dieselbe geben kann, und wenn es ein Kind wäre."

3. Das Urtheil anderer Blätter. — a. Der Standard, das englische Organ der zur Synodalkonferenz gehörenden Ohio-Synode, spricht sich (17. Jan.) folgendermaßen aus: „Der Grund, warum das Blatt erscheint, gibt eher Anlaß zum Schmerz als zur Freude; es läßt Unheil ahnen. Nicht daß wir deßhalb das neue Blatt nicht willkommen heißen sollten. Die streitende Kirche hat ihre Arbeit noch nicht vollendet und Christen brauchen vor dem ernsten Ton des „Altes und Neues" nicht zu erschrecken. Es wird hauptsächlich der Besprechung der Lehre von der Gnadenwahl gewidmet sein, über welche die Missouri-Synode Erklärungen abgegeben hat, gegen welche Prof. Schmidt und Andere sich gewissenshalber verpflichtet sehen zu protestiren. Die weitere Prüfung der Sache ist deßhalb nothwendig geworden. Daß Solche, welche der Synodalconferenz keinen Erfolg gönnen, in diesem nun einen Grund finden werden, um über uns zu triumphiren, ist natürlich. Aber die lutherische Kirche hat derartige Besprechungen nie gefürchtet und die Geschichte lehrt, daß die Früchte derselben heilsam sind." Soweit Prof. Loy.

b. Im Lutheran von letzter Woche bespricht Dr. Krotel diese überraschende Erscheinung unter der Ueberschrift: „Ein neuer Punkt" und schließt den Artikel mit der Bemerkung: „Wenn die Anklage des verborgenen Calvinismus gegen die Missouri-Synode und deren Häupter erhoben wird und zwar aus der Mitte der Synodalconferenz; wenn ein neues Organ gegründet wird, um den Streit zu führen, so gibt dies Grund zu glauben, daß etliche unserer lutherischen Brüder Halt an einem neuen Punkt bekommen haben, der mehr die Gemüther reizen und warmes Blut machen wird, als die berühmten vier."

In demselben Blatt findet sich noch folgendes Urtheil von Dr. Krauth über diese Angelegenheit. Nachdem er unter den literarischen Erscheinungen das neue Blatt gemeldet hat, fährt er fort: „Der besondere Zweck desselben ist, die Lehre von der Gnadenwahl, wie sie in den letzten Jahren innerhalb der Missouri-Synode laut geworden ist, zu bekämpfen. Diese Lehre erklärt Prof. Schmidt für nichts anderes als für schrift- und bekenntnißwidrigen, calvinisirenden Irrthum." Unsere Freunde von der Missouri-Art erscheinen uns oft, als ob sie mit uns ein wenig streng verfahren; aber wir müssen gestehen, daß sie ebenso streng mit ihren eigenen Leuten verfahren, welche vom rechten Weg abweichen. „Altes und Neues" wird es deßhalb an Feuer nicht mangeln und man kann sich darauf verlassen, Missouri wird sich nicht bereitwillig unter die Anklage fügen, daß es calvinisirenden Irrthum lehre. Prof. Schmidt hat sich ein sehr schwieriges Stück Arbeit dadurch bereitet."

c. Der luth. Kirchenfreund, das deutsche Blatt der General-Synode, läßt sich über den „kommenden Conflikt", wie derselbe seinen Artikel überschreibt, folgendermaßen aus: „Man hat seit Jahren erwartet, daß die Missouri-Synode in ihrer eigenen Mitte ernste Streitigkeiten erzeugen würde, sobald sie sich von dem bitteren Kampfe nach Außen auf den inneren Ausbau ihres Lehrsystems wenden sollte. Dieser innere Conflikt scheint jetzt bevorzustehen."

Unser College von der „Zeitschrift" wird es uns zu gute halten, daß wir Obiges wörtlich von ihm copirt haben, indem er aus früher wie neuester Zeit über die vorliegende Sache besser unterrichtet ist, als wir es sind; denn nicht allein sind uns die frühern Vorgänge völlig unbekannt, sondern uns ist auch die betreffende Schrift „Altes und Neues" nicht zu Händen gekommen. Somit vermochten wir aus eigenem Vermögen darüber keinerlei Mittheilung zu machen, und dieselbe ganz unterlassen, dazu war die Sache an sich doch zu wichtig und bedeutungsvoll. Dem Lutheran Standard aber wollen wir bemerken, daß wir diese ausführliche Mittheilung nicht im „Triumphgefühl" darüber aufnehmen, daß es nun auch scheinbar in der Synodalconferenz anfängt zu brennen; sondern es geschieht lediglich zur Orientirung derjenigen Leser, die mit uns ein Interesse haben, die weitere Klarstellung dieser Lehre zu verfolgen. (Luth. Herold.)

Obige Darstellung haben wir ganz dem Herold entnommen aus demselben Grunde, aus welchem er sich die der luth. Zeitschrift aneignet; auch die Schlußbemerkung betreffs der Zuschauerstellung möchten wir uns in vollem Sinne zueignen; möge der Streit nicht zur Störung, sondern zur Erbauung, zur wirklichen Förderung der Erkenntniß gereichen. Von unserm Standpunkte können wir es nur für wünschenswerth halten, daß sich durch die Erörterung eine gerechte Würdigung der calvinischen Lehre ergeben möge, d. h. die Anerkennung, daß zwischen der lutherischen und calvinischen Lehrart von der Gnadenwahl nicht der diametrale Gegensatz existirt, wie er von jener Seite gern postulirt wird. Wir vermögen in den missourischen Sätzen nichts Unbiblisches oder nichts Unlutherisches zu entdecken, aber daß die Sätze nicht zugleich ächt calvinisch seien, das dürfte schwer sein, abzuweisen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang VIII. April 1880. Nro. 4.

Die Herrschaft des Teufels und Erlösung von derselben.

(Von P. Enßlin.)

(Schluß.)

Wir wenden uns II. zur Betrachtung der Erlösung aus der Herrschaft des Teufels.

Wie schon angedeutet, hat unser Herr und Heiland bereits einen Sieg über die Obrigkeit der Finsterniß errungen, und die Macht des Satans so weit als nothwendig gestürzt. Offbg. 5, 5. Dieser Sturz erfolgte in verschiedenen Stufen. Mit dem Menschwerden und öffentlichen Auftreten Jesu Christi wurde der Anfang zu einem entscheidenden Sieg über denselben gemacht. Luc. 10, 19. Durch die Geburt Christi wurde der Gottheld, der verheißene Weibessame 1 Mos. 3, 15, der der Schlange den Kopf zertreten soll, auf den Kampfsplatz, in diese Welt eingeführt. In der Stille hatte er sich als wirklicher und normaler Mensch zu entwickeln, bis es Zeit war aufzutreten und die Versuchung zu bestehen. Aus der Versuchung ging Christus als der Stärkere hervor, der den Satan binden und ihm seinen Harnisch nehmen konnte, darauf er sich verließ, Luc. 11, 22; weßwegen der Satan weichen, ihn im Kampfe weiter gehen und in sein Reich eindringen lassen mußte, Luc. 4 13. Zu solchem Eindringen war des Menschen Sohn nun doppelt berechtigt. Einmal dadurch, daß er als vollkommener Mensch mit Recht Verzichtleistung auf eine widerrechtlich erlangte Gewalt fordern und solches mit Unrecht auferlegte Joch von sich und seinen Brüdern, den Menschen, auf gerichtlichem Wege abschütteln darf; und abermal dadurch, daß er als Mensch, nicht wie der erste Adam, in der Versuchung gefallen, sondern die Probe der Selbstbestimmung für sich und die zu erlösenden Brüder bestanden hat, und als Sieger über den Satan hervorgegangen ist. Es möchte uns darum auf den ersten Anblick genügend erscheinen, solches Unrecht durch einen gerichtlichen Akt gegen den Satan beizulegen, und solche widerrechtliche Herrschaft mit göttlichem Recht und Gewalt aufzuheben, damit der Mensch frei würde. Allein nicht nur der Satan, sondern auch der Mensch trägt Schuld daran, daß er unter solchem Joche seufzt; denn mit Wissen und Willen hat er Gott den Gehorsam verweigert und Sünde gethan. Röm. 5, 12. Er hat ferner durch den Genuß der verbotenen Frucht, deren Bedeutung er durch das göttliche Verbot wohl kannte, auf eigene Verantwortung hin den Tod in sich hinein

gegessen. Der Mensch ist daher nicht blos der züchtigenden, sondern wie der Satan selbst, der strafenden Gerechtigkeit, dem Fluch und Zorn Gottes anheimgefallen; was schon aus den sogleich eingetretenen Folgen des Sündenfalles und aus den späteren Gerichten über die Menschen zu folgern ist. Gott ist neben seiner Liebe gerecht und heilig, der die Sünde strafen und heimsuchen muß, Hiob 10, 14; Hebr. 9, 22; daher auch durch den Mittler Jesum Christum ein Gericht über die Welt ergehen mußte. Joh. 12, 31. Es galt daher nicht allein den Satan, sondern auch den mitschuldigen Menschen in's Gericht zu ziehen, da vor allem auch von ihm gefordert wird, die Schuld gegen Gott zu bezahlen, Matth. 18, 25. Die Gerechtigkeit Gottes zu befriedigen, Röm. 3, 25, den Zorn Gottes zu stillen, Röm. 5, 9, und das ursprüngliche Verhältniß zu Gott, nämlich sein Wohlgefallen, zu erwerben, Hebr. 13, 21, um den Verkläger verstummen zu machen, und die Gewalt des Todes ihm nehmen zu können; denn so lange eine Schuld auf dem Menschen lastet, hat der Verkläger und Mörder ein Recht seine Herrschaft geltend zu machen. (Vergleiche den Diebstahl Achans und seine Folgen. Josua 7.) So mußte denn der fleischgewordene Logos, der Gottes- und Menschen-Sohn, weil er sich nun einmal nach dem Rathschluß Gottes aus freier Liebe in's Mittel gestellt hatte, nicht allein gegen den Satan kämpfen, sondern auch, weil die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes kein anderes Mittel und Weg zur Erlösung duldete, Röm. 3, 25; Hebr. 9, 25, für die verschuldete und strafbare Menschheit l e b e n, Röm. 8, 3. 4, l e i d e n, s t e r b e n, Mark. 8, 31, und auferstehen, damit thatsächlich mit dem theuren Blute Christi und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben unsre Schuld getilgt, die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, hergestellt, das Wohlgefallen Gottes erworben und also eine vollkommene und ewige Erlösung zu Stande gebracht wurde. Hebr. 9, 11—12. Jesus Christus mußte den Kelch, welchen er aus Liebe zur verlornen Menschheit zu trinken übernahm, und welcher ihm vom Vater, um seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit willen, eingeschenkt wurde, bis auf die Hefe austrinken. Jetzt, nachdem durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten die Erlösung als eine vollgiltige dargestellt worden ist, ist allen Geistern und Menschen im Himmel, auf Erden und unter der Erden erklärt, daß die Ursache des Todes und der Herrschaft des Teufels abgethan und aus dem Wege geräumt ist, so daß der Satan kein Recht mehr hat, die Menschen bei Gott zu verklagen und seine Herrschaft zu behalten. Röm. 8, 33, Col. 2, 15. Es ist also die Erlösung durch Jesum Christum subjektiv und objektiv vollbracht, Joh. 19, 30. Jesus Christus hat alle seine Feinde Schau getragen und einen Triumph aus ihnen gemacht, Col. 2, 15.

Aber wie kommt es, daß der Satan seine Herrschaft unter den noch lebenden Menschen noch nicht niedergelegt hat, und sie noch immer, ja bis an's Ende fortsetzt? Macht diese Thatsache nicht den Eindruck, als wäre die Erlösung nur eine unvollkommene, oder als könnten die Menschen nicht völlig erlöst werden? Wir antworten hierauf: Die Erlösung durch Jesum Christum ist vollbracht, Joh. 19, 30, doch ist sie nur objektiv für den Menschen vor-

handen, so lange er sie nicht persönlich ergriffen hat. Die Erlösung muß darum frei und persönlich angeeignet werden, wenn sie eine subjektive Erlösung für den Menschen werden soll. Einen solchen Erlösungsplan mußte Gott einschlagen. Einmal schon seiner eigenen Gerechtigkeit gegenüber, indem auch der Satan nicht durch zwangübende Gewalt seine Herrschaft erlangt hat, sondern bei der Verführung den Menschen frei gewähren ließ; und abermal darum, weil Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde mit freiem Willen begabt hat und darum die Erlösung nicht aufgezwungen werden kann, ohne den Menschen in seiner Freiheit zu beeinträchtigen. Gott hat sich in dieser Sache selbst Schranken gesetzt, denn er will freie Geschöpfe haben und rücket die Erlösung Niemand auf, Jak. 1, 5. Weigert sich nun der Mensch diese Erlösung anzunehmen, so nützt ihm der ganze Sieg des Herrn über die satanische Herrschaft nur so viel, daß ihm die Erlösung angeboten und Zeit zur Entscheidung für oder gegen dieselbe gegeben wird, bis die Weigerung ethisch vollendet ist; dann aber muß er selbst seine Schuld bis auf den letzten Heller bezahlen, Matth. 5, 26, und mit dem Verführer dasselbe Loos theilen, nämlich das ewige Verderben in dem feurigen Pfuhl, Offenb. 20, 15. Die Aneignung der durch Christum geschehenen Erlösung ist aber auch zugleich der Akt, durch welchen das innere Band mit dem Satan gelöst wird, nämlich der Hang und Neigung zur Sünde, wodurch der Satan seine todtbringende Herrschaft ausübt. Der Wille des Menschen muß also für die Freiheit und Erlösung Christi gewonnen werden, wenn sie ihm zu gut kommen sollen. Um letzteres zu bewirken, schlägt Gott einen Weg ein, der zum Ziele führen muß, ohne die Freiheit des Menschen zu beeinträchtigen. Es ist ein, der Verführung des Satans entgegengesetzter Weg. Denn gleichwie der Satan durch Lüge und Betrug den Menschen von Gott weg in seine Knechtschaft gezogen hatte, so löst Gott im Menschen durch die Kraft seiner Wahrheit das innere Band mit dem Satan und verbindet ihn mit dem lebengebenden Sieger und Erlöser Jesus Christus, der ihm auch eine Speise und Trank darreicht, wodurch der Mensch gerade das Gegentheil von dem, was die verbotene Frucht wirkte, in sich hinein ißt und trinkt, nämlich das L e b e n. Auf diesem Wege wird der Mensch frei, denn welchen der Sohn frei macht, der ist recht frei, Joh. 8, 32.

Was ist nun aber diese freimachende Wahrheit? In kurzen Worten gesagt: Sie ist das Wort vom Kreuz, wie es Joh. 3, 16 folgendermaßen ausgesprochen ist: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Diese Wahrheit ist in der ganzen heil. Schrift ausführlich für Weise und Einfältige niedergelegt, und ist uns in besonderer Weise durch Jesum Christum geworden, indem sie durch Wunder und Zeichen bekräftigt, durch den von ihm erworbenen heil. Geist bezeugt, und durch die von ihm eingesetzten Sakramente besiegelt ist und wird, so daß wir nicht nur erkennen mögen, daß Christus gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören sondern auch, daß die Wahrheit eine Gotteskraft ist, selig oder frei zu machen

alle, die daran glauben. Diese Wahrheit, welche Geist und Leben ist, erzeugt nämlich einen Gotteshunger und entdeckt eine Leere im Menschen, die mit nichts anderem, als mit göttlichem Leben, mit Christo selbst ausgefüllt werden kann. Sie weist und führt auch unter Mitwirkung des heiligen Geistes zu Christo und erweckt einen Glauben, Röm. 10, 17, der den verlornen Zustand erkennt und die angebotene Gnade, ja Christum selbst, ergreift und sich mit ihm verbindet. Mit dieser Wahrheit steht aber auch jene Lebensspeise, die den Tod verschlingt, in genauer Verbindung. Sie ist Christus selbst, welcher sich in seinem Wort als Geist und Leben, Joh. 6, 63, als Lebensbrod und Lebenswasser, Joh. 6, 35, und im Sakrament, durch sein Fleisch und Blut, als Lebensspeise gibt, Joh. 6, 54. Ist nun der Mensch durch die göttliche Wahrheit und durch das Licht des heil. Geistes vom Betrug des Satans überzeugt worden und durch Gnade zur Vergebung der Sünden, zum Heil und Leben gekommen, so ist er zu einer fruchtbringenden Rebe am Weinstock Jesus Christus geworden, in welcher der Tod vom Leben verschlungen und die Herrschaft des Teufels aufgehoben wurde. Der Strick ist entzwei und der Mensch ist frei. Der Erlöste kann nun dem Satan als dem Verkläger trotzen und sagen: „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht! Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns," Röm. 8, 33. Auch gegenüber seiner Mord- und Todes-Gewalt kann der Erlöste jubiliren und sprechen: „Tod, ich will dir ein Gift, Hölle, ich will dir eine Pestilenz sein," Hosea 13, 14. „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum," 1 Cor. 15, 55.

Wenn nun der Mensch auf diesem Wege von der Herrschaft des Teufels frei und ein Kind Gottes geworden ist, so darf man darum nicht meinen, daß der Satan nun gar keinen Versuch mehr machen wird, zu seiner Herrschaft wieder zu kommen. Nein, solchen Erlösten setzt er erst recht zu und sucht sie auf irgend eine Weise und durch irgend ein Mittel wieder in seine Herrschaft zu bekommen, oder wenigstens sie zu Fall zu bringen. Er stellt durch listige Anläufe Versuchungen an, weßwegen der Kampf mit ihm fortdauert. Um aber den ferneren Anläufen des Satans widerstehen zu können, steht uns eine Waffenrüstung zu Gebot, die wir nach Ephes. 6, 10 ff. anziehen und damit kämpfen sollen. Wappnen wir uns mit dieser und stehen wir allezeit auf der Hut, indem wir wachen, mäßig und nüchtern sind zum Gebet, Matth. 26, 41, 1 Petr. 5, 8, dann werden wir den Satan ganz unter unsre Füße bringen und den Sieg über ihn erlangen, Röm. 16, 20.

Selbstverständlich ist es dann, wenn der Mensch zur Freiheit und göttlichem Leben gelangt ist, daß der Satan auch mit seinen Uebeln weichen muß, durch welche er um der Sünde willen seine Herrschaft führen kann; da ja Jesus Christus die ganze Schuld und Strafe der Sünde gebüßt, auch unsre Krankheit getragen und unsre Schmerzen auf sich genommen hat durch sein Leiden, Sterben und Blutvergießen. Vergebung der Sünden, die uns Jesus Christus

erworben hat, steht auch nach der heil. Schrift in genauer Verbindung mit der Befreiung von Uebeln, welche um der Sünde willen über den Menschen verhängt werden, Matth. 9, 2, Joh. 5, 14. Verursacht doch die Vergebung der Sünden im Gemüthsleben eine totale Veränderung, so daß sich der Mensch von einer Last und einem Bann befreit weiß und fühlt, die den Menschen unglücklicher machen als ein leibliches Uebel. Er fühlt sich durch die Vergebung der Sünden wie neu geboren, glücklich und selig, wie auch Luther sagt: Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit. Warum sollten nicht auch die Uebel weichen dürfen, wenn doch die Ursache des Uebels weg- und abgethan ist? Die Erlösung durch Jesum Christum ist ja eine völlige, und begreift das ganze Gebiet des Satans in sich. Es liegt darum im Blute Christi Kraft und in seinem Namen Gewalt, auch solche Bande des Satans zu lösen, womit er da und dort Leib, Seele und Geist gebunden hat. Das bezeugen uns die Thaten des Herrn und seiner Apostel, die sie in der Natur, an Kranken, Besessenen und Todten bewiesen haben. Die Wunder, welche Jesus selbst und die Apostel in seinem Namen verrichteten, sind nicht blos als mitfolgende Zeichen zu betrachten, welche ihr Wort bekräftigen sollten, sondern sie gehörten zur Erlösung, und sind Zeugnisse dafür, daß er uns von Sünde, Tod, Teufel und Hölle erlöset hat, und somit auch von aller Gewalt des Satans. Darum sagt auch der Herr selbst Luk. 10, 19: „Sehet, ich gebe euch Macht, zu treten auf Schlangen und Scorpionen und über alle Gewalt des Feindes;" und Mark. 16, 18: „In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödtliches trinken, soll es ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden." Diese Kräfte und Macht sind noch vorhanden und stehen Jedem zu Gebot, der sie im Glauben ergreifen kann, denn alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt, Mark. 9, 23. Der Glaube hilft, Matth. 15, 22, indem er Gott das Versöhnungsblut Christi vorhält und Gnade für sich und Andere ergreift. Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist. Durch Beten und Fasten können Bande gelöst werden, durch welche Satan Leib, Seele und Geist gebunden hat. (Vergleiche die Heilung des Besessenen, Matth. 17, 21.) Wenn das Uebel auch nicht sogleich weichen will, weil oft Hindernisse im Wege sind, um deren willen Gott mit seiner Hülfe verziehen muß, Daniel 9, 23, so sollen wir doch am Gebet anhalten; denn sollte Gott nicht retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen? Ich sage euch, er wird sie erretten in einer Kürze, Luk. 18, 8. Freilich reden wir hier nur von solchen Uebeln, welche um der Sünde willen durch die Macht des Satans über den Menschen verhängt sind. Es walten aber auch da und dort solche Uebel in der Menschheit, welche nach Gottes Willen und Rathschluß zum Heil und Seligkeit des Menschen, zur Ehre Gottes und zur Verwirklichung seines Heilsplanes dienen müssen; und diese könne entweder gar nicht, oder nur dann erst durch's Gebet und Fürbitte im Namen Jesu gehoben werden, wenn sie ihren Zweck erreicht haben, wie wir insbesondere aus 2 Cor. 12, 9 ersehen können, da der Herr dem

Apostel auf sein Gebet die Antwort gibt: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig." Das Bitten, Suchen und Anklopfen ist aber immer, wo uns Gottes Wille dunkel und verborgen ist, erlaubt, bis wir erkennen mögen, welches da sei der gute, gnädige, wohlgefällige und vollkommene Gottes-Wille, Röm. 12, 2.

Wenn nun trotz dieser von Christo errungenen Freiheit und trotz dieser von Christo verliehenen Kraft und Gewalt die Herrschaft des Satans noch nicht völlig gebrochen scheint, dieweil es noch Kampfeszeit ist, so dürfen wir darum doch nicht verzagen, denn der, welcher die Herrschaft des Teufels soweit aufgehoben hat, daß der Gläubige frei werden und den Satan überwinden kann, der wird, wenn er sein Reich vollendet hat, auch dem Reiche des Satans und der Finsterniß ein Ende machen, indem er alle feindlichen Gewalten und Herrschaften aufheben und den Satan sammt dem Tod und Hades in den feurigen Pfuhl werfen wird, Offenb. 20, 10—14. Die Erlöseten sind dann für immer frei und Gott wird sein Alles in Allen, 1 Cor. 15, 28.

Vom Gewissen.

Von P. M. Otto.

„Wer bin ich? Welche wicht'ge Frage!
Gott, lehre sie mich recht versteh'n.
Gib, daß ich mir die Wahrheit sage,
Um mich so, wie ich bin, zu seh'n.
Wer sich nicht selbst recht kennen lernt,
Bleibt von der Weisheit weit entfernt."

Aus diesen Worten erhellt die große Wichtigkeit der Selbsterkenntniß, der klaren Einsicht und richtigen Unterscheidung unseres Wesens und seiner einzelnen Theile und Fähigkeiten. Schon deßhalb, weil wir nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen sind, sollte es jedes geistig gesunden Menschen heilige Pflicht und Aufgabe sein, die Beschaffenheit seines Wesens und seiner zeitlichen und ewigen Bestimmung kennen zu lernen. Aber obgleich wir uns selbst so nahe sind, und so Viele meinen, Jeder sei sich selbst der Nächste, so ist es doch um die Selbsterkenntniß fast allgemein gar übel bestellt. Zu einer richtigen Selbsterkenntniß zu gelangen, dazu gehört Beobachtung seiner selbst, des äußern und innern Lebens und Nachdenken über sich selbst, über Gedanken, Worte und Werke. Wer sich selbst recht erkennen lernen will, der muß sich selbst auszuspioniren suchen, bis er über sich selbst in's Klare gekommen ist. Wie aber der Mensch seiner Anlage nach ein Doppelwesen, ein geistleibliches Geschöpf ist, so ist auch die Aufgabe der Selbsterkenntniß eine doppelte. Die Erkenntniß unseres sittlich religiösen Zustandes ist als Bedingung zur Erlangung unseres Seelenheils die wichtigere; nothwendig für jeden Christenmenschen, der da selig werden will. Die Erkenntniß dessen, was wir unserer leiblich-geistigen Beschaffenheit und Anlage nach seien, ist zwar auch eine recht menschenwürdige, aber für die meisten Menschen eine unmögliche, theils, weil es ihnen an der dazu nöthigen Kraft des Geistes und der Gabe der Unter-

scheidung fehlt, theils auch, weil sie nicht einmal den Willen haben, danach zu streben. Sie kann nur erlangt werden durch ernstes, anhaltendes Forschen und Nachdenken über sich selbst.

Bei diesem Nachdenken über sich selbst gewahrt der Mensch bald verschiedene Objecte, die er von einander unterscheiden kann. Er bemerkt da einen sichtbaren Leib und unsichtbaren Geist. Sieht er näher zu, so unterscheidet er in seinem Geiste ein Vermögen, Eindrücke von Außen aufzunehmen, die Vernunft; ein Vermögen, zu beurtheilen, den Verstand; ein Vermögen, Aufgenommenes festzuhalten, das Gedächtniß. Ein solches Vermögen, mit besonderer Anlage und Bestimmung ist auch das Gewissen des Menschen, bei welchem aber Anlage und Bestimmung nicht so leicht erkennbar und erklärbar ist, wie etwa bei dem Gedächtniß. Die Ansichten hierüber sind gar sehr verschieden, und in dem Folgenden will ich darzulegen versuchen, was mir darüber klar geworden ist. Und da ich mich hiebei an meine früher veröffentlichten Thesen über das Gewissen anschließe, so wird das Gegenwärtige nur eine weitere Ausführung, und hoffentlich eine Begründung derselben sein.

Das Gewissen findet sich bei jedem Menschen, und jeder nicht geisteskranke Mensch wird zu Zeiten Beweise davon geben, daß er ein Gewissen habe. Unsere jetzige Erkenntniß und Erfahrung bezeugt uns, daß ein Mensch ohne das Gewissen kein vollständiger Mensch wäre, daß einem solchen vielmehr ein wesentlicher Bestandtheil fehlen würde. Das ist gesagt in Beziehung auf unsern jetzigen Zustand, da wir als Sünder das göttliche Gebot übertreten haben und Feinde Gottes geworden sind. Und hier ist der Ort für die Frage: Würde der Mensch, wenn er nicht gesündigt hätte, doch ein Gewissen haben, oder ist das Gewissen erst durch den Sündenfall entstanden? Das Letztere ist ganz gewiß nicht der Fall. Das Gewissen ist dem Menschen ebensowohl anerschaffen, wie Verstand und Gedächtniß. Aber es ist ihm anerschaffen in der Voraussicht des Schöpfers, daß der Mensch sündigen würde und in diesem sündigen Zustande, zum Zwecke seiner Wiederherstellung, das Gewissen nicht entbehren könne. Es ist also nicht Produkt irgend eines Zufalls, auch nicht des Sündenfalles, sondern eine unentbehrliche Mitgabe des Schöpfers für das Leben. Aber das Dasein und die Wirksamkeit des Gewissens ist fast eben so sehr Sache des Glaubens als das Dasein Gottes. Wer sie bestreiten will, dem kann man das Gegentheil nicht beweisen.

Die Existenz des Geistes galt einst als das Allergewisseste, und das: cogito, ergo sum ward einst der Ausgangspunkt aller Erkenntniß. Heutzutage gibt es Leute, die nicht einmal davon etwas wissen wollen, und wer im Stande ist, das Dasein des Menschengeistes und seine Aeußerungen überhaupt zu leugnen, der wird noch viel mehr darauf bedacht sein, das Gewissen, den unliebsamen Zuchtmeister und Wächter in seinem Innern, zu beseitigen und zu leugnen. Außer d e m, was ein Jeder an sich selbst fühlt und erfährt, gibt es absolut keinen Beweis für die Existenz und Wirksamkeit des Gewissens. Und da erfahrungsmäßig die Gefühle der verschiedenen Menschen sehr verschieden sind, so kann mein Gefühl nicht maßgebend für einen Andern sein.

Wenn ich also den Satz aufstelle: Die Persönlichkeit meines Gewissens tritt meiner Persönlichkeit entgegen, stellt sich mir gegenüber als mein Gegner, so ist das für mich eine Wahrheit, die auf einer Erfahrungsthatsache ruht. Aber dieser Satz wird einem andern Menschen nur so weit annehmbar erscheinen, als er denselben versteht und seine Wahrheit an sich selber erlebt hat. — Schubert sagt: „Das Gewissen ist ein Mensch im Menschen, der innere Mensch der Seele des Menschen, und es zeigt sich hier bald als Herrscher und König, bald als Richter und Vergelter. Es ist ein innerer, dem Menschen eingeborner Richter" (Gesch. d. Seele. II. § 36). Kant: „Das Gewissen folgt dem Menschen wie sein Schatten, wenn er zu entfliehen gedenkt. Er kann es zwar durch Lüste und Zerstreuungen betäuben, oder in Schlaf bringen, aber nicht vermeiden, dann und wann zu sich selbst zu kommen oder zu erwachen, wo er alsbald die furchtbare Stimme desselben vernimmt. Er kann es in seiner äußersten Verworfenheit allenfalls dahin bringen, sich daran gar nicht mehr zu kehren, aber sie zu hören, kann er doch nicht vermeiden."

Wuttke sagt: „Nicht eigentlich der Mensch hat das Gewissen, sondern das Gewissen hat den Menschen. Es ist nicht in der Gewalt des Menschen, sondern eine Macht über denselben, es drückt nicht meine persönliche Eigenthümlichkeit aus, sondern den persönlichen Willen Gottes." Und Dr. Beck sagt: „Auch dem Ungläubigen, der so gern sich und Andern beweisen möchte, mit Gott, Sünde und Gericht sei es nichts, — auch ihm ruft das Gewissen immer wieder in's Ohr: es ist doch ein Gott, der dich richtet, es kommt doch noch eine Zeit der Vergeltung für dich, du mußt sterben in deiner Sünde und darfst nicht sagen, ich will jetzt Nichts sein, sondern du mußt sein, was du zu sein verdienst. — Darum sagten selbst die alten Heiden: allen Sterblichen erweise sich Gott in ihrem Gewissen, dieses wöge tausend Zeugen auf und treffe die Seele wie ein Schlag." — Die ganze sittliche Weltordnung, das Jus talionis, die Erkenntniß von einem Rechte der Vergeltung, welches sich auch bei Heiden findet, hat gewiß Anfang und Grundlage in den Aeußerungen des Gewissens. Wie wäre eine solche Thatsache sonst zu erklären?

Kann das Gewissen dem Menschen gegenüber, als sein Gegner auftreten, so folgt daraus, daß dasselbe von dem Menschen, von seinem Denken und Wollen nicht abhängig sein könne, sondern völlig frei und unabhängig sein müsse. Es tritt gegen den Menschen auf als sein Ankläger, ohne Furcht und Scheu, ausgestattet mit göttlicher Vollmacht und Autorität, hält dem Menschen Sünde und Schuld vor und läßt keine Einrede, Beschönigung oder Entschuldigung gelten. — Das Gewissen steht also nicht im Dienste des Menschen, wie etwa sein Wille, sondern es steht als eine Autorität über ihm, die er anzuerkennen, der er sich zu beugen hat. Dieser Ankläger thut seine Pflicht, ehe der Mensch es will, ja sogar gegen seinen Willen, und wie lästig es ihm auch sein mag, angeklagt zu werden, er kann ihm nicht ausweichen oder ihn zum Schweigen bringen. Er muß stille halten und es sich gefallen lassen.

Vollends geheimnißvoll wird aber die Sache, wenn wir sie weiter verfolgen.

Ist nämlich das Gewissen, wie es nicht anders sein kann, ein Theil des Menschen, unzertrennlich zu ihm gehörig, so haben wir hier die seltsame Erscheinung, daß der Ankläger sich selbst anklagt. Weil das Gewissen über dem Menschen steht, kann es als Ankläger gegen ihn auftreten; weil es aber zugleich das Gewissen eines sündigen Menschen ist, und als solches Theil hat an allen menschlichen Schwachheiten und Sünden, deßhalb unterliegt es auch selbst der Anklage. Und ob es wohl Ankläger und Richter des Menschen ist, so fällt es doch selbst mit dem Menschen, der das Böse gethan hat, der Strafe anheim, weil es zu ihm und seinem Wesen gehört.

Weniger Schwierigkeit macht es, das Gewissen als Richter anzuerkennen. Obgleich es ganz besonders in dieser Eigenschaft seine souveraine Stellung einnimmt und behauptet und sich nicht an die Einreden des Menschen kehrt, so ist uns doch diese Erscheinung leichter faßlich, weil wir etwas Aehnliches aus eigenem Entschluß mit uns selbst vornehmen können. Wie oft geschieht es, daß wir eine geschehene That, gut oder böse, uns nochmals im Geiste vergegenwärtigen, darüber nachdenken, dieselbe beurtheilen oder verurtheilen. Damit halten wir Gericht über uns selber und unterwerfen unser Thun und Lassen unserm eigenen Urtheil. Das Gewissen ist der Richter über unsere bösen Gedanken, Worte und Werke, und was zur Zeit der Vollendung noch kommen mag, das ist nur die Vollstreckung des durch das Gewissen gefällten Urtheils. Sehr schön sagt hierüber Kant: „Jeder Mensch hat Gewissen und findet sich durch einen innern Richter beobachtet, bedroht und überhaupt im Respekt (mit Furcht verbundener Achtung) gehalten, und diese, über die Gesetze in ihm wachende Gewalt ist nicht etwas, was er sich selbst (willkürlich) macht, sondern es ist seinem Wesen einverleibt.“ — Und Dr. Beck sagt: „Das wahre Gewissen — dies kann selbst noch jeder ehrliche Verbrecher bezeugen — ist die heilige Majestät Gottes im Menschen, der inwendige Monarch, der ein Gesetz vollstreckt, das wir nicht nach unserm Meinen und Wünschen drehen können, das uns vielmehr, ehe wir es denken, wie ein Blitz durch die Seele fährt, daß wir uns gezüchtigt und gerichtet fühlen, ob wir es auch immer wieder unterdrücken und äußerlich uns nichts davon anmerken lassen.“

Wenn wir die Thätigkeit des Gewissens in formeller Hinsicht betrachten, so erscheint uns dieselbe als Urtheilsspruch des Richters über den Uebertreter des Gesetzes. Man kann sagen, seine Thätigkeit sei eine zwiefache, eine freisprechende, wenn der Mensch dem göttlichen Gesetze gemäß lebt; und eine verurtheilende, wenn er das Gesetz übertritt. Aber das ist doch sehr uneigentlich geredet. In dem Falle, daß der Mensch das Gesetz nicht übertritt, kann von einem Freisprechen nicht wohl die Rede sein. Es ist vielmehr ein Stillschweigen, ein Ruhen des Gewissens, weil eben bei Beobachtung des Gesetzes, bei richtigem Wandel des Menschen Nichts zu rügen, aber auch nicht freizusprechen ist. Demnach wäre die Thätigkeit, die Aufgabe des Gewissens nur eine einfache, nämlich diese: den Menschen über seine Sünde zu verurtheilen und zu strafen.

In dieser seiner Thätigkeit, in Ausübung dieser seiner Pflicht ist dieser

Richter unbestechlich und unerbittlich, obwohl es von Seite des Menschen in diesem Prozeß nicht an mancherlei Einreden, Vertheidigungen und Entschuldigungen fehlt, das begangene Unrecht zu beschönigen oder zu verkleinern, die Ursachen und Beweggründe in das rechte, d. h. in ein günstiges Licht zu stellen, und dadurch die Schuld zu verringern. Aber diesem Richter gegenüber, der zur Erforschung und Ermittelung der Thatsachen nicht einmal der Beihülfe von Zeugen bedarf, ist all' solches Vornehmen ganz vergeblich; er läßt sich nicht bewegen, sein Urtheil zu mildern oder gar davon abzustehen. Dabei geht es niemals irre, und thut dem Menschen nie, auch nur das geringste Unrecht. Sein Urtheil ist in allen Fällen ein g e r e ch t e s.

Dr. Beck sagt: „Das Gewissen durchforscht in uns, was wir gerade nicht durchforschen mögen, unsre verborgensten Gedanken und Anschläge, die wir uns selbst nicht gestehen; es erhebt Anklage wider unsre Sünde in ihren geheimsten Schlupfwinkeln und beißt und nagt uns darüber, ungeachtet wir sie vertheidigen."

Das Gewissen ist nicht, wie es so oft dargestellt wird, selbst ein Gesetz, nach welchem der Mensch sein Thun und Lassen einzurichten hätte. Ein Gesetz ist lediglich eine Vorschrift, ein Gebot oder ein Verbot, das mir sagt, was ich thun oder lassen soll. Das Gewissen aber gibt mir keine Vorschrift darüber, was ich zu leisten habe, sondern es bestraft mich blos, wenn ich das Gesetz übertreten habe. Es beweist sich als der beständige Begleiter und A u f p a s s e r des Menschen, der sich nichts entgehen läßt von dem Thun und Lassen und es dem Menschen sogleich vorhält, wenn er gesündigt hat. Daß das Gewissen nur der Hüter des göttlichen Gesetzes sei, läßt sich leicht an Beispielen zeigen. Wenn ich in einem Collisionsfall nicht dem menschlichen, sondern dem göttlichen Gesetze Gehorsam leiste, so wird mich mein Gewissen nicht bestrafen. Dieser Fall stellt es ganz außer Zweifel, daß das Gewissen kein Gesetz sei, sondern nur ein Wächter desselben. Ferner: Wenn ich meine irdische Berufsarbeit nach den Anschlägen und Plänen meines Verstandes ausrichte, so wird das Gewissen keine Einsprache erheben oder mich bestrafen, wenn ich nichts Böses thue. Wenn ich eine Freude genieße oder mir einen Genuß versage, so wird mein Gewissen darüber ganz ruhig sein, wenn ich kein Gesetz übertrete. Ich kann sogar in Ausübung meiner Pflicht einen Menschen beleidigen, ihm scheinbar Unrecht thun, und doch wird mich mein Gewissen nicht bestrafen, weil ich kein Gesetz verletzt habe. Sobald ich aber ein Gesetz übertrete, sobald habe ich auch das Gewissen als Ankläger gegen mich; es zeigt mir mein Unrecht und verurtheilt mich.

Wollte man das Gewissen als ein Gesetz neben dem geschriebenen Gesetz und nicht als Hüter desselben ansehen, so würde damit das Eine oder das Andere als überflüssig oder mangelhaft erscheinen, das Eine als Ergänzung oder Ersatz des Andern. Die Unmöglichkeit dieser Ansicht ergibt sich auch aus der Thatsache, daß das Gewissen den Menschen bestraft. Dieses könnte nicht geschehen, wenn es ein Gesetz wäre. Denn ein Gesetz bestraft nie und nimmer, sondern der Richter bestraft den Uebertreter des Gesetzes. Das Gesetz

ist nur die Norm, nach welcher der Richter urtheilt und bestraft. Ein Gesetz, das zugleich Vorschrift, Ankläger und Richter wäre, ist ein Unding, das niemals existiren kann. Wäre das Gewissen ein Gesetz, so müßte es einen Inhalt haben. Einen solchen hat es aber nicht. Das ist eben so wenig der Fall, als Adam und Eva vor dem Sündenfall ein Gefühl oder Bewußtsein von dem Gewissen hatten oder haben konnten, weil sie noch kein Gebot übertreten und also das Gewissen noch nicht gegen sich herausgefordert hatten. Und wären sie ohne Sünde geblieben, so hätten sie immer ein gutes, d. h. ruhendes Gewissen gehabt, und sie hätten seine strafende Thätigkeit niemals erfahren müssen. Das sehen wir auch in der Geschichte des Lebens unseres Heilandes, in welcher wir keine Andeutung von der Anwesenheit oder Thätigkeit eines Gewissens finden, aus dem einfachen Grunde, weil er ohne Sünde war. Wäre der Mensch so erschaffen worden, daß er nicht hätte sündigen können, so würde er auch kein Gewissen gehabt haben, weil er es nicht gebraucht hätte. Aber in unserm jetzigen Zustande ist es uns unentbehrlich als Hüter und Wächter des Gesetzes.

Das Gewissen ist seinem Wesen nach bei allen Menschen gleich. Dieser Satz scheint auf den ersten Anblick sehr paradox zu sein; bei näherer Betrachtung werden wir aber finden, daß er seine volle Richtigkeit habe. Auch abgesehen von allem Bisherigen muß man zu dieser Erkenntniß kommen. Wie man auch das Wesen des Gewissens fassen und darstellen mag: — „als ein Gesetz, als Gottes Stimme, als Vernunftgesetz, als wirksames Bewußtsein eines dem Menschenherzen eingegründeten göttlichen Gesetzes" (Delitzsch); — das ändert nichts an der Sache. Wird das Gewissen gefaßt als „Gottes Stimme im Menschen," so muß sich diese Stimme bei allen Menschen gleichmäßig und in gleicher Qualität vorfinden. In Allen wird sie sich auf gleiche Weise als strafender Richter kund geben. Aber diese Behauptung muß dahin beschränkt werden, daß das Gewissen nicht bei allen Menschen mit der gleichen Klarheit und Zartheit sich kund gibt. Diese Aeußerungen richten sich nach dem sittlich religiösen Bildungsstande des einzelnen Menschen. Und welch ein großer Unterschied hierinnen stattfinde, das können wir im täglichen Leben, im Umgang mit lauter sogenannten Christen sehen. Man kann ganz getrost sagen: so viele Menschen, so vielerlei Gewissen. Wenn der Eine sagt, das ist gegen mein Gewissen, so sagt der Andere, darüber mache ich mir kein Gewissen. Hat aber Einer einen Diebstahl oder einen Mord begangen, dann bestraft ihn sein Gewissen, ob er will oder nicht; ob er diese Bestrafung annehmen will oder nicht. Wenn solche Uebelthäter mit ihrem Gewissen vielleicht im Gefängniß, des Nachts, wenn alles still ist, allein sein müssen, dann vernehmen auch verhärtete Bösewichter seine gewaltige Stimme, und können ihr nicht entfliehen. Dieser unruhige Gast hat schon manches Verbrechen an's Licht und den Uebelthäter auf's Schaffot gebracht.

Die Verschiedenheit der Aeußerungen des Gewissens zeigt sich, wenn wir den großen Unterschied der religiösen Verhältnisse bei Christen, Juden und Heiden in's Auge fassen. Bei einem Jeden von diesen offenbart sich das Ge-

wissen auf seine Weise, nach dem Stande seiner religiösen Erkenntniß. Denn über jene hinaus kann das Gewissen nicht gehen, weil es von ihr sein Licht und seine Norm hat. Je tiefer also ein Mensch in religiöser Hinsicht steht, desto unvollkommener werden auch die Aeußerungen seines Gewissens sein, und auch umgekehrt. Aber **was** das Gewissen dem Menschen sagt, das ist allenthalben und zu allen Zeiten **dasselbe.**

(Schluß folgt.)

Die Versuchungsgeschichte, Gen. 3.

Bei einer Schriftstelle mehr als bei der andern kommt es uns zum Bewußtsein, daß unsere Auslegungsweise keineswegs das Ergebniß einer einfach grammatisch logischen Operation ist, also daß bei gemeinsamer Kenntniß und Anerkennung der grammatisch logischen Gesetze und Thatsachen auch überall die gleiche Auslegung sich ergeben müßte, sondern daß wir dabei unbewußt beeinflußt sind von unserer Gesammteigenthümlichkeit, unserer Denkart, Weltanschauung, oder wie wir's nennen, von unserem Standpunkte. Auch in der Exegese, die doch vor anderem einen ganz objectiven Gang sine ira et studio nehmen soll, spielt die Neigung ihre Rolle, und, um es stark auszudrücken, eine Stelle bedeutet uns immer das, was sie bedeuten soll; bei aller Aufrichtigkeit und Willigkeit, die wir mit herzubringen mögen, uns unter und nicht über das Schriftwort zu stellen, werden wir uns nicht davon emancipiren, daß wir unserer Subjectivität den Tribut zollen müssen und den Willen da mit entscheiden lassen, wo wir meinen, daß allein die Erkenntniß den Ausschlag gebe. Damit soll ja freilich keineswegs gesagt sein, daß die Schriftauslegung ein Werk des subjectiven Geschmackes sei und die Regel auf sie anwendbar, de gustibus non est disputandum, daß nicht eine Auslegung höher stände als die andere, daß es nicht eine dem Schriftinhalte adäquate Form der Auslegung gäbe, die, wenn auch nicht völlig erschöpfend, doch von aller Unrichtigkeit frei ist; daß aber dieser subjective Factor in der Auslegung bei uns mitwirkt, das könnte man sich nur verbergen, wenn man die eigne Auslegung überall für das einzig vernunftmäßig mögliche Ergebniß des Schriftinhaltes selber halten und über alle anderen Auslegungen als über Schriftfälschungen den Stab brechen wollte. Ich kann einen Commentar zur Hand nehmen und an dem Ausleger seine Belesenheit beneiden, seinen Scharfsinn bewundern, seine Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit unbezweifelt anerkennen, und kann doch seine Auslegungsweise an den wichtigsten Punkten und im Ganzen und Großen für mich total unannehmbar finden; Schwierigkeiten, die für mich eine Auffassung ganz unannehmbar machen, existiren für ihn gar nicht, und andere, deren Lösung ich mir sehr leicht denke, werden für ihn zu entscheidenden Gegengründen.

Zu denjenigen Schriftstellen, an welchen diese Beobachtung besonders hervortritt, gehören überhaupt die drei ersten Capitel der Bibel, insonderheit die Versuchungsgeschichte. Bei der Auslegung solcher Stellen muß man sich

auf den Versuch beschränken, die eigne Auffassung als eine mit den Principien der Schrift, mit der Norm des Glaubens und mit den Gesetzen gesunder Auslegung nicht in Widerstreit stehende zu legitimiren, ohne die Erwartung zu hegen, daß man sie werde nach allen Seiten hin einleuchtend machen können.

Stellen wir zunächst die allgemeinen Gesichtspunkte fest, unter denen wir unsern Abschnitt betrachten. Die ganze heilige Geschichtsschreibung ist eine im guten Sinne tendenziöse, durch bestimmten Zweck beherrscht, sie läßt sich ihren Stoff nicht rein von der Wirklichkeit aufdrängen, sondern sichtet ihn nach dem von ihrem Zweck erforderten Bedürfnisse. Ihre Absicht ist es nicht, alles im Bewußtsein, in der historischen Erinnerung vorhandene zu berichten, und so die Wißbegierde, das historische Interesse am Vergangenen zu befriedigen, sondern sie will nur das berichten, was zur genetischen Erklärung, zur Begründung der in dem ganzen Geschichtswerke ausgesprochenen Weltanschauung dient. Die h. Geschichtsschreibung ist eine ethische, sie ist ein Theil des Gesetzes, sie weiset nach, wie es kommt, daß Israel als das Volk der Wahl und des Bundes in dem einzigartigen Verhältnisse der Verpflichtung zu dem einen wahren Gotte steht. Die Voraussetzung eines Gesetzes ist die Differenz zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Sollen und Sein. Der Zustand der Gebundenheit unter Sünde, Schuld und Tod, für welchen dem Bundesvolke in seinem Gesetze der Weg der Sühne geordnet ist, kann nicht nothwendige Natur- oder ewige Gottesordnung, sondern muß durch menschliche Willensbetheiligung entstanden sein. Daß dies so sei, soll die Erzählung in unserm Capitel nachweisen.

Die Welt ist das gute Werk des guten Gottes; in ihr liegen die Lebensbedingungen für die Entfaltung eines harmonischen menschlichen Daseins in reicher Thätigkeit und sabbathlicher Freiheit. Das Sechstagewerk des Schöpfers selbst ist das himmlische Urbild eines in sabbathlichen Frieden auslaufenden thätigen menschlichen Lebens, wie es sein könnte und sollte. Das ist die Aussage des ersten Kapitels, es zeigt uns das göttliche Urbild. Die Formel אֵלֶּה תּוֹלְדוֹת, dies sind die Geschlechter, die in der Genesis zehnmal vorkommt und die verschiedenen Entwickelungsperioden einleitet, steht Cap. 2, 4 als Einleitung zum zweiten Kapitel, das erste Kapitel steht außerhalb dieses Geschichtsverlaufes, es bildet gewissermaßen das Proömium zu den im Buche der Genesis zu berichtenden Geschichtsverläufen, das Urbild darstellend, nach dessen Muster die Menschengeschichte hätte verlaufen sollen.

Wie aber, waren denn nun beim Menschen, dessen Lebensverlauf das Nachbild des himmlischen Urbildes werden sollte, die nöthigen und ausreichenden Grundbedingungen dazu vorhanden, also daß es nicht etwa im kreatürlichen Verhältniß an sich begründet lag, daß das Nachbild zum Urbilde in grelle Disharmonie treten m u ß t e? Darauf antwortet das zweite Kapitel: Ja, sie waren in vollkommenem Maße vorhanden; der Urstand des Menschen wird uns vorgeführt.

Was das Verhältniß der Berichterstattungen in Kap. 1 u. 2 betrifft, so stehen ja da bekanntlich zwei Auffassungen einander schroff gegenüber. Nach

der einen soll Kap. 2 nach der Norm von Kap. 1 ausgelegt, und deßhalb aller scheinbare Widerspruch zwischen ihnen ausgeglichen werden, Kap. 2 kann nur eine genauere Fortsetzung und Ausführung von Kap. 1 enthalten. Nach der andern soll Kap. 2 ganz für sich interpretirt werden, und man muß dabei so thun, als ob man Kap. 1 noch gar nicht gelesen hätte; thut man dies, so erhält man ein ganz andres Bild der Schöpfungshergänge. Dort ist die ganze Pflanzen- und Thierwelt geschaffen, und Gott schafft nichts mehr, nachdem er sein Werk mit der Schöpfung des Menschenpaares gekrönt; hier ist der Mensch das erste Geschöpf, und Gott bevölkert die Erde mit einer Pflanzen- und Thierwelt für ihn. Wir können hier das Für und Wider nicht erörtern, sondern nur die Auffassung namhaft machen, welche für uns die Grundlage der Auslegung von Kap. 3 bildet. Wir halten die zweite Auffassung für richtig, weil durch die Ueberschrift: „dies sind die Geschlechter," V. 4, die Absicht kund gegeben wird, eine vollständige und unabhängige Schöpfungsgeschichte zu zeichnen. Alle wohlgemeinten Advokatenkünste der Exegese werden uns nicht überzeugen, daß nicht in Kap. 2 ein von Kap. 1 chronologisch total differirender Schöpfungsbericht gegeben werde. Wir müssen hier auf das im Eingange Gesagte von dem Einflusse mehr oder minder unbewußter Motive auf die Auslegungsweise zurückweisen. Die Beweisgründe der harmonisirenden Exegese kennen wir ja und respectiren sie völlig, nur fordern wir, daß sie nicht, wie dies vielfach geschieht, das Prädicat der Gläubigkeit ausschließlich für sich in Anspruch nehme. Es ist wohl im Grunde ein eben so großer Beweis für die Treue gegen das Schriftwort, wenn man einen von ihm dargeboteten Widerspruch hinnimmt wie er ist, als wenn man sich bemüht, ihn auf alle Fälle auszugleichen.

Es handelt sich nur um die Consequenzen, die aus der Anerkennung der Divergenz der beiden Berichte zu ziehen sind. Selbstverständlich, wenn man sagen wollte: Hier sind zwei divergente Berichte, nun take your choice, und halte entweder den einen oder den andern, oder keinen von beiden für richtig, dann hätte der Glaube an den einheitlichen Ursprung der Schrift aus dem Geiste der Wahrheit ein Ende. Was die Schrift uns sagen will, das muß wahr sein, sonst ist sie nicht mehr „Schrift." Man sagt ferner, die Divergenz zwischen beiden Berichten ist daher zu erklären, daß sie von verschiedenen Verfassern oder aus verschiedenen Traditionskreisen herrühren, in dem einen redet der Elohist, im andern der Jehovist oder ein dritter. Das mag vielleicht wahr sein, es hat ja gewiß nichts gegen sich, daß der Abfassung des Genesisbuches, rühre sie nun vom Moses oder sonst wem her, mündliche Traditionen und schriftliche Urkunden als Quelle vorgelegen. Aber mag man über die Quellen der Genesis urtheilen wie man will, so ist mit dem Hinweis auf diese Entstehungsweise der Berichte wenig erreicht; man kann doch dem eigentlichen Verfasser der Genesis nicht die Schwachsinnigkeit zutrauen, daß er zwei divergente Berichte über eine und dieselbe Sache vorgelegt habe, ohne sich der obwaltenden Differenz bewußt zu werden. Sind uns nun aber die zwei gänzlich von einander unabhängigen und diametral verschiedenen Darstellungen mit bewußter

Absicht nebeneinander vorgelegt, so ist es nicht die Schuld der Schrift, wenn man ihren gar deutlichen Fingerzeig nicht versteht, daß es nämlich nicht ihre Absicht ist, empirische Hergänge zu beschreiben, sondern religiös ethische Wahrheiten zur Anschauung zu bringen, daß die Einheit der Berichte nicht in der Uebereinstimmung der chronologischen Folge, sondern in der Einheit der religiös-ethischen Wahrheit gesucht werden soll.

Was die Quellen für die in unsern Berichten niedergelegten Erkenntnisse betrifft, so sind sie doppelter Art. Einmal die Urtradition des Menschengeschlechts, die das Volk Israel in ihrer ungetrübtesten Gestalt bewahrt hat. Hierher gehören die Erinnerungen an den Ursprung aus einem vom gegenwärtigen Wohnorte östlich gelegenen Lande, an die vier großen Wasser, mit denen die Vorfahren in Berührung gekommen, an frühere Lebenszustände unter den günstigsten Naturbedingungen. Andrerseits enthalten die Mittheilungen Elemente, die sich naturgemäß aller historischen Kunde entziehen, und die deßwegen ein Jahrtausende später Lebender gerade so gut und ursprünglich erfahren konnte, wie der erste Mensch selbst, weil sie nur aus übersinnlicher Erfahrung, aus der Offenbarung, geschöpft werden konnten, weil sie Dinge betreffen, die kein menschliches Augenzeugniß beglaubigen kann, wie das ganze erste Kapitel und die Erschaffung des Weibes während des Tiefschlafes des Mannes. Wie weit auch für diese Mittheilungen übersinnlicher Gewißheiten die religiöse Tradition gestaltend mitgewirkt hat, das läßt sich nicht völlig entscheiden; diese Mittheilungen tragen ihre Beglaubigung schlechthin in sich selbst, und ihre Glaubhaftigkeit bleibt ganz dieselbe, ob sie etwa von Mose selbst concipirt sind oder ob sie von Adam her die heilige Tradition gebildet haben. Daß wir aber hier die offenbarungsgemäße Ausprägung uralten Traditionsinhaltes vor uns haben, das beweist die vielfache Verwandtschaft der in's mythologische verzerrten Schöpfungstheorien der heidnischen Völker mit unserm Schöpfungsberichte. Bezeichnen wir als die Quelle der hier niedergelegten übersinnlichen Erkenntnisse die göttliche Offenbarung, so haben wir damit nur eine Seite der Entstehungsweise genannt; was Erzeugniß des göttlichen Geistes ist, das ist auf der anderen Seite auch zugleich Erzeugniß eines menschlichen, und als solches kann es entweder das Erzeugniß des unbewußt und absichtslos dichtenden Schaffens oder die reife Frucht bewußter und absichtsvoller tiefer Intuition sein, entweder in Analogie mit dem Mythus stehen oder mit dem Philosophem, gleichwie das Schöne entweder das Erzeugniß des unbewußten Gestaltungstriebes oder das Meisterwerk der reifen Kunst sein kann. Wenn mit dem Begriffe des Mythus das Merkmal des inhaltlich Falschen und mit dem des Philosophems das des Unsicheren, Subjektiven verbunden wird, so verbietet sich freilich die Vergleichung; dieselbe bezieht sich aber eben in diesem Falle nicht auf den Inhalt, sondern auf die Form der Entstehung. Daß eine Meisterhand unserer Erzählung den Stempel auch formeller Vollendung aufgeprägt, daß sie eine durchdachte, planvolle Composition und nicht nur ein naiver Erguß kindlich einfältiger Phantasie ist, ist wohl unverkennbar; aber der Stoff, dem auf dem Boden des israelitischen Volksthums diese Aus-

prägung gegeben, stammt, wie die Verwandtschaft der Völkersagen beweist, aus der Urzeit. Aus der Lüge kann sich nicht durch Evolution die Wahrheit entwickeln, sondern nur von der Wahrheit her durch Degeneration die Lüge entstehen. Die Substanz unseres Berichtes ist älter als die Völkersagen, und daß aus der Urzeit der Menschen her solche religiöse Tradition hat herüberklingen können, das ist in sich selbst der stärkste Beweis, daß der Urstand, wie ihn unser Abschnitt schildert, keineswegs mit den Märchen vom verschwundenen goldenen Zeitalter identificirt zu werden braucht. Aus dem fossilen Knochen eines urweltlichen Thieres vermag die Wissenschaft die ganze Structur des unbekannten Thieres zu construiren; hier haben wir auch ein vorliegendes Factum, das der Gegenwart Aufschluß über die hinter der historischen Tradition liegende verschleierte Vergangenheit der Menschheit zu bieten vermag; wir haben hier einen religiösen Gedanken, dessen Herüberhallen aus der Urzeit in sich selbst das Zeugniß einer kräftigen und zarten religiösen Empfindnng bei dem Menschengeschlechte der Urzeit ist.

Was das Princip der Auslegung betrifft, so stehen dafür bekanntlich verschiedene Wege offen; die mannigfachen Behandlungsweisen, die auf unsern Abschnitt angewendet sind, lassen sich in einige Hauptgruppen stellen, die allegorisirende, die buchstäbliche, die dogmatisirende, die theosophische, die symbolische. Wir gehen von der Voraussetzung aus, daß von vornherein keine derselben einen Voranspruch vor der andern besitzt, sondern daß für die Wahl der einen oder der andern sowohl der Gesammtzusammenhang der Erzählung für sich als auch die Gesammtanschauung der Schrift die Entscheidung abzugeben haben, daß also ebensowohl der Satz anzuwenden ist: „jede Stelle ist aus sich selbst zu erklären," wie der andere: „jede Stelle ist aus dem Gesammtzusammenhange der Schrift zu erklären," Principien, die einander nicht unharmonisch widerstreben können. Die allegorische Auslegungsweise wurde bekanntlich von der alten Kirche bis zur Reformation hin unter mannigfachen Modificationen mit sehr freiem Verfahren angewendet, sie fand in unserer Erzählung entweder die Darstellung eines außerzeitlichen Herganges, des Falls der Seelen in die Diesseitigkeit, oder die Darstellung sich immerwiederholender rein innerer Hergänge des Seelenlebens. Dies abstracte Hinüberdeuten des Geschichtlichen in das Geistliche braucht heutzutage kaum mehr widerlegt zu werden. Daraus, daß in den nächsten Kapiteln im unmittelbaren Anschluß und ohne die leiseste Andeutung eines Wechsels im Objecte Adam und Eva als geschichtliche Personen, als die Stammeltern des Geschlechts aufgeführt werden, geht hervor, daß auch in unsrer Erzählung ein Vorgang im Leben des ersten Menschenpaares geschildert werden soll, und Adam und Eva nicht etwa nur die allegorischen Bezeichnungen für abstracte Begriffe sein sollen. Die allegorische Deutung hat manchen schönen Gedanken zu Tage gefördert, aber sie hat die Bedeutung des Geschichtlichen in der Offenbarung Gottes verkannt und beruht immer auf einer entweder einseitig theoretischen oder einseitig practischen Auffassung der Wahrheit, die entweder als vollkommene Philosophie oder als vollkommenes Gesetz betrachtet wird, während sie

doch weder Gegenstand der Erkenntniß noch des Wollens an sich ist, sondern des Glaubens.

Gegenüber steht die radical buchstäbliche Auslegungsweise, die als das andere Extrem sich mit der allegorischen berührt, indem sie in die mythologische Deutung umschlägt. Sie ist vertreten vom philosophischen Rationalismus und ist von dem Interesse getragen, die biblische Erzählung auf wesentlich gleiche Stufe mit allen übrigen Völkermythen stellen zu können. Die Voraussetzung dabei ist, daß der biblische Erzähler etwas als geschichtliche Wahrheit geben w o l l t e, was aus inneren Gründen unmöglich wahr sein k a n n. Die Consequenz dieser Ansicht für die Würdigung der Erzählung kann eine doppelte sein, daß nämlich entweder der Erzählung der höhere Wahrheitsgehalt ganz abgesprochen wird (dies der Standpunkt des Naturalismus), oder daß dieser Wahrheitsgehalt in sie hineingelegt wird durch radicale Umdeutung. (Der Erzähler glaubt einen Sündenfall zu berichten, berichtet aber ohne es zu wissen und zu wollen den größten und nothwendigsten Culturfortschritt. Dies der Standpunkt des philosophischen Rationalismus.) Auch diese Auffassungsweise bedarf hier keiner eingehenden Widerlegung, sie beruht vielmehr auf einer so gänzlichen Verkehrung, daß ihr selbst erst die Forderung der Beweisführung entgegen gestellt werden muß. Einige Züge der Erzählung widersprechen der buchstäblichen Erklärung ganz offenbar, wie doch wohl z. B. die Postirung des Engels mit dem flammenden Schwerte vor dem Eingange des Gartens Edens, so daß man fragen muß: wer gibt uns das Recht, dem Erzähler eine so craß sinnliche Vorstellung zu imputiren? Ist aber die buchstäbliche Erklärung an einem Punkte durchbrochen, so kann sie nicht das Princip für die Behandlungsweise des Ganzen sein.

Größeren Anspruch auf Berücksichtigung hat die von uns so benannte dogmatisirende Auslegungsweise; es ist die populär orthodoxe, natürlich im Einzelnen unter mannigfachen Modificationen der Auffassung vorgetragen. Sie steht der allegorischen gegenüber, weil sie in der Erzählung den Bericht eines einmaligen historischen Factums sieht. Sie weicht von der buchstäblichen ab, indem sie allerdings so viel als möglich sich durch den buchstäblichen Sinn beherrschen läßt, aber doch da, wo derselbe nicht ausreichend erscheint, aus der analogia fidei die nöthige geistige Deutung ergänzt. Die Ursache der Sünde ist der Teufel, folglich, obwohl in der Erzählung keine direkte buchstäbliche Erklärung darüber gegeben, ist doch aus der allgemeinen Schriftoffenbarung zu entnehmen, daß die versuchende Schlange die Incarnation oder das Organ Satans gewesen ist. Als dogmatisirende haben wir diese Auslegungsweise bezeichnet, weil sie einerseits die Exegese durch das Dogma bestimmt werden läßt und andrerseits, weil sie den in der Erzählung dargebotenen Bericht seiner buchstäblichen Form nach zum Dogma, d. i. zur nähern Auseinanderlegung einer Glaubensaussage macht. Das Resultat dieser Auslegungsweise ist in Kurzem ungefähr dies. Sündlos, unsterblich und in ungetrübtem Glücke lebten die Menschen im Paradiese, mit der Auf-

gabe, die ganze Erde zu erfüllen, ohne daß diese Erfüllung der Erde eine Verstoßung aus dem Paradiese involvirt hätte, denn die ganze Erde trug paradiesischen Charakter, Friede und Todesfreiheit herrschet in der ganzen Kreatur. Die Befriedigung aller Naturbedürfnisse war dem Menschen gewährt, folgen dürfte er den Trieben seiner unverdorbenen Natur, ohne Gefahr den Besitz seines höchsten Gutes, des Verkehrs mit Gott, dadurch zu stören; es ist nur eine einzige leichte Schranke, durch die Gott die freie Bewegung des menschlichen Willens begrenzt, eine leichte Bedingung, von deren Erfüllung er die Aufrechterhaltung seiner Gemeinschaft abhängig macht: von den Früchten eines einzigen, allerdings besonders lustig anzusehenden Baumes zu essen, hat Gott dem Menschen verboten. Der Baum an sich war, wie alles Geschaffene, sehr gut und unschädlich, er heißt nur deßhalb Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, weil Gott im Verhalten des Menschen diesem Baume gegenüber erkennen wollte, ob sie gut oder böse, gehorsam oder ungehorsam sein würden. Gehorsam ist das Princip wahrer Sittlichkeit, wie Ungehorsam das Princip der Sünde; an der Uebung des Gehorsams in leichter Aufgabe wollte die erziehende Hand Gottes die sittliche Richtung des kindlichen Menschengeschlechtes auf dem Wege des Guten leiten, um es zur Erfüllung immer größerer sittlicher Kraftproben zu befähigen und das auf sittlich freiem Gehorsam basirte Gemeinschaftsverhältniß immer unzerreißbarer zu machen. Diese unaussprechlich verheißungsvolle Erfüllung des göttlichen Heilsrathes widerstrebt dem Willen des Satans, des gefallenen Engelsfürsten, dessen Feindschaft gegen Gott und sein Volk dahin treibt, den Menschen, den er mit Gewalt nicht stürzen kann, zu betrügen und zu verführen. Durch einen Act dämonischen Wunders nimmt er entweder die Gestalt einer Schlange an, oder er verleiht einer Schlange menschlich vernehmliche Rede, oder er übt, während die Augen des Weibes auf die gefälligen Windungen einer Schlange auf dem betreffenden Baume gerichtet sind, die von den Früchten des Baumes ohne Schaden frißt, gleichzeitig einen unsichtbaren geistigen Einfluß auf das Weib aus, erweckt Gedanken in ihr, die sie sich selbst in ihre Sprache übersetzt, — und das Resultat ist das geschilderte. Der Mensch fällt in Ungehorsam und nach vollbrachter Sünde wird dem Menschen sofort der Charakter derselben offenbar, er erkennt, daß er gut war und böse geworden ist. So leicht der äußeren Form nach die Uebertretung erscheinen mag, sie ist eine principielle Abwendung des menschlichen Willens vom göttlichen, und für immer ist die Wendung der menschlichen Natur in der verkehrten Richtung entschieden. Es folgt die Strafe, die Verstoßung aus dem Paradiese behufs Ausschließung des Menschen vom Genuß des Baumes des Lebens, dessen Früchte sonst dazu bestimmt waren, vermittelst einer Art von sacramentalen Genusses die der Unsterblichkeit fähige menschliche Leiblichkeit zur Unsterblichkeit zu erklären. Die Verstoßung aus dem Paradiese ist nicht nur eine locale Veränderung, sondern auch eine Zustandsumwandlung, denn mit der Verhängung des Leidens und des Todes über den Menschen ist auch das Einbrechen der φθορά, der Eitelkeit, über die creatürliche Welt verknüpft, und die friedvolle Schöpfung

Gottes wird zum Schauplatze des erbarmungslosen Kampfes um's Dasein. Dies das Resultat der Exegese und zugleich Dogma.

Man wird allerdings verlangen müssen, daß diese Auslegungsweise in ihrer Methode sich durch Principien von zwingender Nothwendigkeit geleitet wisse, daß sie sagen könne: Hier stehe ich, ich kann nicht anders; denn die sachlichen Schwierigkeiten, denen ihre Resultate begegnen, sind allerdings sehr bedeutend. Das ist ja freilich nicht zu verlangen, daß der Inhalt dieser Schriftaussagen über die Urzeit des Menschen sich mit allen möglichen Conjecturen der menschlichen Vernunft decke und vor ihnen bewahrheite; aber da hier Geschichte, Berichterstattung über einen empirischen Hergang, dargeboten sein soll, so ist's allerdings nicht zu viel verlangt, daß diese Auslegung versuche, diesen Hergang mit anderweitig zur Kenntniß kommenden Thatsachen in Einklang zu bringen. Es kommen die Thatsachen der Geologie in Betracht, die, ganz unparteiisch geredet, dafür zu sprechen scheinen, daß vor der Existenz des Menschen auf Erden der Tod schon in der potenzirtesten Gestalt im Kreaturreiche geherrscht habe. Jedenfalls folgt für die Vertreter dieser Auslegungsweise die mißliche Consequenz, daß sie in einer geologischen, rein empirischen Frage unbedingt Stellung nehmen müssen, daß sie sich da von apologetischem Interesse leiten lassen müssen, wo doch ganz allein das interessenlose Indictionsverfahren maßgebend sein sollte; es ist ein mißlich Ding, wenn der Theolog auch Geolog werden muß. Zum andern kann diese Auslegungsweise nicht darüber hinweghelfen, daß das erste Gebot, welches Gott dem Menschen gegeben, nicht zu essen von dem Baume, als ein recht anthropomorphisches angesehen werden muß; es mag als ein pädagogisch recht wohl gewähltes Mittel dargestellt werden, daß Gott dem Menschen ein so leicht zu erfüllendes Gebot gab, aber es bleibt doch ein willkürlich gewähltes. Man hätte hier eine göttliche Willenskundgebung, die absolut nichts über sein Wesen offenbarete, einen Willen, der sich von seinem Wesen isolirte, d. i. Willkür; das Gebot wäre nicht ein Ausdruck der göttlichen Heiligkeit. Es ist auch ferner gar nicht zu begreifen, wie Gott dem Menschen dies Gebot habe vermitteln sollen, es hätte dies auf keine andere Weise als etwa in der Theophanie, in der Vision, geschehen können, und es wäre damit jenes erste Gebot ganz außer Analogie mit allen sittlichen Geboten gesetzt, die, wenn auch nicht ausschließlich durch die Stimme des Gewissens vermittelt, doch von der Stimme des Gewissens mitbezeugt werden (Röm. 2, 19). Diese und noch andere Schwierigkeiten machten es wünschenswerth, daß diese Auslegungsweise über Principien genügender Art sich ausweisen könne, die sie nöthigten, solchen Schwierigkeiten die Stirne zu bieten; das ist aber keineswegs der Fall, sie verfährt vielmehr durchaus eclectisch, ohne dabei von sicheren Indicien geleitet zu sein. Sie legt buchstäblich aus und wieder nicht, sie nimmt eine neutestamentliche Stelle als leitende Norm und eine andre wieder nicht; stat pro ratione voluntas. Da kann der Anspruch, daß die aufgestellte Lehre schlechthin das nothwendige Resultat der Schriftaussagen sei, nicht behauptet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Synodales.

Eingesandt von P. Dresel.

Eine Stimme aus der Synode

über die vier Vorschläge, die der Ehrw. Synodal-Präses in seinem Circular vom 2. Februar l. J. unter Nro. 5 den Pastoral-Conferenzen zur Besprechung vorgelegt hat.

Dem Unterzeichneten, der mit der Synode in Verbindung trat, als sie noch in den Anfängen, im ersten Stadium ihres Daseins sich befand, wird es gestattet sein, sich an diesem Ort und auf diesem Wege über die vier oben erwähnten Vorschläge auszusprechen, zumal er viele Jahre hindurch an der Entwicklung und weiteren Ausbreitung der Synode thätigen Antheil genommen hat.

I. Die vier Vorschläge einzeln.

1. Dem ersten Vorschlage (a.), daß der Präses in Zukunft mit Geldgeschäften nichts zu thun haben soll, ist gewiß die vollste Zustimmung zu geben, damit er desto ungehinderter seinem eigentlichen Amte und Berufe seine Zeit und Kraft widmen kann. Ist doch in frühern Jahren wiederholt schon geklagt worden, daß zum Nachtheil für das Ganze die einzelnen Zweige der Arbeiten und Aufgaben der Synode zu sehr in den Händen weniger liegen, in Folge dessen nicht nur die meisten Glieder völlig unbekannt mit dem Lauf der Geschäfte blieben, sondern auch eine gewisse Rathlosigkeit eintrat, wenn die Geschäfte in Folge eingetretenen Todes in andere Hände gelegt werden mußten, da nur wenige sich fanden, die damit hinreichend vertraut waren.

2. Dem zweiten und vierten Vorschlage (b. und d.) ist nicht so die volle Zustimmung zu ertheilen.

a. Weil wir durch deren Annahme Gefahr laufen würden, eine sog. Consistoriale Bureaucratie zu schaffen, die in einer vom Staate bevormundeten Landes- oder Staats-Kirche, mit dem Landesfürsten als summus episcopus an der Spitze, wohl als nothwendiges Uebel am Platze sein mag, nicht aber in einer vom Staate unabhängigen Freikirche. In früheren Jahren ist die Furcht davor von verschiedenen Seiten schon geäußert worden; ob und in wieweit mit Grund, wollen wir hier nicht erörtern.

b. Weil die Annahme beider Vorschläge so viel heißen würde, als den Präses auf zeitlebens wählen. Eine nothwendig erscheinende und darum erwünschte Neuwahl zu beantragen würde schon schwer halten, viel schwerer aber noch, sie vorzunehmen. Entweder würde das Gefühl der schuldigen Rücksicht auf den Präses und seine Familie davon abhalten, oder man müßte wenigstens den Schein auf sich nehmen, als handle man undankbar, rücksichtslos und ungerecht gegen ihn, da er dadurch außer Amt und Brod gesetzt würde.

3. Dem dritten Vorschlage (c.) ist wohl ebensowenig die volle Zustimmung zu geben.

a. Weil es, wie die Erfahrung lehrt, schwer hält, einen Mann zu finden, der zu beiden Aemtern: Präsidium der Synode und Redacteur des Synodalblattes, gleiche Befähigung besitzt. Es könnte einer z. B. ausgezeichnete Begabung zum Präsidium haben, aber unzureichende oder doch nicht ganz zweckentsprechende zur Redaction des Organs der Synode, und umgekehrt. Wir würden vielleicht das eine und andere Glied der Synode zu dem einen oder andern Amte oder Dienste vorziehen, müssen aber von seiner Wahl dazu abstehen, weil ihm die nöthige Befähigung zu dem andern abgeht, und am Ende eine Wahl treffen, die wohl geht, aber nicht die beste ist, die wir treffen könnten, wenn beide Aemter und Aufgaben nicht mit einander verbunden, sondern getrennt wären. Um so mehr sollten wir darauf Rücksicht nehmen, als wir nicht blos die Gegenwart, sondern auch die Zukunft in's Auge zu fassen haben, und die gegenwärtig getroffene Maßregel maßgebend für die Zukunft sein wird.

b. Auch darum, weil durch die Verbindung beider Aemter und Aufgaben der Friedensbote gar leicht mehr das Organ des Präses als der Synode werden

könnte, da der Präses als Redacteur das Recht und die Vollmacht besitzt, jeden ihm nicht zusagenden Artikel zurückzugeben oder doch so zu beschneiden und zu verarbeiten, bis er, wenn auch nicht andern, so doch ihm selbst paßt und sitzt, während er für sich jederzeit beliebigen Gebrauch von den Spalten des Blattes machen kann. Aus dem Grunde schon sollte die Redaction des Friedensboten in anderen Händen als denen des Präses liegen.

II. Die vier Vorschläge zusammen.

1. Allen vier Vorschlägen zusammen möchte deßhalb schon die Zustimmung zu versagen sein:

a. Weil wir dadurch ein Präsidium schaffen würden, wie es Anno 1866 geschaffen, aber später als nicht allgemein zufriedenstellend wieder beseitigt oder doch wesentlich modificirt wurde.

b. Auch darum, weil der Präses ohne den Dienst am Wort, ohne die Verwaltung des Bücher-Verlags und ohne die Redaction des Friedensboten kaum hinreichend Beschäftigung hätte, es sei denn, man wolle ihm wieder die Verpflichtung auferlegen, Inspectionsreisen zu machen und Kirchenvisitationen zu halten.

2. Das Gerathenste möchte darum sein, die vier Vorschläge dahin zu modificiren:

a. Der Präses soll in Zukunft mit Geldgeschäften nichts zu thun haben.

b. Er soll von allen Nebenarbeiten und Nebengeschäften befreit bleiben, damit er, wie auch die Distrikts-Präsides, seine Gemeinde zu bedienen im Stande ist.

c. Deßhalb soll er auch mit der Redaction des Friedensboten und mit der Verwaltung des Bücherverlags nicht belästigt werden.

d. Wählbar ist nur ein solcher Synodale, der im activen Dienst am Wort steht. Erweisen sich die Arbeiten und Aufgaben des Präsidiums so groß und viel, daß er dadurch verhindert würde, seinen pastoralen Pflichten treu und gewissenhaft nachzukommen, so müßte von Seiten der Synode diesem Uebelstande entweder dadurch abgeholfen werden, daß sie die eine und andere Arbeit ihm abnimmt und auf die Schultern der Districts-Präsides legt, oder daß sie ihm mit Zustimmung seiner Gemeinde auf ihre (der Synode) Kosten einen Gehülfen — etwa aus der Zahl der in's Amt tretenden Seminaristen, je auf ein Jahr — zur Verfügung stellt.

e. Sein Amtstermin reicht laut § 51 der Synodalstatuten von einer regelmäßigen Synodal-Versammlung bis zur andern. Von dieser Bestimmung der Statuten, die wiederholt schon eine Aenderung erlitten hat, Umgang zu nehmen, ist wider das Recht und die Ordnung, dagegen die Statuten oder einzelne ihrer Paragraphen bei jeder Gelegenheit ohne Noth und nach augenblicklichem Gutbefinden verändern, gefährlich.

Wenn der Synode zu einem fröhlichen Wachsthum und Gedeihen geholfen werden soll, so muß das weniger von Außen herein und mehr von Innen heraus geschehen, und deßhalb mehr und strengere Zucht geübt werden, nicht nur in Bezug auf das Leben, sondern auch in Bezug auf die Lehre. Der selig entschlafene Präses Baltzer, dessen Gedächtniß im Segen bleiben wird, hat vor vielen Jahren schon wiederholt gegen den Unterzeichneten sich dahin geäußert: Was uns (der Synode nämlich) vor allem Noth thut, ist mehr und strengere Lehrzucht.

Möchten alle seine Freunde sein Andenken dadurch ehren, daß sie das von ihm als nothwendig Erkannte immer ernstlicher suchen herbeizuführen. Th. Dresel.

Ja, wir sitzen in der Schrift! — und stehen auf dem Boden der reformatorischen Kirchen!

Obige Anwort glaubt der angegriffene Unterzeichner ganz getrost für die evangelische Synode von Nordamerika nicht trotz, sondern wegen ihres Bekenntnißparagraphen geben zu können. In dem Verhältnisse, in welchem der Herzog Wilhelm von Baiern die Frage an Dr. Eck that: „Sitzen wir in der Schrift oder sitzen wir daneben?“ war die Frage gerechtfertigt. Denn Dr. Eck sagte, er könne die Lutherischen mit der Schrift

nicht widerlegen, sondern nur mit den Kirchenvätern; das paßt in dem vorliegenden Falle gar nicht. Sitzen wir? — das soll doch wohl heißen die evangelische Synode von Nordamerika — in der Schrift oder daneben? Mit was? Mit unserer Abendmahlslehre? Wir haben als Synode gar keine besondere Abendmahlslehre, sondern halten uns an die darauf bezüglichen Stellen der heil. Schrift, und dabei werden wir doch wohl unbestritten in der Schrift sitzen. Also dann mit der „Gewissensfreiheit"? Ja wohl, damit sitzen wir in der hl. Schrift und stehen auf dem Boden der reformatorischen Kirchen.

Daß die Gewissensfreiheit in Bezug auf die conscientia consequens in der Schrift begründet ist, brauche ich hier nicht zu erörtern, denn das gibt auch die gegnerische Seite zu; sonst brauchte ich nur an Römer 5, 1 ff. zu erinnern. Aber sie ist auch begründet in Bezug auf conscientia antecedens. Wenn der Apostel Römer 9, 1 spricht: „Ich sage die Wahrheit in Christo und lüge nicht, deß mir Zeugniß gibt mein Gewissen in dem heiligen Geist," so meint er damit offenbar die conscientia antecedens, da er erst fragte, ob es wahr sei, was er sagt, und erst als er von diesem Gewissen Freiheit dazu hatte, sagte er es, aber dann hielt ihn auch nichts ab, das Folgende zu sagen. Das war Gewissensfreiheit! Daß aber der Apostel die Gewissensfreiheit für Glaube und Lehre auf Grund des Wortes Gottes in Anspruch nahm, das zeigt uns Apostelgeschichte 24. Eine Hauptanklage vor dem Landpfleger Felix war: er, Paulus, sei einer der Vornehmsten der Sekte der Nazarener. Hier war es also eine Lehrklage. Was thut der Apostel? Nachdem er die Klage wegen Aufruhrs 2c. abgewiesen, V. 10—13, constatirt er seine Gliedschaft an dieser sogenannten Sekte und innerhalb derselben seinen Glauben an das alte Testament und sagt zuletzt wörtlich: „In demselben aber übe ich mich zu haben ein unverletzt Gewissen allenthalben vor Gott und den Menschen." In der Lehre war er von seinen Anklägern unterschieden; er faßte das Wort Gottes anders auf als die theologischen Schulen seiner Zeit, aber er weist das disciplinarische Vorgehen gegen ihn ab, indem er sich auf Gottes Wort und sein durch diese Lehre unverletztes Gewissen beruft. War das nicht Gewissensfreiheit auf der Grundlage des göttlichen Wortes?!

Der Apostel fordert aber auch ausdrücklich dazu auf, diese Gewissensfreiheit, oder die Freiheit der conscientia antecedens, festzuhalten, wenn er Col. 2, 16 ff. sagt: „So lasset euch nun Niemand Gewissen machen über Speise oder über Trank, oder über bestimmte Feiertage, oder Neumonden oder Sabbathtage; welches ist der Schatten von dem, was zukünftig war; aber der Körper selbst ist in Christo." Und wie er das meint, erklärt uns Römer 14, 1—6: „Den Schwachen im Glauben nehmet auf und verwirret die Gewissen nicht. Einer glaubt, er möge allerlei essen; welcher aber schwach ist, der isset Kraut. Welcher isset, der verachte den nicht, welcher nicht isset; und welcher nicht isset, der richte den nicht, welcher isset: denn Gott hat ihn angenommen. Wer bist du, der du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn. Er mag aber wohl aufgerichtet werden, denn Gott kann ihn wohl aufrichten. Einer hält einen Tag vor dem andern, der Andere aber hält alle Tage gleich. Ein Jeglicher sei seiner Meinung gewiß. Welcher einen Tag hält, der thut es seinem Herrn, und welcher ihn nicht hält, der thut es auch seinem Herrn. Welcher isset, der isset dem Herrn, denn er danket Gott. Welcher nicht isset, der isset dem Herrn nicht und danket Gott." Aus diesem scheint mir doch Folgendes hervorzugehen:

1. Der Apostel erkennt die Thatsache des Nebeneinanderbestehens von verschiedenen sittlichen Verhaltungsweisen *innerhalb* der Gemeinde an, welche verschiedenen Verhaltungsweisen selbstverständlich eben als *sittliche* nicht rein äußerlicher Natur, wie Moden, Trachten, Gewohnheiten 2c. sind, sondern die Beziehungen der Einzelnen „zum Herrn" (V. 6) charakterisiren. Diese verschiedenen Verhaltungsweisen dem Herrn gegenüber beruhen darum nothwendigerweise auf verschiedenartiger *religiöser Einsicht*, auf verschiedenartigem *Verständniß* der einen christlichen Wahrheit, in diesem Falle zunächst auf verschiedener Auffassung der *Bedeutung des alttestamentlichen Gesetzes* für das Reich Gottes, welche Verschiedenheit dann noch tiefer auf Differenzen in der Auffassung der Wirkung und Ausdehnung des *Erlösungswerkes* Christi, ja wohl auch noch tiefer auf Verschiedenheit in der Erkenntniß der

Person Christi zurückweisen. Also jedenfalls das Vorhandensein practischer Differenzen, die auf Erkenntniß- und Lehrdifferenzen zurückweisen, erkennt er innerhalb der Gemeinde an.

2. Obwohl der Apostel die Einheit im Geiste als schönstes Gut und höchste Pflicht der Gemeinde wohl kennt, auch das Hinankommen zur Einheit des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes, Eph. 4, 13, als verheißenes und zu erstrebendes Ziel der Gemeinde bezeichnet, hat er doch die Einheit in der entwickelten Erkenntniß nicht zur Grundlage der Gemeindebildung machen wollen und noch weniger hat er, da diese entwickelte Erkenntniß natürlich fehlt, sie durch eine Formel ersetzen wollen, für die er dann die Zustimmung der Gemeindeglieder als conditio sine qua non ihrer Zugehörigkeit zur Gemeinde oder zur Seligkeit gefordert hätte, wie dies nachher das symbolum Quicunque gethan hat. Obwohl also das Wort Gottes und die Offenbarung in Christo die Antwort auf alle Fragen enthält, die zur Seligkeit gehören, und auch ein Jeglicher seiner Meinung gewiß zu werden trachten muß, so will er doch nicht, daß ein Christ seinem Bruder um solcher Nichtübereinstimmung in Erkenntniß und Handeln die Gemeinschaft versagen soll.

3. Wer aber dies dennoch thut und in solchen Fragen disciplinarisch vorgehen will, die Aufnahme in die Gemeinschaft davon abhängig machen will, verwirrt die Gewissen, V. 1, versündigt sich an begnadigten Seelen, V. 3, greift dem Herrn in sein Gericht, V. 4. (Mir graut vor dieser Gefahr.)

4. Die Grundlage für die Kirchengemeinschaft ist das Verhältniß des einzelnen zu dem Herrn. Nach der Lehre der Apostel muß einer glauben und bekennen, daß Jesus Christus, (natürlich als der Sohn Gottes) ist in das Fleisch gekommen, 1 Joh. 4, 2. 3., daß er von den Todten auferweckt ist und unser Herr ist, und das von Herzen, Röm 9, 9. 10., um aufgenommen zu werden in die Gemeinschaft und Theil zu nehmen an den Gnadenmitteln der Kirche; es sei denn, daß man Solchen, die von Gott sind und durch Christus selig werden wollen, die Kirchengemeinschaft verweigern darf. Wer natürlich diese Behauptung wagt, mit dem wollen wir nicht streiten. Mit diesem glauben wir bewiesen zu haben, daß wir mit der Gewissensfreiheit „in der Schrift sitzen". Daß damit das Thema nicht erschöpft ist, wissen wir ganz gut, aber wer sich unter diese Schriftstellen nicht beugt, würde sich unter hundert andere auch nicht beugen. Aber nicht nur auf dem Boden der Schrift, sondern auch auf dem Boden der Reformation stehen wir:

„Weil denn Kaisl. Maj. Chur- und Fürstl. Gnaden eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der hl. Schrift, oder mit öffentlichen klaren Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, und ich also mit Sprüchen, so von mir angezogen und angeführet sind, überzeuget und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist etwas wider das Gewissen zu thun. Hie steh' ich und kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen." Dieses das unübertreffliche Bekenntniß Luthers vor dem Reichstage in Worms. Was ist's, das er hier zum Beweise verlangt? Zuerst und vor allem Beweise aus der Schrift, so dann öffentliche und klare Gründe und Ursachen, und zwar will er besondere Rücksicht genommen sehen auf die von ihm angeführten Sprüche, und zwar soll das alles so angeführt werden, daß sein Gewissen in Gottes Wort gefangen sei. So lange man also sein Gewissen nicht gefangen hat, widerruft er nicht, weil sein Gewissen noch frei ist; beansprucht also Gewissensfreiheit.

Daß Zwingli noch energischer diese Freiheit beanspruchte, bedarf keines Beweises. Ließ er sich doch nicht nur nicht von den Dekretalien und Concilien, sondern selbst von dem geschichtlich Gewordenen nicht gefangen nehmen, und wollte nur stehen lassen, was geboten war in Gottes Wort. Wäre Luther bei dem Gefangennehmen des Gewissens in Gottes Wort, welches er der römischen Kirche gegenüber für sich forderte, stehen geblieben, hätte er auch auf die von Zwingli „angeführten Sprüche" Rücksicht genommen und es festgehalten, daß es nun auch seine Pflicht sei, dieselben zu entkräften, oder auch die Zwinglische Auffassung zuzugeben, so wäre er zwar nicht überzeugt gewesen, aber er hätte

Zwingli die Kirchengemeinschaft nicht aufgesagt, und der unselige Kirchenstreit wäre nicht ausgebrochen. Aber leider war Marburg nicht Worms und hieß es an letzterem Orte, um mich eines profanen Ausdruckes zu bedienen: „Ja Bauer, das ist ganz etwas anderes." So viel aber glaube ich bewiesen zu haben, daß die Reformatoren die Gewissensfreiheit beanspruchten.

Und die von ihnen gegründeten Kirchen? Beanspruchen sie nicht auch die Gewissensfreiheit? Bekennen sich denn die Lutheraner oder Reformirten mit Anstoß des Gewissens zu ihren Bekenntnißschriften? Oder thun sie es mit Freiheit des Gewissens? Halten sie sich nur um Luthers oder Zwinglis willen zu ihren betreffenden Kirchen? Oder thun sie's, weil sie von der Wahrheit des Bekenntnisses ihrer resp. Kirche überzeugt sind? Ist es das erste, was haben sie dem Autoritätsglauben der römischen Kirche gegenüber zu sagen? Ist es das zweite, warum geben sie denn Anderen nicht zu, was sie für sich selbst beanspruchen? Gewiß unsere Statuten haben recht, wenn sie sagen: „Und bedienen uns dabei der in der evangelischen (Gegensatz zur katholischen. Anmerk. des Verf.) Kirche hierin obwaltenden Gewissensfreiheit." Damit glaube ich die Frage beantwortet zu haben: „Sitzt die evang. Synode von Nordamerika in der hl. Schrift oder nicht?" und die andere dazu: „Stehen wir auf dem Boden der Reformation?"

Aber noch bleibt mir meine persönliche Rechtfertigung zurück. Es klinge heraus, was ich freilich nicht habe sagen wollen, als wolle ich zugeben, daß die Lutherischen in der Schrift sitzen und wir alle daneben. Wenn mein verehrter Gegner das Unterstrichene herausklingen hörte, wie weiß er, daß ich es nicht habe sagen wollen? Und wenn er weiß, daß ich es nicht habe sagen wollen, wie konnte er es hören herausklingen? Ich habe nicht mehr und nicht weniger sagen wollen als ich gesagt habe, um das Ohrenklingen aller Leser kann ich mich nicht kümmern. Für Andere haben meine geringen einfältigen Zeilen nur den Klang gehabt, das confessionelle Gezänk, das an unsere friedlichen Mauern schlug, zu verscheuchen. Es sei mir denn diesmal erlaubt, auch mißverstandene Klänge zu berichtigen. Daß die lutherische Abendmahlslehre auf der wörtlichen Auffassung des „das ist" in 1 Cor. 11, 24. 25 und Luk. 22, 19. 20 beruht und daß mit der entweder wörtlichen oder bildlichen Auffassung diese Lehre steht oder fällt, wird Niemand leugnen. Aber daß damit zugegeben sei, daß dadurch die Lutherischen in der Schrift sitzen und wir alle daneben, das kann nur behaupten, wer in allen Theilen der Schrift nur die buchstäbliche Auffassung der Schrift gelten läßt und behauptet, es sei die allein richtige. Ein Theil der Wiedertäufer faßt die Stelle Matth. 8, 22: „folge du mir und laß die Todten ihre Todten begraben" wörtlich auf, und sie gehen darum auf kein Leichenbegängniß außer ihrer Gemeinschaft. Sitzen sie darum in der Schrift und wir daneben? Einzelne von Thomas Münzers Sekte faßten die Stelle: „Werdet wie die Kinder" wörtlich auf und betrugen sich wie kleine Kinder. Saßen sie darum in der Schrift und die Andern daneben? Endlich ist es ja nicht gesagt, daß diejenigen, die die wörtliche Auffassung des „das ist" nicht als Synodalbekenntniß wollen, darum auch gegen die wörtliche Auffassung in der Exegese sein müßten. Aber sie wollen keinen Synodalbekenntnißparagraphen daraus machen, weil sie diejenigen nicht binden wollen, die sich dieser Auffassung nicht anzuschließen vermögen. Wer also nur durch die wörtliche Auffassung in der Schrift zu sitzen vermeint, der kann es nach dem gegenwärtigen Bekenntnißparagraphen immerhin thun.

Wer aber nur dann in der Schrift zu sitzen vermeint, wenn er alle Andern zu seiner Meinung gezwungen hat, überall Ketzerei sucht und nach rechts und links zu richten und zu verdammen sucht, wie wir das in so mancher Kirchengemeinschaft sehen, der sitzt neben der Schrift, ob er die richtige Exegese hat oder nicht. Welcher Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.*)

J. B. Jud.

---

*) Anm. d. Red. Obwohl es im Allgemeinen nicht die Aufgabe der Zeitschrift sein kann, einer sich fortspinnenden Polemik zwischen den Verfassern einzelner Beiträge Raum zu geben, da wohl jede Meinungsäußerung, namentlich wo die Worte nicht auf die Goldwage gelegt werden, Anlaß zu Gegenbemerkungen bieten möchte, so hat die Redaktion doch der obigen Replik das Wort nicht versagen zu dürfen geglaubt, weil es sich hier um eine Erörterung von synodal-zeitgeschichtlichem Interesse handelt, in welche Erörterung die Synode wohl selbst als Ganzes einzutreten haben wird. Nachdem nun den verschiedenen Strömungen Gelegenheit gegeben, sich an der Oberfläche zu zeigen, überlassen wir den weiteren Austrag bis zur Geltendmachung neuer Gesichtspunkte den synodalen Verhandlungen.

Es sei auch noch bemerkt, daß wider einen anderen erhobenen Vorwurf, daß die katholisirende Lehrweise eines Predigers von einer Districtsmajorität in Schutz genommen sei, Einwand erhoben worden ist, doch war die Redaktion der Ansicht, daß dies mehr vor die Districtsverhandlungen gehöre. —

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang VIII. Mai 1880. Nro. 5.

Die Versuchungsgeschichte, Gen. 3.

(Fortsetzung.)

Die vierte Auslegungsweise ist die theosophische, deren Grundzug es ist, daß ihr die Grenzen religiöser und philosophischer Erkenntniß durchaus zusammenfallen, daß also die Schrift als die Quelle der religiösen Erkenntniß zugleich die Quelle aller philosophischen Erkenntniß sein muß oder, was auf dasselbe hinauskommt, nach philosophischen Prämissen zu interpretiren ist. Das Ergebniß für unsere Stelle ist denn im Allgemeinen ungefähr folgendes: „Die Schöpfung zeigt neben den Mächten des Lebens auch ein Prinzip der Hemmung und Störung, das sich besonders in den Erscheinungen des Todes offenbart, das ist der Satan. Da die Schrift von dessen Erschaffung und Fall nichts berichtet, so ist dasselbe als Voraussetzung einfach zu postuliren, und zwar läßt sich wahrscheinlich machen, daß dieser Sturz zwischen das Werk des dritten und vierten Schöpfungstages falle. Der störende Eingriff Satans hat sich schon an einer Reihe vormenschlicher Schöpfungsperioden geltend gemacht, wie dies die Erscheinungen des Todes in jenen Urwelten, deren Bezeugungen uns in den Versteinerungen des Erdinnern vorliegen, beweisen. Vor der gegenwärtigen Weltschöpfung sind schon eine Reihe anderer Schöpfungen vorangegangen, jede beendet durch ein göttliches Strafgericht, in welchem die satanischen Gebilde wieder vernichtet worden. Nachdem nun die Erde abermals wüste und leer geworden war, begann Gott die neue Weltschöpfung, in der er die Erde zum Wohnplatz des Menschen bereitete und das Paradies auf ihr schuf. Aber auch in diese Schöpfung hinein hat sich die störende Mitwirkung Satans gedrängt. Die widergöttliche Richtung hat sich Adams bemächtigt, und die Gefahr droht, daß er in satanischen Abfall gerathe. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," spricht Gott und gibt damit kund, daß das anfängliche Urtheil, „daß alles sehr gut war," schon seine Geltung verloren hat. Die Bedeutung der Erschaffung des Weibes ist wesentlich die, daß durch sie der Charakter des unvermeidlichen Sündenfalles gemildert wird, damit der Fall, um bildlichen Ausdruck zu gebrauchen, nicht in senkrechter Richtung direkt zur Hölle, sondern in diagonaler Richtung geschehe, und die Rückführung zur normalen Richtung möglich bleibe, daß dem Adam ein Wesen zur Seite gestellt wird, bei welchem der Sündenfall weniger den Charakter der spontanen Abkehr von Gott als den der entschuldbareren Schwachheit an sich trage.

Geschaffen nach Gottes Bilde, gewissermaßen als eine leere Form, geeignet und bestimmt, die Fülle der göttlichen Realitäten in sich aufzunehmen, soll der Mensch durch einen geistleiblichen, gewissermaßen sacramentalen Genuß von den Früchten der Bäume des Paradieses in die Gemeinschaft mit Gott gewissermaßen real hineinwachsen. Zu gleicher Zeit hat aber auch Satan Raum, die von ihm imprägnirte Giftmaterie, die Gott auch aus der neuen Schöpfung und aus dem Paradiese nicht hat fern halten können, dem Menschen zum Genuß darzubieten; sie ist potenzirt und concentrirt in den Früchten des Baumes der Erkenntniß des Guten und des Bösen, ausgestattet mit den die Sinnlichkeit verlockendsten Reizen. Den Genuß dieser Früchte kann Gott dem Menschen nicht wehren, er kann ihn ihm nur verbieten; das Verbot „von den Früchten des Baumes mitten im Garten sollt ihr nicht essen," ist nicht irgend ein beliebig von Gott gewähltes, um den Menschen im Gehorsam zu üben, sondern es ist ein sachlich motivirtes. Gott kennt die zerstörenden Folgen, die die Aufnahme dieser satanischen Materie in die Leiblichkeit des Menschen haben wird und warnt den Menschen davor aus Liebe. Aber wie Satan in der Pflanzenwelt am todesbergenden Giftbaume seine Provinz im Paradiese hat, so findet er in der Schlange ein Organ, den Menschen zu diesem seinem Gebiete herüberzulocken. Der Mensch läßt sich von der vom Satan begeisteten Schlange verführen und feiert durch den Genuß der unheilvollen Frucht gewissermaßen ein satanisches Sacrament; die geistleibliche Naturbasis seines Wesens wird vergiftet, er sinkt herab in die schlechte Materialität, und von seiner vermaterialisirten Sinnlichkeit aus dringt die Sünde und der geistliche Tod auch in die innere Sphäre seines persönlichen Lebens. Nicht allein aber der Mensch wird in den Tod herabgezogen, sondern er öffnet auch durch seine unheilvolle That gewissermaßen den Kerker des Todes überhaupt und befreit die bis dahin in der neuen Schöpfung gebundene Macht der φθορὰ, die nun durch das geöffnete Thor in das ganze Gebiet der neuen Schöpfung einzieht."

Während die oben angeführte populär orthodoxe Auslegungsweise vorzugsweise sachliche Bedenken sich gegenüber stehen hat, die ihr auch von der theosophischen mit Nachdruck entgegengehalten werden, (wir erinnern an den Passus bei Culmann: „So lange die Dogmatik bei der paradiesischen Uebertretung nur die formale Seite des Ungehorsams begreift, kann sie die Sünde nicht erklären;" und: „Wenn uns vorgeschrieben ist, einem reumüthigen Bruder siebenzigmal siebenmal zu vergeben, so wird Gott wahrlich der erste sein, dies zu thun. War nun die Sünde bloßer Ungehorsam, so war dieselbe auf das bußfertige Verhalten des Menschen auch alsbald verziehen und alles wieder in Ordnung. Trotz der Reue des Menschen ist dem aber nicht so. Was für eine Art von Wissenschaft das sein mag, welche es für möglich hält, daß mit einem bloßen formalen Ungehorsam ein ganzes Heer von Uebeln, wie mit einem Zauberschlage gegen die menschliche Natur entfesselt wird, braucht nicht gesagt zu werden. Hier trifft zu, was Jacob Böhme von der Vernunft sagt: „Sie wendet allein den Ungehorsam vor und macht aus Gott einen zornigen, boshaften Teufel, der nicht könne versöhnt werden.") — während also, sagen

wir, die orthodox populäre Erklärung vorzugsweise sachliche Bedenken sich gegenüber stehen hat, stehen der theosophischen besonders exegetische Bedenken gegenüber, die ja freilich auch sachliche sind. Von einer solchen Besessenheit niederer Schöpfungskreise, der Pflanzen und Thierwelt, redet ja unser Schriftabschnitt, wie auch die ganze Schrift, rein nichts. Jeder unbefangene Ausleger wird ja das Wort: „Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut," einfach dahin verstehen, daß damit die Existenz alles und jeglichen Bösen in der Welt geleugnet wird; denn gemacht hat doch eben Gott alles, Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer. Was ist das für eine tendenziöse Exegese, die sich dies Wort so zu interpretiren gestattet: „alles Geschaffene sei eben so weit recht gut, so weit es Gottes Werk sei, dagegen „selbstverständlich" nicht gut, so weit Satan an seiner Bildung betheiligt sei." Jede unbefangene Exegese wird ferner einfach annehmen, daß eben mit dem Essen der verbotenen Frucht der allererste Sündenfall berichtet werden solle, und daß in dem Zwiegespräche der Schlange mit dem Weibe eben die Genesis der Sünde in der Menschennatur dargestellt werden solle. Jede unbefangene Exegese wird das Gotteswort: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," nach dem daneben stehenden erklären: „ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei." Das erste Urtheil, „es war alles sehr gut," bekundet die Makel- und Tadellosigkeit des Menschen; das zweite: „es ist nicht gut ꝛc." bekundet die bei aller Makellosigkeit noch vorhandene Unvollkommenheit und Unfertigkeit; es fehlt noch der Segen des Gemeinschaftslebens, das ebenso zur völligen Befriedigung des Menschen wie auch zur völligen Entfaltung der Gottebenbildlichkeit gehört. Das erste „recht gut" und das zweite „nicht gut" stehen nach der Tendenz unsres Abschnittes in gar keinem Widerspruche, so wenig wie Integrität und Vollkommenheit identische Begriffe sind. Statt dessen entdeckt unsre theosophische Exegese hier allerlei Geheimes. Da hat in Adam schon ein geheimer Sündenfall stattgefunden, durch den Gott veranlaßt wird, die ganze Construction der Menschheitsentwickelung zu ändern. Ursprünglich sei der Mensch bestimmt gewesen, sich ohne die geschlechtliche Differenzirung aus sich selbst heraus zu vermehren, Adam war Mann und Weib zugleich, nun aber findet Gott: es ist nicht gut, daß der Mensch beim Sündigen allein sei, ich will ihm eine Gehülfin machen, deren Mitwirkung die Sünde mildert ꝛc. Das sind einfach ganz horrende Willkürlichkeiten, die schon dadurch widerlegt werden, daß Gott bei seiner Strafordnung über Mann und Weib und Schlange gar nicht auf diesen Sündenfall vor dem Sündenfalle Rücksicht nimmt. Es würde viel zu weit führen, wenn wir uns auf allen Punkten mit dieser Exegese auseinandersetzen wollten. Wir wenden uns zu der symbolischen.

Unser Kapitel ist öfters als eine umgekehrte Prophetie bezeichnet worden, der Vergangenheit eben so zugewendet, wie die übrigen Prophetien der Zukunft zugewendet sind. Das ist auch eine ganz treffende Vergleichung, wenn dabei der richtige Begriff von Prophetie zu Grunde gelegt wird. Wenn man annimmt, es sei die Aufgabe der Prophetie, die Wißbegierde der Menschen über

gewisse Hergänge der Zukunft zu befriedigen und mit übernatürlichem Vorherwissen gewisse Ereignisse der Zukunft in ihrem empirischen Verlaufe genau vorher zu beschreiben, und es sei nun umgekehrt in der Prophetie unsres dritten Kapitels ein Ereigniß der Vergangenheit, dessen Verlauf dem natürlichen Gedächtnisse der Menschheit entschwunden, durch ein übernatürliches Wissen, gewissermaßen einen Act des Hellsehens, seinem empirischen Verlaufe nach wieder aufgedeckt, so ist die Vergleichung falsch. Es ist dem aber nicht so. Es ist nicht die Aufgabe der Prophetie, zukünftige Ereignisse ihrem empirischen Verlaufe nach vorherzubeschreiben, sondern die Wahrheiten des göttlichen Rathschlusses zu Gericht und Erlösung, wie sie so oder so in Kraft treten müssen, in der Anwendung auf besondere Situationen zum Bewußtsein zu bringen. Wird der Begriff der Prophetie so gefaßt, dann ist unser Kapitel allerdings im vollen Sinne eine umgekehrte Prophetie, indem sie ein der Vergangenheit zugehöriges Verhalten des Menschen und ein dem entsprechendes Thun Gottes, wie es sich mit Nothwendigkeit vollzogen haben muß, zum Bewußtsein bringt, mag nun der eigentliche empirische Hergang so oder so sich gestaltet haben. Und wie die prophetische Weissagung in der Regel allerdings ein bestimmtes Ereigniß zunächst im Auge hat, (wie etwa bei Jesajas die Bedrohung und Rettung Jerusalems von der Hand Assurs) aber nicht nur bei diesem Ereigniß allein, sondern in fortwährender Verwirklichung bis zum Ende der Tage ihre Erfüllung findet, so ist's auch bei dieser unsrer umgekehrten Weissagung; sie beschreibt einen Hergang, der nicht blos beim Sündenfalle des ersten Menschenpaares stattgefunden hat, sondern der sich in unzähligen Gestaltungen wiederholt beim Sündenfalle jedes Menschen.

Doch wir haben hiermit vorgegriffen, und es ist zunächst nur eine formelle Aehnlichkeit zwischen unserm Kapitel und den prophetischen Weissagungen, die hier hervorgehoben werden soll. Wir finden häufig in der prophetischen Rede die Weise beobachtet, daß der eigentliche Gegenstand und die Tendenz der Rede im Dunkeln gelassen, zurückgehalten wird, daß der Hörer oder Leser genöthigt wird, erst eine ganze Reihe von Vorstellungen in sich aufzunehmen und darüber nachzudenken, ohne daß er noch weiß, was denn eigentlich der Prophet mit dem allen sagen will, bis dann endlich gegen den Schluß der Darstellung der Prophet mit unzweideutiger Andeutung hervortritt und den Schlüssel zum Verständnisse des Ganzen gibt. Beispielsweise sei aus vielen anderen etwa Jes. 21, 1—10 erwähnt, wo erst am Schluß in dem: „Babel ist gefallen" die Deutung des Ganzen gegeben ist. So werden wir auch bei unserm Kapitel nicht gleich von vorn herein darauf los zu exegesiren haben, sondern warten müssen, bis wir einzelnen Zügen begegnen, aus denen wir, ex ungue leonem, den Charakter des Ganzen erkennen können. Einen solchen Zug finden wir gegen Ende des Kap. v. 22 ff. „Der Mensch ist geworden wie unser einer, zu wissen was gut und böse ist; nun aber, daß er nicht auch ausstrecke seine Hand und nehme auch vom Baume des Lebens und esse und lebe ewiglich ꝛc." Hier verbietet sich die buchstäbliche Auslegung ganz von selbst; sie wäre ein gräßlicher Anthropomorphismus. Daß durch den

Genuß einer Baumfrucht oder irgend eines materiellen Dinges der Genuß des ewigen Lebens von Gott ertrotzt werden könnte, daß Gott wie ein einmal Bestohlener seinen ihm übriggebliebenen Schatz um so sorgfältiger habe hüten müssen, das ist doch eine ganz unmögliche Vorstellung. Nehmen wir nun auch die Annahme einer göttlichen Ironie zu Hülfe, die ja freilich ganz unentbehrlich ist, so bleibt doch immer bei der buchstäblichen Auslegung der unvollziehbare Gedanke bestehen, daß das ewige Leben durch den Genuß einer Baumfrucht vermittelt werden könne. Hier gilt es Schrift mit Schrift auslegen: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, erkennen;" ein anderes Mittel zum ewigen Leben als die Gemeinschaft mit Gott gibt es aller Schriftanalogie nach nimmermehr. Wie daher im letzten Verse der Engel mit dem flammenden Schwerte offenbar eine symbolische Figur ist, so gibt sich auch der Ausdruck „Baum des Lebens" deutlich als ein symbolischer zu erkennen. Ist man daher Cap. 2, 9 noch im Ungewissen gelassen, ob der Baum des Lebens buchstäblich als ein Gewächs oder als die symbolische Bezeichnung eines geistigen Gutes verstanden sein will, so gibt Cap. 3, 22 den unzweideutigen Aufschluß. Daß nun aber der Ausdruck „Baum des Lebens" als Bezeichnung eines geistigen Gutes für den Hebräer keineswegs ein so mißverständlicher und irreführender war, wie unsre buchstäblich interpretirenden Ausleger meinen, das geht doch aus dem Gebrauche dieses Ausdruckes in den hebräischen Sprüchwörtern deutlich hervor, Spr. 3, 18. Die Weisheit ist ein Baum des Lebens allen, die sie ergreifen, und selig sind, die sie halten, 11, 30. Die Frucht des Gerechten ist ein Baum des Lebens, und ein Weiser nimmt sich der Leute herzlich an, 15, 4. Eine heilsame Zunge ist ein Baum des Lebens, aber eine lügenhafte macht Herzeleid. Möchte man nun annehmen, daß die Entstehung dieser Sprüchwörter der Abfassung unsres Kapitels vorangehe, so daß der in diesem gebrauchte Ausdruck direct aus ihnen zu erklären wäre, oder, was ja auch viel natürlicher ist, daß der Ausdruck in den Sprüchwörtern auf die Bekanntschaft mit unserm Kapitel hinweiset; das Resultat bleibt dasselbe: die symbolische Fassung des Ausdrucks „Baum des Lebens" war dem Hebräer eine geläufige, und die mit dem Bilderreichthum vertrautere Sprache der älteren Zeit und des Morgenlandes durfte sich ohne Scheu des Ausdruckes „Baum des Lebens" als eines bildlichen bedienen, ohne fürchten zu müssen, damit zu craß buchstäblicher Auffassung irre zu führen. Der Baum des Lebens ist also ein Ausdruck für das Leben selbst, „Leben" in dem emphatischen Sinne genommen, wie es Paulus, Röm. 7, 9 gebraucht: „Ich aber lebte einst ohne Gesetz, da aber das Gebot kam, ward die Sünde lebendig, ich aber starb." Der Baum des Lebens war mitten im Garten, das Centrum desselbigen, das höchste und kostbarste Erzeugniß desselbigen, den Ehrenplatz einnehmend, seine Frucht war dem Menschen unverboten. Der Gedanke, der durch diesen bildlichen Ausdruck dargestellt wird, läßt sich freilich leicht in eine abstrakte Form bringen: Das Leben, oder das was das Leben gewährt, war dem Menschen zugänglich und bestimmt; aber den vollen Inhalt dessen, was in diesem kurzen und kräftigen Zuge des Bildes

zur Anschauung gebracht ist, kann freilich keine menschliche Feder beschreiben, das kann nur in That und Wahrheit, wie es durch die Erlösung wieder gebracht worden ist, erfahren werden: „was kein Auge gesehen, und kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz kommen, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben."

Ist nun aber der Baum des Lebens nicht eine species plantarum, sondern das Leben selbst, so fordert auch die Analogie, daß der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen auch kein Baum im botanischen Sinne ist, sondern daß er ein symbolischer Ausdruck ist für die Erkenntniß des Guten und Bösen selbst. Schmählich unrecht thun die naturalistischen Erklärer unserm Schriftabschnitte, wenn sie den Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen als den Baum der Erkenntniß schlechthin bezeichnen, und wenn sie unter der verbotenen Frucht die Erkenntniß schlechthin, die Bereicherung des Geistes durch Beobachtung, Urtheil und Forschungstrieb verstehen, wenn sie den Stand der Unwissenheit und Unkultur als den vom Juden- und Christen-Gotte zur Permanenz und für den Bestand der Frömmigkeit unerläßlichen bezeichnen. Das ist freche Schriftverdrehung und hat an der Darstellung unseres Kapitels nicht den mindesten Halt; das würde in Widerstreit stehen mit der göttlichen Aufgabe an den Menschen, die Erde zu beherrschen und sie sich unterthan zu machen, mit der Aufgabe, den Garten zu bauen und zu bewahren, mit dem Vorführen der Thierwelt vor den Menschen zu ihrer Benamung. Keine Erkenntniß irgend einer Sphäre in der den Menschen umgebenden Welt ist ihm durch göttliches Gebot verwehret, sondern allein die Erkenntniß des Guten und Bösen. Und auch diese nicht an und für sich; der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen wird neben dem Baum des Lebens mitten im Garten genannt. Um zum Baume des Lebens zu gehen, muß ja der Mensch bei dem Baume der Erkenntniß vorüber, er muß ihn sehen, und Gott macht den Menschen durch sein eignes Verbot auf diesen Baum aufmerksam. Das Wissen um den Gegensatz von Gut und Böse ist keine Sünde, es ist vielmehr nothwendig zur menschlichen Gottebenbildlichkeit; auch Christus kannte ihn, er kannte seinen Verräther wohl und wußte, was im Menschen war. Verboten ist dem Menschen nach dem Sinne unsres Schriftabschnittes einzig die Erkenntniß des Guten und Bösen durch eignen Genuß; geboten ist ihm jenes Nichtwissen von der Sünde, das wir in Christo finden, der von keiner Sünde wußte, 2 Cor. 5, 21. Nicht die kindliche Unschuld, der der Gegensatz von Gut und Böse nicht, noch nicht, in die Gedanken kommt, ist die von Gott gestellte Bedingung für die Bewahrung des paradiesischen Standes; wenn dem so wäre, so müßte der Verlust desselben immer wieder als eine Naturnothwendigkeit und damit als Gottes Ordnung erscheinen. Sondern der Stand der Heiligung ist es, der die Möglichkeit des Bösen, der Abweichung von Gottes Willen in klarem Bewußtsein vor Augen hat und dieser Möglichkeit des Bösen doch fortwährend die Verwirklichung durch den Willen verweigert. Daß dieser Stand der Heiligung, daß die Bewahrung dieses Urstandes innerhalb der nothwendigen Schranken des

endlichen, natürlichen, menschlichen Lebens unmöglich sei, das hat noch keine Philosophie bewiesen; daß er möglich sei, das ist die Voraussetzung aller wahren Civilisationsbestrebungen in der Menschheit; daß er möglich sei, dafür ist uns Christen der Beweis gegeben in der wahrhaft menschlichen Entwickelung des Erlösers. Der Urstand, wie er in unserm Kapitel geschildert ist, ist kein Utopien, kein schöner Kindheitstraum von einem goldnen Zeitalter, der mit der fortschreitenden Entwickelung des Menschen, wie sie unerläßlich nothwendig und in Gottes Plane zuvor versehen war, nothwendig hätte zerrinnen müssen. Daß es solchen idealen Zustand des Menschenlebens gibt, darin ist auch unsere heutige Philosophie, sofern sie nicht vom Pessimismus zerfressen ist, einverstanden, nur daß sie ihn nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft der Menschengeschichte verlegt. Warum es aber nur in der Zukunft möglich sein und nicht schon in der Vergangenheit möglich gewesen sein soll, das ist eine Frage, die unsres Wissens noch nicht beantwortet worden ist. Man müßte denn annehmen, daß die von Gott gestellte Bedingung zur Herstellung und Bewahrung des idealen Zustandes erst auf Grund einer gewissen Culturentwickelung realisirt werden könnte, daß also das Maß der Culturentwickelung zugleich das Maß für die Möglichkeit der Heiligung sei, eine Behauptung, der alle wirkliche Erfahrung widerspricht. (Fortsetzung folgt.)

Vom Gewissen.

Von P. M. Otto.

(Schluß.)

Das erste und beste Beispiel von dem Dasein und der Wirksamkeit des Gewissens haben wir in der Geschichte vom Sündenfalle der ersten Menschen. Die Geschichte erzählt uns: „Da nahm das Weib von der Frucht und aß und gab ihrem Manne auch davon, und er aß; da wurden ihrer Beider Augen aufgethan, und wurden gewahr, daß sie nackend waren.“ Die Folge ihres Ungehorsams war die Erkenntniß ihrer Blöße, das Gefühl der Scham und der Furcht; lauter Dinge, die sie vorher nicht kannten. Daß sie Scham und Furcht empfanden, das war eine Wirkung des Gewissens, welches ihnen ihren Ungehorsam gegen Gott vorhielt, und sie als Uebertreter des Gesetzes bestrafte. Sie, die vorher mit Gott, als Kinder mit dem Vater, umgingen, sich seines Umgangs freuten und selig in demselben waren — sie scheuen jetzt sein Angesicht, fliehen seine Nähe und fürchten seine Gegenwart, im Gefühl ihrer Schuld. Wer hat dir's gesagt, daß du nackend bist? fragt Gott! — Niemand außer ihm hatte es ihm gesagt; aber jener, ihm noch unbekannte Ankläger, Gewissen genannt, hatte es ihm gesagt; so laut und vernehmlich gesagt, daß er seine Stimme hören mußte, und sich seiner Bestrafung nicht entziehen konnte.

Was bei diesem Vorgang und bei jeder folgenden Sünde besonders auffallend ist, das ist die Art und Weise, wie das Gewissen eingreift. Kaum ist die Uebertretung geschehen, so ist auch sogleich das Gewissen bei der Hand,

und tritt als Ankläger des Menschen auf. Und so finden wir es bis auf den heutigen Tag. Es ist ein außerordentlich wachsamer Beobachter; Aufpasser haben wir es oben genannt. Es ist für seine Thätigkeit mit einer relativen Allwissenheit ausgestattet, und hat die Fähigkeit, daß es den Menschen stets auf frischer That ertappt und sogleich eingreift. Keine Sünde wird von ihm übersehen, keine vergessen und kein Gericht hinausgeschoben. Ob dieser Vorgang dem Menschen jedesmal zum Bewußtsein komme oder nicht, das macht in der Sache keinen Unterschied.

Wenn Hiob, Kap. 27, 6, sagt: „Mein Gewissen beißt mich nicht, meines ganzen Lebens halben," so ist das eben so, als wenn wir heutzutage sagen: ich habe ein gutes Gewissen. Was ist denn aber ein gutes Gewissen? Nach dem bisher Gesagten ist es ein solches, welches keine Ursache hat, den Menschen zu richten, zu verurtheilen, zu bestrafen über seinem Uebelthun. Es ist das Gewissen im Zustande der Ruhe, da ihm der Mensch keine Veranlassung gibt, seines Strafamtes zu warten. Durch die Prädicate „gut" und „böse" sagen wir eigentlich Nichts aus über das Wesen oder die Qualität des Gewissens, sondern wir bezeichnen mit jenen Worten nur das Gefühl des Wohl- oder Uebelbehagens, das uns durch das Gewissen bereitet wird. Genau genommen ist das Gewissen immer gut und kann, seiner Natur nach, nie böse sein. Wenn es die Aufgabe des Gewissens ist, den Menschen über seine Sünde zu bestrafen, so kann es, so lange es dieser Aufgabe treu bleibt, nie anders als gut sein. Würde es aber, dieser Aufgabe ungetreu, jemals aufhören, gegen das Böse zu reagiren, dann wäre es allerdings böse; dann hätte es aber auch aufgehört, Gewissen zu sein, dann wäre es etwas ganz Anderes geworden. Wenn also von einem bösen Gewissen die Rede ist, so kann das nur uneigentlich gemeint sein; nur ein solches Gewissen bezeichnen wollen, das zwar seines Amtes treulich wartet, aber eben dadurch dem Menschen Unmuth, Schmerz und Angst bereitet. Das Gewissen ist gut und treu in Erfüllung seiner Pflicht; aber der Mensch hat in seinem Innern ein unangenehmes, beugendes, oft körperliches Unwohlsein verursachendes Gefühl. Dieses Gefühl ist oft so stark, daß es sich sogar in dem Angesichte des Menschen, im Niederschlagen der Augen offenbart. Von einem solchen sagen wir dann: „Er habe kein gutes Gewissen." Aber nicht das Gewissen ist böse; — es ist vielmehr ganz gut und treu; — sondern das Verhalten des Menschen ist böse, und in Folge dessen auch sein Gefühl im Innern, verursacht durch die Thätigkeit seines guten Gewissens, das zu seinen Sünden nicht schweigen kann.

Daß auch bei den Heiden, im heidnischen Zustande, die Thätigkeit des Gewissens sich offenbare, bezeugt uns der Apostel Paulus im Briefe an die Römer, K. 2, 15, wo es heißt: „Als die, welche aufweisen das Werk des Gesetzes, geschrieben in ihren Herzen, indem ihr Gewissen mit Zeugniß gibt; und indem zwischen ihnen wechselsweise die Gedankenurtheile anklagende oder auch entschuldigende sind." (Lange, Bibelw.)

Dieses Zeugniß der Schrift ist für uns von um so größerem Werth, als

es ein allgemeines, auf die ganze Heidenwelt ausgedehntes ist. Zwar lehrt uns die Erfahrung, daß solche Heiden, an denen sich das Wort des Apostels in der Erfüllung zeigt, nur Ausnahmen in geringer Zahl seien. Das ändert aber nichts an der Thatsache. Auf die Anzahl kommt es hiebei nicht an. Was sich an Einzelnen bewährt und erfüllt hat, das gilt für die Gesammtheit. Daß die Heiden auf so niedriger Stufe religiöser Erkenntniß stehen, wie sie thun, daran sind sie, nach des Apostels Zeugniß, Röm. 1, 19 ff., selbst schuld. Sie haben keine Entschuldigung. — Jene alte Indianergeschichte gibt einen schönen Beweis für die Wahrheit der apostolischen Worte. „Einst besuchte ein Indianer seine weißen Nachbarn und bat um ein wenig Rauchtabak, den die Indianer besonders lieben. Einer der Weißen griff in seine Tasche und gab ihm eine Handvoll davon. Am folgenden Tage kam der Indianer wieder und sagte: Ich habe einen Vierteltaler zwischen dem Tabak gefunden, da ist er wieder zurück. Man lobte seine Ehrlichkeit; er aber zeigte auf seine Brust und sprach: Da drinnen wohnt ein böser Mann und ein guter Mann. Der gute Mann sprach zu mir: Das Geld gehört nicht dir, du mußt es zurückgeben. Der böse Mann sprach: Ei was, du hast's einmal, nun behalt's auch. Der gute sagte: Das ist nicht recht, der Tabak ist dir gegeben worden, aber nicht das Geld. Der böse sagte: Behalt's nur und kauf' Branntwein dafür. Der gute sagte wiederum: Nein, nein, das darfst du nicht thun. — So wußte ich nicht, was ich thun sollte. Ich dachte: Ich will mich schlafen legen, dann bekomme ich Ruhe. Aber der gute Mann und der böse Mann hörten die ganze Nacht nicht auf zu reden, so daß ich nicht schlafen konnte. Jetzt erst, da ich das Geld zurückgebracht habe, fühle ich mich ruhig und wohl." — Ist das Gewissen ein Gesetz? oder ist es ein Hüter und Wächter des Gesetzes?

Auch davon, wie sich das Gewissen bei den Juden äußere, haben wir in der heil. Schrift Beispiele. Von David heißt es, 1 Sam. 24, 5. 6: „Aber nachher schlug David sein Herz (Gewissen) darüber, daß er den Zipfel Sauls abgeschnitten hatte." Also nach geschehener That regt sich sogleich das Gewissen in David und bestraft ihn über dieselbe, als eine böse That. David wußte, daß Saul der Gesalbte Gottes, der von Gott auserwählte König Israels sei, ob dieser ihn gleich auf Leben und Tod verfolgte. Durch das Abschneiden des Zipfels hatte er seine Hand an den Gesalbten des Herrn gelegt, wenn auch nur in ganz äußerlicher Weise. Denn das Kleid gehörte auch zur Person, und durch Beschädigung desselben ward auch die Person des Königs beschädigt. Nun bestraft ihn sein Gewissen darüber, als über ein Unrecht, das er begangen habe. Dieser Vorfall im Leben Davids läßt uns sehen, wie zart und wachsam sein Gewissen in dieser Zeit der Trübsal war, und wie er seine Stimme vernahm und sein Unrecht erkannte. Wie ganz anders erscheint er in der spätern Zeit, in dem Handel mit Uria! Trotz seines tiefen Falles und doppelten Verbrechens vernimmt er die Stimme des Gewissens nicht, sondern geht in Sicherheit dahin, bis der Prophet Nathan zu ihm kommt und ihm bezeugt: Du bist der Mann des Todes! Auch die

Brüder Josephs, die ohne „Gewissensbisse" ihren Bruder in die Knechtschaft verkaufen und ihren Vater belügen konnten, mußten später in der Trübsal die Erfahrung machen, daß man die Stimme des Gewissens nicht immer überhören könne, sondern sie hie und da hören müsse. Ihre Rede vor Joseph: „Das haben wir an unserm Bruder verschuldet, da wir sahen die Angst seiner Seele;" — was war sie anders, als das Bekenntniß des Schuldgefühls, zu welchem sie durch die Stimme des Gewissens gebracht worden waren.

Wie sich das Gewissen bei einem Christen offenbare, das zu beweisen, dürfte wohl überflüssig sein; hier kann ich mich auf die Erfahrung berufen. Wie ein Christenmensch Alles nach seiner evangelisch christlichen Erkenntniß beurtheilt, so wird auch sein Gewissen Alles v e r urtheilen, was gegen seine christliche Erkenntniß und Ueberzeugung streitet. Wie sich Namenchristen besonders auf dem Gebiet der Adiaphora Vieles nachsehen und erlauben, so wird auch ihr Gewissen sie über solchem Verhalten nicht bestrafen. Während dagegen ein wahrer Christ mit Ernst bestrebt ist, sein Leben nach dem Willen Gottes einzurichten und auch im Kleinen treu zu sein, so wird ihn sein Gewissen auch über „Kleinigkeiten" in Gedanken, Worten und Werken, welche er gegen seine Ueberzeugung begangen hat, bestrafen. Würde er sich z. B. in einer schwachen Stunde verleiten lassen, in's Theater zu gehen, so würde ihm nachher sein Gewissen diese Uebertretung vorhalten und ihn darüber bestrafen. Ich lasse hier statt anderer Beweise ein kleines Gedicht folgen, das uns die Sache sehr anschaulich macht.

1. Das Knäblein schleicht an Hecken und Zäunen still vorbei,
Als wollt' es sich verstecken, als fühlt' es Angst und Reu'.

2. Was hat es wohl zu klagen und geht so müd' und matt?
Das will ich dir wohl sagen, weil's ein Gewissen hat.

3. Das Knäblein ein Gewissen? Das dünkt mich spaßhaft schier!
Warum hat's denn gerissen den Ast vom Baume hier?

4. Warum hat's denn mit Lachen die Pflaumen dran verspeist?
Das sind mir saub're Sachen, wenn das Gewissen heißt!

5. Nun wohl, als es gezogen am Aste ohne Scheu,
Da hat's noch nicht erwogen, daß es ein Unrecht sei.

6. Und auch, als es gegessen, da hat es noch gelacht;
Doch ist ihm unterdessen 's Gewissen laut erwacht.

7. Drum schleicht es so an Hecken und Zäunen still vorbei,
Drum will es sich verstecken, drum fühlt es Angst und Reu'.

8. So geht es manchem Kinde: Schläft sein Gewissen ein,
So handelt es geschwinde, nachher hat's Noth und Pein.

9. Drum sei doch wohl beflissen, und folge meinem Rath,
Und wecke dein Gewissen, eh'r früher, als zu spat.

In der Menschenwelt findet sich kein Beispiel davon, daß zwei Menschen sich jemals ganz gleich gewesen wären. So wird man auch niemals zwei Menschen finden, bei denen das Gewissen sich auf ganz gleiche Weise äußert, obwohl dasselbe nach These 7 bei allen Menschen, seinem Wesen nach, gleich ist. Aber in seiner Thätigkeit, Leistungsfähigkeit kann es verändert werden, sei es zum Bessern oder zum Schlimmern. An einem Beispiele läßt sich das deutlich

machen. Nehmen wir das Gedächtniß. Dieses ist seiner Natur, seinem Wesen nach bei allen Menschen gleich, und doch, wie verschieden sind seine Leistungen? Diese Verschiedenheit ist eine Folge der verschiedenen Ausbildung und Uebung desselben. Wird das Gedächtniß durch Treue und Fleiß geübt und bereichert, so wird es von seinem Vorrath allezeit bereitwillig herausgeben nach Bedürfniß und seinen Besitzer niemals oder selten im Stich lassen. So verhält es sich auch mit dem Gewissen. Es kann veredelt und gestärkt werden. Dieses geschieht zunächst dadurch, daß der Mensch es zu seinem Recht kommen, seine Pflicht thun läßt, daß er auf seine Stimme hört und derselben Gehorsam leistet. Dadurch wird das innere Ohr des Menschen befähigt, immer feiner zu hören und immer seltener die Stimme des Gewissens zu überhören. Das Gewissen wird dadurch, daß der Mensch darauf hört, immer lebendiger, sicherer und lauter. Durch die Uebung erstarkt seine Kraft, seine Leistungsfähigkeit wird größer und kommt auf diese Weise dem Zustande der Vollkommenheit immer näher, so daß es endlich jede, auch die kleinste Sünde erkennt und straft.

Aber das Gewissen kann auch geschwächt und abgestumpft werden. Dieses geschieht durch das Gegentheil von dem, was eben gesagt wurde. Wenn der Mensch es nicht zu seinem Rechte kommen, es nicht seine Pflicht thun läßt, wenn er auf seine Stimme nicht hört und derselben Gehorsam leistet, dann wird es in seiner Thätigkeit ermatten, es wird seine Stimme immer seltener und undeutlicher hören lassen und immer untüchtiger werden, seine eigentliche Aufgabe zu erfüllen. Wir haben bei dem Gewissen dieselbe Erscheinung wie bei den andern Geisteskräften des Menschen. Werden sie zweckmäßig gebraucht, so erstarken sie, werden sie gemißbraucht, dann verkommen sie und werden für ihre eigentliche Bestimmung untauglich.

Das Gewissen ist der Stellvertreter Gottes im Menschen. Aber in welchem Zustande befindet es sich gegenwärtig? Daß es nicht mehr so sei, wie es vor dem Sündenfall war, das vermuthen wir. Ob es damals schon in Thätigkeit, und welches seine Funktionen gewesen seien, das ist uns unbekannt. Da aber das ganze Wesen des Menschen in seinem Verhältniß zu Gott durch den Sündenfall eine Veränderung zum Schlimmeren, eine Degradation erfahren hat, so hat auch das Gewissen an dieser Veränderung Theil genommen. Seinen jetzigen Zustand kennen wir auch nur unvollkommen. Wir wissen, daß es das Gewissen eines sündigen Menschen sei und an der Unvollkommenheit des menschlichen Wesens Theil habe. Das Wort Gottes sagt uns, daß wir in diesem unvollkommenen Zustande nicht bleiben, sondern aus demselben heraus und der Vollkommenheit des göttlichen Ebenbildes wieder entgegengeführt werden sollen. Je mehr der Mensch diesem Ziele zustrebt und demselben näher kommt, desto mehr wird auch das Gewissen wieder veredelt und zur Ausrichtung seiner eigenthümlichen Funktionen immer mehr befähigt werden. Mit diesem Fortschritt, durch welchen der Mensch immer mehr von der Sünde befreit wird, tritt auch die Thätigkeit des Gewissens immer mehr zurück, weil keine Veranlassung mehr dazu vorhanden ist. Ist keine Gesetzes-

übertretung mehr da, dann bedarf's auch keiner Gewissensbestrafung mehr. Dann nähert sich der Mensch selbst, seinem ganzen Zustande nach, dem Ziele seiner Bestimmung und wird das, was er nach Gottes Willen sein und werden soll, ein wohlgefälliges Kind Gottes. Je mehr er dem Ziel der göttlichen Bestimmung entgegenreift, desto mehr wird der Stellvertreter Gottes, das Gewissen, zurücktreten. Die Sünde ist der Leute Verderben, und an diesem Verderben nimmt der ganze Mensch, nach Leib, Seele und Geist, Antheil, und das Gewissen wird auch in Mitleidenschaft gezogen. Die zerstörende Macht der Sünde offenbart sich auch an der Thätigkeit des Gewissens. Die Sünde verfinstert den Verstand des Menschen und knechtet seinen Willen, und von diesen Beiden geht der böse Einfluß auf das Gewissen über. Zu jeder Sünde muß der Wille des Menschen seine Zustimmung geben, und so oft er dieses thut, tritt er als Gegner des Gewissens auf. Behält der Wille die Oberhand, dann drängt er das Gewissen in den Hintergrund, so daß es seine Stimme immer schwächer, unbestimmter und endlich nur noch ausnahmsweise hören läßt. Durch solche Mißhandlung wird das Gewissen so sehr abgestumpft, daß es den Anschein gewinnt, als ob es ganz todt wäre. Aber das ist nur ein Schein! Das Gewissen kann seiner Natur nach nie zum Schweigen gebracht werden; und wo eine ähnliche Erscheinung sich zeigt, da ist es gewiß nicht das „todte Gewissen", das kein Lebenszeichen mehr von sich gäbe, sondern die Unempfindlichkeit und Abgestumpftheit des Menschen, daß er die vielleicht schwache und undeutliche Stimme des Gewissens nicht mehr vernimmt, wenn sie zu ihm redet. Ein todtes Gewissen, im strengen Sinne des Worts, kann es nicht geben. Das könnte nur der Fall sein bei gänzlicher Vernichtung des menschlichen Wesens.

Was die Bezeichnung gewissenhaft und gewissenlos betrifft, so sind dieselben mehr eine Aussage über den Charakter des Menschen, als über sein Gewissen. Ob der Mensch treu oder untreu in seinem Verhalten, beständig oder unbeständig in seiner Pflichterfüllung sei. Das Gewissen hat damit weiter nichts zu thun, als daß die beiden ersten Silben jener Wörter „gewissen" heißen. Gewissenhaftigkeit ist es, wenn ein Mensch den Anforderungen seines Berufs auf's pünktlichste und genaueste nachkommt, so weit es in seinen Kräften steht. Sie ist ein treuer, williger Gehorsam. Da nun nach dem Vorhergehenden das Gewissen kein Gesetz ist, so kann Gewissenhaftigkeit keine Aeußerung des Gewissens sein.

Gewissenlos ist ein Mensch, wenn er untreu und unzuverlässig ist in seinem Verhalten gegen Andere. Er gibt Versprechungen und hält sie nicht. Er schließt Verträge und bricht sie willkürlich. Kein Gesetz ist ihm heilig. Wenn es sein Vortheil erheischt, so übergeht er es, ohne Rücksicht auf den Nachtheil und Schaden seines Nebenmenschen. Er ist untreu in seinem Herzen und Leben; er sucht nur seinen eigenen Vortheil. Gewissenlosigkeit ist die ausgeprägte Selbstsucht.

Weil gegenwärtig die Frage der Gewissensfreiheit von einem andern

Gesichtspunkte aus besprochen wird, so hält es der Verfasser für gerathen, die Darstellung seiner Ansicht auf spätere Zeit zu verschieben. Herzlich freuen würde es ihn, berichtigende und belehrende Aeußerungen der Brüder zu vernehmen; erwartet aber dabei Gründe, die zur Sache gehören, und nicht blos Behauptungen, die erst bewiesen werden sollten.*)

Eingesandt auf Wunsch der Tiffiner Pastoralkonferenz (im dritten Distrikt), von P. Enslin.

Ueber den Sturz des Satans in seinem Verhältniß zum Schöpfungswerke.†)

Satan ist ein historisches Wesen und in der Entwicklungsgeschichte des Reiches Gottes eine persona dramatis. Die Schrift setzt seine Existenz voraus, und Christus bezeichnet ihn als Mörder von Anfang und als Lügner, der in der Wahrheit nicht bestanden. Beide Ausdrücke sind im Grunde tief verwandt, denn auch der Lügner gleicht dem Mörder, indem er den Zusammenhang zwischen Geistigem und Leiblichem aufhebt. Der Lügner kennt wohl die Wahrheit, die er verschweigt; er hindert sie aber nicht nur in ihrer Leibgewinnung, sondern gibt ihr zugleich einen Leib, einen Ausdruck, der mit ihr in gar keinem Zusammenhang steht. Und wie er oft einem Geiste seinen Leib nimmt, oder ihre Verbindung trennt, so nimmt er auch einem Leibe das ihn als Seele durchwohnende, geistige Wesen der Wahrheit. Die Wirksamkeit jenes Wortes: Esset nicht von der Frucht des Baumes! vernichtet er geradezu in der Seele des gläubig horchenden Weibes, indem er es nicht als den wahrheitsgemäßen Ausdruck des göttlichen Heilswillens gelten läßt, sondern es aus der durchaus falschen Absicht herleitet, Gott wolle nicht haben, daß ihre Augen aufgethan wer-

---

*) Anm. d. Red. Auf Grund dieser hier gegebenen Erlaubniß dürfen wir wohl uns die Bemerkung gestatten, daß in den Ausführungen des Aufsatzes die Thätigkeit des Gewissens nach seiner einen Seite ganz wahr charakterisirt worden ist, daß dann doch aber der Verfasser einen Antrag an den Sprachgebrauch stellen sollte, sich in der Verwendung des Begriffs Gewissen auf die Hälfte seines Gebietes einzuschränken. Der Umstand, daß er von seiner Fassung des Gewissens aus nicht nicht im Stande ist die Ausdrücke „gewissenhaft und gewissenlos“ mit dem Begriffe des Gewissens auf eine befriedigende Weise in Verbindung zu bringen, muß ihn doch darauf aufmerksam machen, daß er sich mit dem ganz allgemeinen Sprachgebrauche in Conflict befindet. Dieser allgemeine Sprachgebrauch ist aber auch ein biblisch berechtigter. Wir fragen: welchen Ausdruck will der Verfasser substituiren für die geistige Thätigkeit oder Beschaffenheit des Menschen, vermöge deren er ihm selbst ein Gesetz ist? Röm. 2, 14. Der Apostel setzt für diese Geistesthätigkeit des Menschen den Namen unmittelbar hinzu: „sintemal ihr Gewissen sie bezeuget.“ Auch 1 Petr. 3, 21: „Die Taufe ist die Zuwendung eines guten Gewissens an Gott,“ würden wir als eine Belegstelle dafür, daß von dem Gewissen nicht nach seiner richterlichen Function die Rede ist, anführen, wenn nicht die Exegese dieser Stelle streitig wäre. Ferner Röm. 13, 5: Seid unterthan um des Gewissens willen. Röm. 14, 1: Verwirret die Gewissen nicht. 1 Tim. 3, 9: Die das Geheimniß des Glaubens in reinem Gewissen haben. Alle diese Stellen reimen sich nicht mit der bloßen richterlichen Auffassung des Gewissens. Es ist natürlich nicht das Gesetz Gottes selbst, sondern das menschliche Organ für die Aufnahme des göttlichen Gesetzes.

†) Anmerk. d. Red. Die im folgenden Aufsatze gegebene Darstellung der genialen Combinationen E. A. v. Schadens hat jedenfalls ein historisches Interesse, wie es ja überall von Interesse ist, den Gedanken eines geistvollen Mannes nachzugehen, um aber das exegetische Verfahren desselben annehmbar zu finden, dazu bedarf es einer Congenialität, die nicht Jedem gegeben ist.

den und sie würden wie er, und deßhalb habe er den Genuß verboten. Hiemit sank jenes Gotteswort für Eva zum bloßen Vorwand herab, den Gott brauchte; es war nun für sie nichts mehr als eine leere Maske, eine seelenlose Hülle, die jedes innern Wahrheitsgehaltes entbehrte; der Geist des Wortes war getödtet. So verfährt Satan noch immer. Die großen Segensanstalten, Staat und Kirche, in welchen sich die strafende und züchtigende Liebe Gottes zur Menschheit verkörpert hat, macht er zu Systemen der Bevormundung, zu Erfindungen tyrannischer Willkür. Er mordet hiemit den geistigen Gehalt dieser historischen Realitäten in den Seelen aller derjenigen, welche seinen Lügen glauben. Die falschen Philosophemen des Tages, die fixen Ideen, das Heer von Vorurtheilen, die Gedanken des Argwohns, des Mißtrauens, die wie ätzende Säuren auf die zarten Frühlingskeime des Lebens wirken, sie sind Wirkungen des Lügen- und Mordgeistes; es sind das jene pensées meurtrières mit St. Martin zu sprechen, die in ganzen Generationen Kraft und Lebensmark zerstören und dieselben in jenen Zustand geistiger Impotenz versetzen, wo sie unfähig werden, Wahrheit zu erkennen und zu erzeugen.

Wann nun Satan seine rastlose Thätigkeit als Mörder und Lügner, im Gegensatz zum Leben und zur Wahrheit, begonnen habe, wann sein Sturz eingetreten sei, sagt die Schrift nirgends. Nur die Thatsache wird von ihr ausgesprochen. Nach Hofmann beziehen wir jenen Ausspruch Christi, Luc. 10, 18: „Ich sahe wohl den Satanas vom Himmel fallen wie einen Blitz," auf dieses Ereigniß. Diese Stelle bezeichnet in nackter, historischer Weise den Vorfall und hat als ein αὐτὸς ἔφα aus dem Munde Christi selbst doppelten kanonischen Werth. Die andere Stelle, Jes. 14, 12: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!" geht zunächst auf den König von Babel, hat jedoch in ihrer Fassung etwas so außergewöhnliches, daß wir sie wenigstens mittelbar auf den Sturz Satans zurückführen müssen, wenn sie nicht zu einer dichterisch überspannten Redeblume abgeschwächt werden soll. Die zwei andern Stellen, 2 Petri 2, 4—5 und Judä 6, gehen nach Hofmann nicht auf Satan, sondern auf die Engel, die wegen ihrer Sünde mit den Menschentöchtern durch die Sündfluth in die unterirdische Tiefe begraben wurden. Indem wir ferner als bekannt voraussetzen, was Hofmann in seinem Schriftbeweise, im dritten Lehrstück über Satan aussagt, wenden wir uns zu unserer Aufgabe, das Wo und Wann des satanischen Sturzes zu bestimmen. Da der Mensch bereits als der Verführte Satans erscheint, so ist dessen Sturz jenseits des menschlichen Sündenfalles zu suchen. Hier treten uns sogleich drei Fragen entgegen: Ist Satan gestürzt vor dem biblischen Schöpfungsanfange, oder während der sechs Tagewerke, oder nach denselben?

Wir nehmen sogleich die erste Frage in Angriff. Jenseits dessen, was die Schrift Gen. 1, 1 mit „Anfang" bezeichnet, liegt nichts anderes als Der, welcher diesen Anfang gesetzt hat, Gott, der persönliche Welturheber. Nicht einmal an die Engelwelt dürfen wir hier schon denken. Denn, da diese immer nur das Wirken Gottes auf Natur und Außenwelt vermittelt, so kann sie da noch nicht gedacht werden, wo es noch nichts Außergöttliches gibt. Als bloße

Möglichkeit ruht sie noch in den Tiefen der Gottheit beschlossen und entfaltet sich erst am Gegensatz einer Außenwelt zur Wirklichkeit. Daß also hier, wo Gott noch alles in allem ist und Welt und Engel in seiner Innerlichkeit begraben liegen, ein Sturz denkbar sei, ist unmöglich.

Gesetzt aber, wir wollten dennoch dieses Ereigniß hier suchen, so würden wir uns sogleich zu folgenden Consequenzen fortgedrängt sehen: Der Fall Satans, als erster auftauchender Gegensatz zum göttlichen Leben der Gegenwart, wäre unmittelbar der Anfang der Zeit. Seine geistige Opposition zu Gott wäre zugleich mit einer räumlichen Dislocation verbunden, da der, welcher gegen Gott ist, nicht mehr in, mit und bei ihm wohnen kann: hiemit wäre die Entstehung des Raumes gegeben. Nun führt zwar allerdings Daub Judas Ischarioth B. 2 S. 118 das Wirklichwerden der Zeit und des Raumes auf die Entstehung des Bösen zurück. Allein abgesehen davon, daß hiedurch Satan selbst zum Range eines Ahriman gesteigert würde, indem der klaffende Dualismus bereits jenseits der Anfänge unserer Welt zu liegen käme, können wir schon durch das Schriftwort diese Ansicht zurückweisen. Denn nach V. 1 ist es Gott und nicht Satan, welcher beginnt und hiemit den Anfang eines zeitlichen und räumlichen Seins setzt. Mit einem Worte: der Ausdruck: „Im Anfang schuf Gott" schließt jedes dahinterliegende, im Gegensatz zur Ewigkeit stehende Ereigniß völlig aus. Denn dann wäre die darnachfolgende Schöpfung das Zweite, und könnte nicht als das Anfängliche angeführt werden. Satan ist also nicht gefallen vor dem biblischen Schöpfungsanfange, das Ereigniß ist somit später zu suchen, entweder auf der Entwicklungslinie der sechs Tagewerke, oder nach denselben. Dies führt uns auf die zweite Frage. Hier müssen wir denn sogleich bemerken, daß im Verlauf des Schöpfungswerkes der Sturz nicht nur wahrscheinlicher, sondern möglicher wird. Gott setzt aus sich heraus sein Ebenbild, „denn die Schöpfung der Welt ist Schöpfung des Menschen". Sein Plan, ein freies, sich selbst bestimmendes, außer ihm seiendes Wesen hervorzubringen, zeigt nun den bei dieser Schöpfung sich activirenden dienstbaren Geistern zum ersten Male die Möglichkeit eines selbständigen, außer Gott seienden Existirens. Freiheit und Selbständigkeit ist aber nicht Sünde an sich, sondern blos für diejenigen, welchen Gott dieselbe nicht zugedacht hat; und die Sünde Satans bestand gerade darin, sich diese Freiheit in widergöttlicher Weise zu usurpiren. Mit der werdenden Welt ist allen an diesem Gegensatz sich zur Wirklichkeit entfaltenden Engelpotenzen die Versuchung nahe gelegt, der ihnen von Gott hiebei auferlegten Mission untreu zu werden, ihren gottgewollten τόπος mit einem andern zu vertauschen, und sich überhaupt anders zu bestimmen, als Gott sie bestimmt haben wollte. An welcher Stelle nun der sechs Schöpfungstage ist dies geschehen?

Hier begegnen wir sogleich denjenigen, welche dies Ereigniß noch innerhalb des ersten Tagewerks eintreten lassen und das Wort: „Die Erde war wüst und leer," auf den zwischeneingekommenen Sturz Satans deuten. Allein schon die sprachlichen Gründe *) reichen aus, diese Ansicht zu widerlegen. Es

*) Hofmanns Schriftbeweis S. 242.

heißt: die Erde „war" הָיְתָה und nicht „sie ist geworden", welche Veränderung der im ersten Vers bezeichneten Erde mit וַתְּהִי angegeben sein müßte. תֹהוּ־וָבֹהוּ bedeutet nicht Verwüstung und Verödung, sondern „Nichts", die Abwesenheit jedes gestalteten und geordneten Seins, keineswegs die Trümmer eines gestürzten Engelreiches. Auch erscheinen dann nicht blos einige, sondern alle sechs Tagewerke durch den Fall Satans hervorgerufen. Der göttlichen Schöpferthätigkeit wird hiemit alle Spontaneität entzogen; Gott schafft dann nur noch um die entstandene Kluft auszufüllen; worauf allerdings die Ansicht Jakob Böhms, des Hauptvertreters dieser Meinung, hinausläuft. Ihm gemäß sind Welt und Mensch nur in die durch den Sturz Lucifers, des Thronfürsten, leergewordene Stelle der Engelwelt hineingeschaffen, wodurch freilich das göttliche Ebenbild zum Range eines Lückenbüßers herabgesetzt wird. Wir werden dem entgegen den Sturz Satans wenigstens nicht in den ersten der sechs Tagewerke suchen dürfen, da Anfang und Ende der Welt nothwendig Gottes sein müssen; zwischen diesen beiden Polen mag dann geschehen, was da will, es ist dann doch nicht mehr als bloßer Zwischenakt. Mit Recht werden wir den Eintritt dieser Katastrophe dort vermuthen dürfen, wo der Fortschritt in dem Schöpfungswerke gehemmt scheint, wo ferner zwischen zwei Tagewerken jeder Zusammenhang aufgehoben ist. Zeigt sich dann, daß die Hypothese von dem Sturze Satans diese Erscheinungen erklärt, so werden wir sie als die ihnen wirklich zu Grunde liegende Thatsache ansprechen dürfen. Zu dem Ende müssen wir aber zuerst Fortschritt und Zusammenhang im Schöpfungswerke nachweisen und wenden uns daher zu einer kurzen Darstellung desselben.

Zunächst ist hier zu bemerken, daß, was Vers 1 Himmel und Erde genannt wird, nicht den Himmel bezeichnen kann, der V. 7 und 8 entsteht, und nicht die Erde, die am dritten Tage aus den Gewässern auftaucht; dasselbe gilt auch von den Wassern V. 2, die etwas anderes sein müssen, als die des zweiten und dritten Tagewerkes. Wie sind diese Ausdrücke zu deuten? Himmel bezeichnet V. 1 noch ganz allgemein den Ort, wo die für die werdende Welt bestimmte göttliche Fülle thront; Erde ebenfalls ganz allgemein den Raum, wo das Ebenbild, oder die Welt entstehen soll. Das Setzen dieser beiden Polaritäten bezeichnet V. 1. Der Raum nun, wo die Welt wird, ist als Finsterniß anzunehmen, wegen seines Gegensatzes zum Licht, das Gott in ihm hervorruft. Der allgemeine Gegensatz von Himmel und Erde, V. 1, bestimmt sich somit bereits concreter als Gegensatz von Licht und Finsterniß. Wir gedenken hier sogleich jenes Ausdrucks Joh. 1. 5: Das Licht scheint in der Finsterniß, und die Finsterniß hat es nicht begriffen. Wo kein persönlicher verderbter Wille den seelischen Hunger der Finsterniß absichtlich niederhält, da wird sich dieselbe dem Lichte entgegen bewegen, dasselbe ergreifen, dadurch selbst gelichtet und gesichtet werden und sich allmälig zur persönlichen Selbsterfassung aufsteigern. Mit einer solchen Finsterniß haben wir es hier am Anfange der Schöpfung zu thun. Daß auf diese Finsterniß die Ausdrücke V. 2: „wüst und leer," und „Tiefe" passen, ist klar, auch der andere: „Wasser", wodurch ihr eine fluthende Bewegung zugeschrieben wird, legt sich nun zurecht. Denn überall da, wo zwei complementarische Ge-

gensätze einander gegenüber stehen, wo auf der einen Seite göttliche Fülle und Licht, auf der andern hungernde Leere und Finsterniß liegen, die in einander überzugehen trachten und noch nicht dürfen, da wird sich der Grenze beider Reiche entlang eine wogende Brandung geltend machen; ein beständiges Fluthen und Bäumen, das die Gegensätze auszugleichen sucht. Dies bezeichnet das Wort: „und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.“ רָחַף, das Luther mit schweben übersetzte, heißt wanken, schwanken, im Piel sich regen, bewegen. Geist Gottes heißt hiernach die göttliche Fülle, weil sie noch an der Innerlichkeit geistigen Seins partizipirt. Sie erschließt sich dagegen in der Außenwelt auf das Wort: „Es werde Licht.“ Das Licht ist nun aber der in die Welt einströmende und wirkende Geist, der soeben noch äußerlich auf den Wassern schwebte. Licht, dieses zarteste, feinste und geistigste Wesen der Sichtbarkeit, tritt zuerst in die Welt ein. Es macht den Anfang. So ist bei dem werdenden Kinde im Mutterschooße das Geistige ebenfalls das erste, die Seele wird zuerst, und diese baut sich dann den Leib. Licht tritt somit in die hungernde Finsterniß herein; diese ergreift es und assimilirt sich dasselbe. Hiernach läßt Gott eine Scheidung zwischen beiden eintreten. Diese Scheidung motivirt sich dadurch, daß nach der ersten ungestümen Hast, mit der die beiden Gegensätze ineinander stürzen, nothwendig ein Rückschlag erf lgen muß. Die Gegensätze treten wieder in ihre Besonderheit zurück, wenn gleich bedeutend modificirt. Denn die Finsterniß hat nun von der süßen Fülle des Lichtes gekostet und assimilirt sich davon. Was sie noch nicht bewältigen kann, tritt ihr wieder geschieden gegenüber. Das bedeuten die Worte: Und Gott nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht. Dieser Tag kann nicht dasselbe sein, was sogleich Tag genannt wird in den Worten: „Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.“ Dieser und alle sechs folgende bezeichnen ein Zeitverhältniß, jener dagegen ein Raumverhältniß; die Geschiedenheit beider Faktoren, des Lichts und der Finsterniß, die nach ihrer συστολή wieder in eine διαστολή auseinander treten, soll mit jenem Tag und jener Nacht gemeint sein. Was jedoch die andern Zeittage betrifft, so hat man hier nicht an tausendjährige Tage oder Weltepochen zu denken, sondern den tiefen Sinn von Nacht und Tag festzuhalten. Es wird Tag für ein Wesen, wenn es mit der Außenwelt in Wechselwirkung tritt, — deßhalb ist für die Nachtvögel die Nacht Tag, — Nacht dagegen, sobald es in die Stille abgeschlossener Selbstbezüglichkeit zurückkehrt und das den Tag über Aufgenommene assimilirt. Nacht wird es somit für die Schöpfung, sobald ihre Wechselwirkung mit dem schaffenden Gott aufhört und sie nun in vollkommener Selbstgelassenheit die empfangenen Eindrücke zu verarbeiten beginnt, Tag dagegen, sobald sie sich von neuem wieder den Lichtströmen der göttlichen Schöpferworte erschließt. Im zweiten Tagewerk ist nun die Rede von einer Feste, die ein Unterschied sei zwischen den Wassern. Unter Wassern haben wir uns das zu denken, was im ersten Tagewerk Nacht genannt wurde, nämlich die Finsterniß, die jedoch nach ihrer kurzen Einheit mit dem Lichte jetzt im Gährungskampfe des Assimilirungsprozesses wogt und fluthet. Diese Wasser scheidet Gott nun in obere und untere Wasser. Die

*

obern Wasser entsprechen dem, was V. 5 Licht oder Tag genannt wird, die untern Wasser dem, was dort Finsterniß oder Nacht heißt. Jene Wasser über der Feste sind somit das Licht, welches wegen seiner innigern Berührung mit der Finsterniß auf eine niedrigere Materialitätsstufe herabgesetzt wurde.

(Schluß folgt.)

Theologisches Intelligenzblatt.

Inland. — Die Mai-Conferenzen. Die Methodisten-Conferenzen, die am 1. Mai in Cincinnati begonnen, scheinen ziemlich aufgeregt werden zu wollen, um der Bischofsfrage willen. Dieselbe ist in den denominationellen Blättern und in den Gemeinden bereits in lebhafter Besprechung. Jetzt gibt es in der bischöflichen Methodistenkirche 10 Bischöfe und 440 vorstehende Aelteste. Es wird vorgeschlagen, die Zahl der ersteren zu vermehren und die der letzteren zu verringern. Die Reisepredigt wird wie gewöhnlich zur Sprache kommen; denn es ist offenbar, daß das System mehr und mehr seinen Halt an den Predigern verliert. Es ist wahrscheinlich, daß die Conferenz die Zeit des Dienstes der Prediger an einer Gemeinde auf sechs Jahre ausdehnt. Im Falle die Zahl der Bischöfe auf vierzehn oder sechszehn vermehrt wird, sind Präsident Hurst vom Drew theologischen Seminar und Präsident Foß von der Wesleyan Universität ihrer Erwählung ziemlich sicher. Ein hartnäckiger Kampf wird zwischen Dr. Curry und Dr. Fowler um die Editorenstelle am "Advocate" stattfinden. Beide werden auch für Bischofsämter erwähnt, so daß der geschlagene Kandidat für den "Advocate" jedenfalls mit bischöflichen Würden getröstet wird. (Sendbote.)

Annäherungen an evangelische Praxis in der Methodistenkirche. Es dürfte kaum zu viel behauptet sein, wenn von einer bedeutenden Richtung in der Methodistenkirche geredet wird, die nach Annäherung an unsere einfache evangelische Weise gravitirt. Man findet an manchen Orten evangelische und methodistische Gemeinden nebeneinander, zwischen denen, wenigstens für das Verständniß des einfachen Laien kaum ein anderer Unterschied als der des Namens vorhanden ist. Unsere Evangelischen sagen dann von ihren methodistischen Nachbarn, dieselben seien gar nicht so sehr methodistisch und würden gar nicht methodistisch geworden sein, wenn gleich anfänglich ein ordentlicher evangelischer Prediger in den Ort gekommen wäre. So unterscheidet man in der Praxis zwischen evangelischem und methodistischem Wesen, und hält das erstere für den Kern, das andere für das seiner Zeit unvermeidlich gewesene Beiwerk; der Methodismus ist um des in ihm enthaltenen Evangelischen willen angenommen worden. Die Zeit seiner starken Propaganda in den Kreisen deutsch-evangelischer Bevölkerung ist auch, wenn nicht zufällige Einflüsse persönlicher und lokaler Natur eingreifen, überall da vorüber, wo evangelisches Gemeindeleben sich entwickelt hat, und er kann sich auch nur erhalten durch Einlenken in evangelische Art und Weise. Es handelt sich hierbei vorzugsweise um die Art der Gewinnung der Glieder. Wir können es nur mit Freuden begrüßen, wenn Stimmen in der Methodistenkirche laut werden, die die Nothwendigkeit organischer Pflege der Getauften durch Unterricht stärker betonen. Ein Correspondent im Apologeten tritt mit Vorschlägen vor die Generalconferenz, denen wir nur den besten Erfolg wünschen können; er schreibt: Es ist erfreulich, wahrzunehmen, daß der Religionsunterricht, besonders der Unterricht im kirchlichen Katechismus, in den letzten vier Jahren mit mehr Eifer und Erfolg betrieben worden ist, als je zuvor. Die Sache scheint sich mehr und mehr Bahn zu brechen und Form und System anzunehmen. Die heilsame Wirkung davon wird sich immer mehr offenbaren in den heranwachsenden jungen Gliedern der Kirche. Aber die ganze Sache wird immerhin eine einseitige und unvollkommene bleiben, so lange sie nicht klarer und bestimmter in der Kirchenordnung ausgedrückt ist, damit auch der englische Theil der Kirche genöthigt wird, in derselben Rich-

tung voranzugehen. Könnte nicht der deutsche Theil der Kirche und besonders unsere deutschen Delegaten in diesem auf den englischen Theil und die englischen Delegaten heilsam einwirken zum allgemeinen Wohl des Ganzen? Diese Sache ist in ihrer Tragweite wohl wichtiger als viele andere Dinge, welche vor die nächste Sitzung der General-Conferenz kommen werden.

Mein Vorschlag nun wäre für dieses Mal (nachdem werden sich etwaige Lücken von selbst zeigen), die folgenden Paragraphen in der folgenden Weise abzuändern: Paragraph 52 sollte lesen: Sobald die getauften Kinder ein hinreichendes Alter erreicht haben — etwa 14 bis 15 Jahre — die Verbindlichkeiten der Religion zu verstehen, und Beweise von Herzens-Frömmigkeit geben, sollen sie auf die Empfehlung eines Führers, dessen Klasse sie wenigstens sechs Monate besucht haben — und nach vorhergegangener öffentlicher Prüfung in unserm kirchlichen Katechismus — als volle Glieder in die Kirche aufgenommen werden, indem sie öffentlich vor der Gemeinde sich zu dem Taufbunde bekennen und die sonst vorgeschriebenen Fragen über Lehre und Kirchenordnung bejahend beantworten. Paragraph 149, Frage 15, sollte lesen: Willst du die Kinder an jedem Orte fleißig unterrichten, besonders im Katechismus? Paragraph 175, Sektion 9, sollte lesen: Die Kinder in der Sonntagschule und vor Allem in besonders dazu bestimmten Stunden zu katechisiren u. s. w. Paragraph 252 sollte lesen: Es soll auch die Pflicht der Prediger sein, den Eltern und Sonntagschullehrern die große Wichtigkeit einzuschärfen, die Kinder in den Lehren und Pflichten unserer heiligen Religion zu unterrichten; darauf zu sehen, daß unser Katechismus so umfassend als möglich in unseren Familien gebraucht werde; für die Kinder zu predigen und sie in der Sonntagschule und vor Allem in besonders dazu bestimmten Stunden zu katechisiren.

Man wird merken, daß in diesem letzten Paragraphen die Empfehlung, den Katechismus in den Sonntagschulen zu gebrauchen, ausgelassen ist, damit demselben der richtige Platz angewiesen wird im Unterricht, ertheilt von Seiten des Predigers.

Die Ausdrücke, „katechisiren in der Sonntagschule,“ sind in den oben angeführten Paragraphen stehen geblieben und können stehen bleiben, da die Ansprachen des Predigers in der Sonntagschule sich an die Bibellektion anknüpfen und in katechetischer Form geschehen sollten.

Ungenießbar erscheinen uns freilich von unserm Standpunkte aus, Bekehrungsberichte etwa folgender Art, wie sie je und dann in methodistischen Blättern zu lesen sind und wie wir's kürzlich gelesen haben: „Wir hatten eine gesegnete Versammlung, obwohl der Erfolg hätte größer sein können. 15 Seelen wurden begnadigt, 7 erhielten nach ihrem Bekenntniß die vollkommene Vergebung der Sünden und 8 die völlige Heiligung.“ So sehr wir uns über Siege des Reiches Gottes in allerlei Weise zu freuen haben, so wird uns dergleichen doch immer wie Profanation des Heiligen vorkommen.

Ueber die Frucht der Wirksamkeit Moodys schreibt die neue luth. Zeitschrift „Altes und Neues“: „Wider Gottes Ordnung sündigen kann nie Gutes stiften. Das zeigen die Nachwehen der „Evangelisten“-Arbeit der Laien Moody und Sankey. In New Haven, Conn., wo vor anderthalb Jahren diese Herren große Triumphe feierten, sind seitdem nicht weniger als neun Pfarrämter vacant geworden. So reißt menschliche Unordnung Gottes Ordnung nieder.“ Wir möchten dies Urtheil noch keineswegs unterschreiben; immerhin aber wäre die Anstellung einer nüchternen Probe an die dauernden Erfolge dieser außerordentlichen Erweckungswirksamkeit wünschenswerth.

Die christliche Heilsarmee. Ueber die Army of Salvation, die jetzt unser Land in Angriff genommen, theilen sich die Meinungen nach den verschiedenen Geschmäcken. Ihr erstes Auftreten wird in folgender Weise geschildert: Sieben junge Frauenzimmer und ein Mann, Repräsentanten der Londoner „Heils-Armee“, kamen am 10. März in New York an. Sie gedenken hier auf ähnliche Weise Mission zu treiben, wie in London. Sie tragen lange, mantelartige blaue Röcke mit rothen und gelben Aufschlägen, und auf den Rockkrägen ist ein S eingestickt, bei den einen in Gold, bei den andern roth; auf ihren Hüten, welche beinahe wie Derby-Hüte aussehen, steht in vergol-

deten Buchstaben: The Salvation Army. Der Mann heißt Georg Railton und führt den Titel "High Commissioner". Von den sieben Frauenzimmern betitelt sich eine Capitän, die andern führen den Titel Lieutenant. Kaum waren sie in Castle Garden angekommen, so sangen sie nach irgend einer Nationalmelodie ein geistliches Lied und entfalteten dabei zwei blaue Fahnen mit großem rothem Stern in der Mitte. Railton setzte auseinander, daß das Blaue die Reinheit des Erlösers und das Rothe das Blut Christi bedeute. Der Capitän und die Lieutenants zogen, als sie sich's bequem machten, ihre langen Mäntel aus und standen nun in etwas kürzeren Kleidern da. Den Zweck ihres Kommens erklärte Herr Railton wie folgt: „Wir kommen, um die Arbeit der Heilsarmee auch nach Amerika zu verpflanzen und ihr Hauptquartier wird New York sein. Wir sind ein Heer von englischen Männern und Frauen, meist aus den arbeitenden Klassen. Viele in England, welche in Sünden lebten, sind unserm Heer einverleibt worden. Der Gründer unsers Heeres ist ein Methodisten-Geistlicher, dem der Anblick der ungeheuer großen Anzahl solcher, welche in London keinen Gottesdienst besuchen, im Jahr 1855 den Gedanken an ein solches Heer eingab. Jetzt zählt das Heer 122 Corps unter 195 Offizieren. Wir benutzen wöchentlich für unsere religiösen Uebungen in England 148 Theater, Musikhallen, Magazine u. drgl. und halten jährlich etwa 45,000 Versammlungen im Freien und 60,000 unter Dach. Als Offiziere, Missionare, Colporteure und Bibelfrauen sind bei uns 227 Personen beschäftigt, 3256 andere sind gleichfalls zum Dienst bereit. Wir dienen keiner bestimmten Kirche, folgen jedoch den Lehren des ursprünglichen Methodismus und werden jetzt in Amerika ein Heer von Evangelisten errichten. (Apologete.)

Der Chr. Advokate nimmt sich nun der Gesellschaft in begeisterter Weise an und schreibt darüber: „Die Aufmerksamkeit der alten und neuen und, wir zweifeln nicht, der obern Welt ist gerade jetzt auf die sogenannte Heilsarmee gerichtet. Der in England bereits erlangte Erfolg beweist, daß der Name kein falscher ist. Sie ist eine Armee geworden und Heil folgt auf ihrer Spur. Sündenbefleckte, aber im Blute gereinigte Seelen kennzeichnen ihren Triumph. Eine schwache Christenheit hinsichtlich einer gottlosen Menge macht dieses Mittel zu einer Nothwendigkeit. Weder Kirche noch Kapelle erreicht die Massen. Wie es scheint, hat sogar der Methodismus im Lande seines Gründers seine ehemalige Glorie verloren."

Dann wird erzählt, wie eine christliche Gesellschaft in London, welche sich die "Christian Evidence Society" nennt, eine Versammlung hielt, über welche der „Lord Mayor" präsidirte, in welcher Bischöfe, Prediger und leitende Laien erklärten, daß das Christenthum (wahrscheinlich das, wie es durch die Kirche repräsentirt wird) seinen Halt am Volk verliere, wenn nicht schon verloren habe; daß es nicht mehr sein bester Zeuge und Beweis sei und neuer und besonderer Beweise seiner Wahrheit und Kraft bedürfe. Die Heilsarmee liefere die besten Beweise für's Christenthum. Sie könne bezähmte Weiber-Mißhandler, gebesserte Trunkenbolde, zu Betern gewordene Flucher, keusch gewordene, früher lasterhafte Männer und Frauen u. s. w., u. s. w. aufweisen. Die Kraft Gottes sei offenbar, und der Mund des Widersachers werde verstopft. Hier hätten wir das Beispiel Christi, der, als Johannes fragen ließ: „Bist du, der da kommen soll" u. s. w., die Fragesteller zurückschickte mit dem Bescheid: „Saget Johannes, was ihr sehet und höret. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt." Gerettete Seelen seien der beste Beweis, und diesen habe die Heilsarmee bereits geliefert. Sie (die H.-A.) sei Christenthum im „blutigen Ernst." Während des verflossenen Jahres haben 5000 Personen ganze Nächte zugebracht im Gebet um göttliche Kraft; $40,000 seien ausgegeben worden als Miethe fnr Plätze zum öffentlichen Gottesdienst. Mehr als 100,000 Gottesdienste seien gehalten und von über 2,000,000 Menschen besucht worden.

Weiter sagt der Advocate: „Sie versammeln sich in Hallen, in Theatern, im Schnee, im Regen, im Sonnenschein. Tausende seien die Trophäen, die für den Meister gewonnen wurden, an welchen die Kirche vorüber ging. Unter Hohn und Spott, welt-

licher sowie kirchlicher Opposition und Verfolgung bis zur Einkerkerung hat sich die Heilsarmee nach vierzehnjährigem Ringen Gehör und Stellung erkämpft. Sie hat die Anerkennung der Großen und Guten erlangt. Sie hat warme Bestätigung von Kirchlichen und Dissentern, Richtern und Magistraten, Predigern und Staatsmännern. Verminderte Verbrechen, leere Branntweinpaläste, entvölkerte Gefängnisse, in christliche Heimathen verwandelte Lasterhöhlen, umgeänderte Lebensweisen sind eine hinreichende Antwort auf unwissenden oder boshaften Angriff." Zuletzt verspricht der Advocatemann der Heilsarmee christliche Mithülfe und Gehör und fordert die Kirche auf, „Amen" zu sagen zu irgend einer Methode, welche der himmlische Vater nicht beanstande zum Heile seiner Geschöpfe zu gebrauchen.

Dagegen „Altes und Neues" läßt sich nach derb lutherischer Manier folgender Weise berichten: Unter der Leitung eines gewissen Booth besteht seit einigen Jahren eine schwärmerische Bekehrungsgesellschaft, welche sich die Salvation Army nennt und besonders in den niedrigsten Schichten der Bevölkerung ihre Revivaloperation betreibt. In seinem Buche „Rules and Regulations" gibt er seinen Officieren u. A. folgende Instruxe: „Wenn ihr am Sonnabend große Plakate anschlagen lasset, in denen bekannt gemacht wird, daß Simsons Weib oder eine andere außerordentliche Persönlichkeit am folgenden Tage im Circus auftreten würde, so wird die ganze Stadt sich verwundern und am nächsten Tage dem Circus zuströmen. Und der Fremde, welcher die Stadt besucht und die wunderlichen Plakate sieht, wird nicht zum Frieden kommen können, bis er auch sich auf dem Wege dahin befindet. Sollte bei der Versammlung sich Niemand finden, welcher vom Geist getrieben anfängt zu hüpfen, mit den Armen zu fechten und Halleluja zu rufen, so muß dafür gesorgt werden, daß irgend Jemand es doch thue, denn solche Außerordentlichkeiten üben eine mächtige Wirkung aus." Booth spricht offen den Grundsatz aus: „Excentricitäten sammeln Zuhörer." An einem bestimmten Montag Abend sollte eine Ausstellung von „Götzen" stattfinden, um die Glaubwürdigkeit der Siegesnachrichten zu bestätigen, welche Seitens der Officiere allerwärtsher einlaufen würden. Die Götzen bestanden aus Tabackspfeifen, Dosen, Cigarren, Hundehalsbändern, Dominospielen, künstlichen Blumen, Schmucksachen und anderen „Zeichen der Tage der Knechtschaft." Wer selber nichts mehr von solchen Dingen besitze, solle sich von einem noch unbekehrten Sünder etwas borgen und als Götzen zur Ausstellung bringen. Die Kriegslist des „General Booth" gelang auch. Sein Circus war vollgepfropft von Menschen, die aus Neugierde oder Vergnügungssucht sich eingefunden hatten. Man berichtete von Kämpfen und Siegen. Märtyrerthum spielt natürlich eine große Rolle als das „himmlische Siegel." Als die Berichte über die Siege und Verfolgungen zu Ende waren, fing die Halleluja-Violine an zu spielen, und die ganze Armee, die Salvation lasses an der Spitze, sangen im Chorus den Refrain:

„There's nothing like religion,
It makes one shout and sing;
It makes one feel so happy,
Religion's just the thing."

Ein Augenzeuge berichtet über eine solche nächtliche „Pfingstzeit": — „Eine solche Schrecken einjagende Versammlung, wie die war, welche ich letzte Nacht besuchte, habe ich kaum jemals gesehen, selbst nicht unter den wildesten Ausschreitungen des Methodismus, nicht unter den Shakers, nicht in Italien unter den Nachfolgern des letzten Messias. Ich weiß nicht, womit ich eine solche Versammlung vergleichen soll — mit einem Pandämonium an einem Feiertag oder mit den losgelassenen Insassen eines Narrenhauses. Obwohl ich mir die besten Gedanken über diese Bewegung machen möchte, kann ich doch von einer solchen nächtlichen Versammlung nicht anders denken, als daß sie mehr Aehnlichkeit hat mit der Hölle, welcher diese Leute entfliehen wollen, als mit dem Himmel, den sie sich zu sichern suchen." Wie nöthig ist doch die Bitte um Weisheit zur Prüfung des Geistes.

Unter der Ueberschrift: „Man sei behutsam" bringt der Apologete ein Geschichtchen, das allerdings kaum in die theologische Zeitschrift gehört, wenn nicht die

Thatsache, daß er's glaubt zur Warnung für die Prediger erzählen zu müssen, der Sache eine ernstere Seite gäbe. Das Fungiren des Geistlichen als Civilbeamten bei Eheschließungen, die ihn nichts angehen, ist ein wunder Punkt in manchen Kirchenordnungen. Wir geben dem Geschichtchen, wenn es wahr ist, die Ueberschrift:

Serves him right.

Ein Prediger theilt uns folgende Begebenheit mit, welche sich unlängst in Detroit, Mich., zutrug, und meint, die Veröffentlichung derselben dürfte manchem Prediger zur Warnung dienen. Er schreibt: Kürzlich, als etwas Schnee gefallen war, wurde ein hiesiger Prediger mit einem Besuche beehrt in der Gestalt zweier Pilger, die mit einander den rosigen Pfad des ehelichen Glückes betreten wollten und ihren Wunsch dahin ausdrückten. Der Bräutigam war ein etwas rauh aussehender Geselle und seine Braut ein plumpgestaltetes Mädchen, welches aus Schamhaftigkeit oder aus irgend einer andern Ursache den Schleier nicht abnahm. Den Beiden wurden die üblichen Fragen vorgelegt — das Frauenzimmer in einer etwas gezwungenen Stimme antwortend — und die Trauung geschah. Der Bräutigam zog eine $20-Banknote hervor und da der Prediger keinen Wechsel hatte, ließ er die Note in der Nachbarschaft wechseln, gab $15 zurück und das neuvermählte Paar verabschiedete sich. Etliche Minuten darauf sagte die Predigersfrau zu ihrem Mann: „Hast du auch die Füße der Braut gesehen?“ „Nein,“ antwortete er, „ich habe keine besondere Obacht gegeben.“ „Ei,“ sagte sie, „die Frau war ein Mann, ich sah ihre — seine Füße.“ Gewiß genug, die Spuren nach der Gartenthür sahen aus wie die Fußtapfen zweier Männer. Den nächsten Tag, um die Bestätigung doppelt sicher zu machen, entdeckte man, daß die $20 Note ein Counterfeit war, der Prediger um $15 beschwindelt und noch obendrein auf eine abscheuliche Weise von etlichen Schwindlern zum Narren gehalten worden.

Ein ökumenisches Concil der Presbyterianer soll im nächsten Jahre in den Vereinigten Staaten abgehalten werden, wozu bereits großartige Vorbereitungen getroffen werden. Dr. Schaff, welcher in solchen Versammlungen von der Evangelischen Allianz her Erfahrungen gemacht hat, will dafür sorgen, daß viele berühmte Männer aus Europa sich daran betheiligen.

Ausland. — Die Verhandlungen mit der Curie. Das Ereigniß des Tages auf kirchenpolitischem Gebiete ist immer noch die erste entgegenkommende Kundgebung, mit welcher Leo XIII. das bisher so hartnäckig festgehaltene Non possumus so halb und halb preisgegeben hat. Es ist der Brief, den der Papst an den staatlich abgesetzten Erzbischof Melchers von Köln gerichtet hat, obgleich er selbstverständlich indirect an eine höhere Adresse gerichtet war und auch so aufgenommen worden ist. Zur Rettung aller Länder und Völker vor dem Gift des Socialismus wünscht der Papst sehnlich, „daß die Kirche Christi überall ihre Freiheit genieße“ ... „Und dieses wünschen Wir in erhöhtem Maße, Ehrw. Bruder, zum Glück und Gedeihen Deines berühmten Vaterlandes.“ Noch sei die ersehnte Freiheit der Kirche im deutschen Reiche nicht wiedergeschenkt. „Aber“, fährt Leo XIII. fort, „nach und nach wird der leere (!) Verdacht und, was daraus zu entstehen pflegt, die ungerechte (!) Eifersucht (!) gegen die Kirche ein Ende nehmen und aufhören und die Lenker des Staats daselbst werden, wenn sie mit billigem und günstigem Sinne die Thatsachen erwägen, leicht einsehen, daß Wir nicht in fremde Rechte eingreifen, und daß zwischen der kirchlichen und staatlichen Gewalt ein dauerndes Einvernehmen bestehen kann, wenn nur von beiden Seiten der geneigte Wille, den Frieden aufrechtzuhalten oder, wo es nöthig ist, wiederherzustellen, nicht fehlt. Daß Wir von diesem Geiste und diesem Willen beseelt sind, steht bei Dir, Ehrw. Bruder, und bei allen Gläubigen Deutschlands gewiß und zuverlässig fest. Ja, Wir hegen diesen Willen so entschieden, daß Wir in Voraussicht der Vortheile, welche daraus für das Heil der Seelen und für die öffentliche Ordnung hervorgehen werden, kein Bedenken tragen, Dir zu erklären, daß Wir, um dieses Einvernehmen zu beschleunigen, dulden werden, daß der preußischen Staats-Regierung vor der canonischen Institution die

Namen jener Priester angezeigt werden, welche die Bischöfe der Diöcesen zu Theilnehmern ihrer Sorgen in der Ausübung der Seelsorge wählen (nos hujus concordiae maturandae causa passuros ut Borussico gubernio ante canonicam institutionem nomina exhibeantur sacerdotum illorum, quos Ordinarii Dioecesium ad gerendam animarum curam in partem suae sollicitudinis creant)."

Das heißt also mit andern Worten: Der Papst gibt zu, was das preußische Gesetz vom 11. Mai 1873 als Vorbedingung der definitiven Anstellung katholischer Geistlichen fordert: die Anzeige des Bischofs an den Oberpräsidenten. Damit wäre der Streitpunkt endlich beseitigt, um den sich 99/100 des ganzen preußischen Culturkampfes drehen. In Südwestdeutschland, Bayern, Oesterreich und Italien hat die Curie bekanntlich gar nicht daran gedacht, aus der Anzeigepflicht einen casus belli zu machen. In Preußen aber wurde diese Bestimmung, während man sich dem so tief einschneidenden Gesetz über die Vermögensverwaltung in den katholischen Kirchengemeinden klüglich fügte, sogleich zum „Kernpunkt" des erbitterten Streites gemacht, um den grausamen, gewaltthätigen Staat in den Augen des gläubigen Volkes recht eclatant in's Unrecht setzen zu können.

Dieser Stein des Anstoßes mußte darum zunächst aus dem Wege geräumt werden und es ist aller Anerkennung werth, daß Pio Nonos Nachfolger sich dazu verstanden hat. Jetzt hat der Papst den ersten thatsächlichen Beweis eines versöhnlichen Entgegenkommens gegeben und damit scheint denn das Stadium der Präliminarien glücklich überwunden und der Friede vor der Thür zu sein.

Der weitere Gang der Verhandlungen zwischen Berlin und Rom wird wohl bald zeigen, womit Fürst Bismarck die Courtoisie des Papstes zu erwidern geneigt ist. Daß die Gegenleistung der Ehre des Staates nichts vergeben werde, dafür bürgt uns sein neuestes Wort von den beim Ausgleich mit Rom unverwendbaren Canossamünzen.

(Protest. Kirchenzeitung.)

Verwicklungen in der schottischen Freikirche. An früherer Stelle ist schon hier in unsrer Zeitschrift von den Anklagen die Rede gewesen, welche gegen den Prof. Smith in Aberdeen gerichtet worden, weil er sich gestattet, die mosaische Abkunft des Deuteronomiums anzuzweifeln. Die Klage wider ihn ist noch nicht erledigt und schon ist im Schooße des freikirchlichen Presbyteriums von Edinburgh der Versuch gemacht worden, die schwebenden Verhandlungen auf noch andere, der Heterodoxie verdächtige Professoren der schottischen Freien Kirche auszudehnen, ja das gesammte Lehrerpersonal der betreffenden Colleges einer Untersuchung auf Rechtgläubigkeit zu unterwerfen. In der außerordentlichen Sitzung des genannten Presbyteriums vom 11. Februar verlas Rev. Edward Thomson einen Antrag des durch Krankheit verhinderten Dr. Moody Stuart des Inhaltes: „In Erwägung, daß die theologische Erziehung der Predigtamtscandidaten allezeit von höchster Bedeutung ist und die ernsteste Beachtung und Sorgfalt von Seiten der Kirche erheischt; in Erwägung ferner, daß gegenwärtig besondere Veranlassung für die Kirche vorliegt, auf diese Erziehung ihrer zukünftigen Geistlichen ein wachsames und offenes Auge zu werfen, beantragt das Presbyterium von Edinburgh ehrerbietigst: „Die General-Versammlung wolle die ganze Angelegenheit in ernste und sorgsame Erwägung ziehen und eine Commission ernennen, welche bevollmächtigt werde, den Zustand des theologischen Unterrichts in den Colleges der Kirche, sowie die von den Professoren verfaßten Publikationen einer Prüfung zu unterziehen, mit dem Auftrag, auf der nächsten General-Assembly oder zu einem demnächst von der Versammlung zu bestimmenden Termin über das Ergebniß der Untersuchung Bericht zu erstatten."

Rev. Thompson begründete den von ihm vertretenen Antrag hauptsächlich durch den Hinweis auf die bedenklichen Lehren, die in dem Aprilheft der British and Foreign Evangelical Review von 1879 der Professor des Hebräischen an dem College der Freien Kirche zu Edinburgh, Dr. Davidson, vorgetragen habe, wo derselbe, ganz in Uebereinstimmung mit Professor Smith für die Schwierigkeit des mosaischen Ursprungs des 5. Buches Mosis und gleichzeitig für die Möglichkeit des Inspirationscharakters des Buches auch bei späterer Entstehung eingetreten ist. Einen gleichen, ja fast noch ernst-

licheren Anstoß bei den Gläubigen habe der Glasgower Professor Dr. Candlish durch einen Artikel über „Dogmatik" in der Encyclopaedia Britannica gegeben, der von dem Grundsatze ausgehe, daß neben der heiligen Schrift auch das fromme Bewußtsein der Gläubigen eine Erkenntnißquelle für die christliche Wahrheit sei, eine Anschauung, die der römisch-katholischen Lehre von der Gleichwerthigkeit der Tradition mit der Bibel sich in auffallender Weise nähere. Die weittragende Motion wurde durch Dr. M'Lauchton unterstützt.

Von den Freunden eines größeren Maßes von Lehrfreiheit für den Universitätsunterricht trat zuerst der Professor Principal Rainy auf und warnte vor einer unbedachten und vorschnellen Behandlung der äußerst delikaten Angelegenheit. Zunächst sei es Unrecht, wenn man die Lehrweise nur zweier Professoren verdächtige, sogleich sämmtliche Colleges durch eine Commission in Untersuchung ziehen zu wollen und dadurch vor der Kirche zu discreditiren. Sodann aber würde es sich empfehlen, doch erst die Entscheidung der General-Versammlung in dem Falle des Professor Smith abzuwarten, ehe man weitere Schritte thue. Ueber die dogmatische Lehrweise des Dr. Candlish von den Erkenntnißquellen der Wahrheit wolle er sich hier nicht weiter auslassen. Daß aber Professor Davidson mit seiner Publikation nichts anders bezweckt habe, als bei der außerordentlichen Schwierigkeit der wissenschaftlichen Streitfrage über den mosaischen Ursprung des 5. Buches Mosis die Kirche von einem autoritativen Machtspruche zurückzuhalten, der die bestehenden Bedenken doch nicht aus der Welt schaffe, das sei bei dem tief christlichen Charakter des genannten Mannes außer Zweifel. — Auch Sir Henry Moncreif, der schärfste Widersacher von Professor Smith, konnte sich der Erwägung nicht ganz entziehen, daß, so lange der Smith-Fall schwebe, eine Initiative zu weiteren Untersuchungen nicht opportun wäre. Nach mehreren andren Rednern trat Dr. Begg auf und verwies für die Gefährlichkeit der fraglichen Anschauungen auf das warnende Beispiel Deutschlands. Die rationalistische Theologie habe in Deutschland die Kirchen geleert, und wenn man sie nach Schottland importire, so würden die Leute sich auch hier vom Gottesdienste fernhalten, weil sie „den deutschen Kehricht" (their german rubbish) nicht haben wollten. Dagegen wies Dr. W. C. Smith darauf hin, daß in Deutschland sich verschiedene Umstände vereinigt hätten, um die Kirchen zu leeren, lange ehe jene „speculativen Anschauungen" sich ausgebreitet hätten; obenan stehe die Verquickung der Staatsgewalten mit der Kirche, und die beklagenswerthe todte Orthodoxie, die auf den deutschen Kanzeln geherrscht habe.

Nach siebenstündiger heißer Debatte wurde der Antrag schließlich mit 36 gegen 26 Stimmen verworfen. Wenn somit auch für den Augenblick die drohende Gefahr eines Risses innerhalb der Freien Kirche Schottlands abgewendet ist, so bleiben die Differenzen doch bestehen und drängen mit Gewalt früher oder später zu einer Lösung. Möchten die schottischen Brüder sich hüten, mit der Wucht eines synodalen Majoritätsbeschlusses kritische Detailfragen entscheiden zu wollen, die der besonnenen Prüfung einer conservativen Kritik der kirchlichen Wissenschaft vorbehalten bleiben müssen. (N. Ev. Kztg.)

Literarisches. — Neue Vierteljahrsschrift. Zur Besprechung zugeschickt wurde uns das erste Heft einer neuen Vierteljahrsschrift: „Teologische Studien aus Würtemberg", die sich der Aufmerksamkeit auch unsrer amerikanisch deutschen evangel. Prediger empfiehlt. Die Zeitschrift soll in erster Linie ein Organ für die wissenschaftliche Thätigkeit der würtembergischen Geistlichen selber sein, dann aber der Kirche auch in weiterm Kreise dienen. Sie wünscht keiner einzelnen Richtung ausschließlich zu dienen, sondern glaubt, daß es für Würtemberg noch möglich ist, daß die verschiedenen theologischen Richtungen an der Lösung der wissenschaftlichen Aufgabe zusammen arbeiten. Die Principien, nach denen das Zusammenwirken geschehen soll, unter deren Aufrechterhaltung ein Zusammenwirken allein möglich ist, sind gesund. Es sind die beiden Grundgedanken: einmal, daß die Theologie zuletzt der Kirche dienen muß und darum mit dem Glaubensgeiste der Kirche nicht zerfallen darf, sodann: daß die Wissenschaft sich über Weg und Ziel ihrer Forschung vor ihrem eigenen Gewissen zu legitimiren hat. Fragen des praktischen Amtes sollen garnicht, solche aus der praktischen Theologie nur ausnahmsweise in Behandlung kommen, die übrigen Gebote der Theologie sollen möglichst gleichmäßig berücksichtigt werden. Das vorliegende Heft entspricht den gegebenen Versprechungen recht wohl. Die darin dargebotenen Aufsätze sind folgende: Hermann, Mittheilungen über Prof. Dr. Landerers dogmatische Vorlesungen. Demmler, Christus und der Essenismus. Lökde, zur paulinischen Lehre von der Auferstehung. Jaeger, zur Lehre von der stellvertretenden Genugthuung. Die Aufsätze machen sämmtlich den wohlthuenden Eindruck wissenschaftlicher Klarheit und kirchlicher Treue. Der Zeitschrift ist auch in unsern Kreisen der beste Erfolg zu wünschen. Pastor A. Zeller in Buffalo erbietet sich, Bestellungen auf die Zeitschrift anzunehmen und den Import zu besorgen. Preis: jährlich $2.00.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang VIII. Juni 1880. Nro. 6.

Eingesandt auf Wunsch der Tiffiner Pastoralkonferenz (im dritten Distrikt), von P. Enslin.

Ueber den Sturz des Satans in seinem Verhältniß zum Schöpfungswerke.

(Schluß.)

In den Wassern unter der Feste vollzieht nun Gott eine neue Scheidung. Das Resultat derselben ist im dritten Tagewerk mit Erde oder Trocknem und Meer, oder Sammlung von Wassern bezeichnet. Zugleich entkeimen der Erde die Pflanzen, ohne daß ein neues Tagewerk erfolgte. Es scheint uns dies natürlich, da mit dem Setzen von Trockenem und Flüssigem auch ihre organische Einheit in der Pflanzenwelt entstehen mußte. Bis jetzt vollzog sich somit das Schöpfungswerk in drei großen Scheidungen. In der ersten schied Gott zwischen Licht und Finsterniß. Diese Finsterniß wird im zweiten Tagewerk von neuem geschieden in Wasser über und unter der Feste. Die Wasser unter der Feste treten im dritten Tagewerk wieder auseinander in Erde und Meer. Die Einheiten, zwischen welchen Gott bisher schied, waren bloße Mischungseinheiten. Die Einheit dagegen, welche am Ende des dritten Tagewerkes in den Pflanzen auftaucht, ist eine organische. Der Fortschritt ferner im Schöpfungswerke ging von Peripherischem auf Centrales. In drei immer enger gezogenen concentrischen Scheidungen rückt Gott dem Mittelpunkte näher. Wir erwarten nun, daß nach einer vierten, noch centralern Scheidung, der Kern und Stern der Welt auftauche, um dessentwillen überhaupt die Schöpfung begonnen wurde: mit einem Worte, daß der M e n s ch jetzt entstehe. Denn die Vorbedingungen zu demselben sind vorhanden. Die Erde ist vorhanden, die er beschreiten, die Pflanzenwelt, aus der er allein seine Nahrung nehmen soll; über ihm wölbte sich ein Himmel, der von dem reinsten, aus Gott selbst unmittelbar quellenden Lichte strahlt. Was hindert es, daß er jetzt werde? Ja, wenn der Leser diese Vorbedingungen zu äußerlich gefaßt findet, so laden wir ihn ein, einen kurzen Streifzug mit uns in die Farbenlehre Göthes zu unternehmen und von dort, mit neuer Beute beladen, zur Untersuchung zurückkehren.*) Derselbe läßt in seiner Farbenlehre XIII 197 ff. die Grundfarben blau und gelb in folgender Weise entstehen: Ein helles Rund auf

*) Wenn wir Göthes Farbenlehre anführen, so haben wir es blos mit den Phänomenen, nicht mit der Erklärung derselben zu thun: Gelb und Blau wird Grün geben, in der Undulations- wie Emanations-Theorie.

schwarzem Grunde, durch ein convexes Glas betrachtet, erscheint mit blauem Farbenrande; ein schwarzes Rund auf hellem Grund unter derselben Bedingung, zeigt einen gelben Farbenrand. Im ersten Falle wurde Licht über Finsterniß geführt und diese dadurch aufgehellt, dies erzeugte Blau; im andern Falle Finsterniß über das Licht und dies dadurch getrübt, dies erzeugte Gelb. Wenn nun Gelb und Blau selbst wieder ineinander treten, so entsteht Grün; ist der Gegensatz aber zwischen beiden ein sehr energischer, so wird das Grün zu einem dunklen Purpurroth. Wir werden somit sagen dürfen, das Grün ist die schwächere Einheit von Gelb und Blau, das Roth dagegen die stärkere. Das Grün aber entstand in dieser Stufenfolge: 1. Setzen von Licht und Finsterniß. 2. Mischung beider, wodurch getrübtes Licht, Gelb, und aufgehellte Finsterniß, Blau, entstand. 3. Neue Mischung beider, sich in Gelb und Blau bereits vermittelnder Gegensätze. 4. Zustandekommen ihrer ersten Einheit in Grün. Eine noch gesteigerte Einheit beider würde das Purpurroth zum Resultat haben.

Dem Leser wird die Analogie dieser Reihe mit den drei bisher behandelten Schöpfungstagewerken nicht entgehen. Ohne gerade beide minutiös aufeinander anpassen, oder gar das Schöpfungswerk mit einem Farbenmischungsprozeß vergleichen zu wollen, werden wir doch sagen dürfen: daß wie das Grün uns als die gesteigerte Einheit von Licht und Finsterniß erschien, so auch die Vegetation, nach vorhergehenden bloßen Mischungseinheiten, als erste höhere organische Einheit derselben Gegensätze auftrat. Wir behaupten ferner, daß mit der Pflanzenwelt die Vorbedingung zur Entstehung des Menschen gegeben sei, und unternahmen gerade, um dies tiefer zu begründen, den kleinen Exkurs in die Farbenlehre. Wir erfuhren da, daß auf das Grün eine noch viel stärkere Ineinsbildung der Gegensätze, Lichts und Finsterniß, im Purpurroth auftauche. Ist daher Grün vorhanden, so entsteht bei weiterm Fortschritt nothwendig Purpurroth. Dies auf das Schöpfungswerk übertragen, lautet: Ist die Pflanze vorhanden als erste organische Einheit der Gegensätze, so entsteht bei weiterer Fortbildung eine noch tiefere organische Einheit, die wie die Pflanze das Grün, so nun ihrerseits das Roth zu ihrer Begleitung hat. Diese auf die Pflanze folgende noch höhere organische Einheit aber wäre der M e n s ch. Steht es nun nicht hiemit in überraschendstem Einklang, daß dieser Mensch Adam heißt, von אָדַם roth sein? Nicht blos also deßhalb postuliren wir die Entstehung des Menschen unmittelbar nach dem dritten Tagewerk, weil derselbe nur in dem Pflanzenreich seine Nahrung fände, sondern auch, weil der Exponent, unter dem die Pflanze erscheint, das Grün, den Exponenten des Menschen, das Roth mit unwiderstehlich reißender Consequenz verlangt. Geschieht deßhalb ein Fortschritt, so wird derselbe den bezeichneten Weg einschlagen. Die tiefste und letzte organische Einheit der Gegensätze, deren Vorstufe bereits in der Pflanze entstand, wird nun am Menschen verwirklicht werden. In dieser Zuversicht wenden wir uns an das vierte Tagewerk.

Wie finden wir uns hier enttäuscht? Wir lesen die Erschaffung von Him=

melskörpern, von Sonne, Mond und Sternen. Wie reimt sich dies zu allem Vorhergehenden? Bisher fanden wir in den drei Tagewerken einen stufenweisen Fortschritt von Peripherischem zu Centralem, und glaubten, daß mit einer vierten und letzten concentrischen Scheidung der Kern und Stern der Welt auftauchen werde. Statt dessen sehen wir die Schöpfungsthätigkeit Gottes wieder ganz in's Peripherische umschlagen. Zwischen den drei ersten Tagewerken herrscht vollkommener Zusammenhang; das folgende setzt immer da ein, wo das vorhergehende stehen blieb; wo aber ist der Zusammenhang zwischen drittem und viertem Tagewerk? Zwischen drei und vier ist nicht nur kein Fortschritt, sondern ein unvermittelter Sprung, ein abruptes Verlassen des früheren Weges, ja noch mehr als das, ein Rückschritt. Denn der Lichtfunke ist doch weniger als das einheitliche compakte Licht; der Lichttropfen weniger als das einheitliche Lichtmeer. Wozu schafft Gott einzelne Lichtkörper, in Sonne, Mond und Sternen, wenn das seit dem ersten Tagewerk vorhandene einheitliche Licht viel vollkommener und einheitlicher wirken mußte, als die an einzelne Körper nunmehr vertheilte und eben deßhalb geschwächte Lichtaktion? Das vierte Tagwerk ist zwar die vermehrte, aber wahrlich nicht verbesserte Auflage des ersten. Man sage nicht: Gott schuf zuerst das allgemeine Licht am ersten, am vierten Tage dagegen die besonderen Lichter. Stände aber eins und vier in diesem Verhältniß, so müßte auf das erste Tagewerk auch unmittelbar das vierte als zweites folgen. Daß aber Gott von dem ersten zum zweiten und dritten Tagewerk übergeht, und dann statt den letzten entscheidenden Schritt zu thun, wiederum gleichsam sich selbst corrigirend zurückkehrt und mit dem vierten Tagewerk etwas in Angriff nimmt, was mit dem ersten bereits absolvirt war, dies läßt uns vermuthen, daß hier zwischen dem dritten und vierten Schöpfungstage der Sturz des Satans eingekommen und jene Deroutirung der göttlichen Schöpfungswege erzeugt habe.

Unsere Vermuthung wird zur Gewißheit, sobald wir folgendes bedenken: Wollen wir finden, welche Welt Gott zu erschaffen beabsichtigte, so haben wir unser Augenmerk auf jene neue Erde und jenen neuen Himmel zu richten, die am Ende der Dinge auftauchen und uns die ursprünglichen Plane Gottes klar und offen enthüllen. Von der herrlichen Himmelsstadt, die uns hier geschildert wird, heißt es Offbg. 21, 23: Die Stadt bedarf keiner Sonne noch des Mondes, daß sie ihr scheinen, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie und ihre Leuchte ist das Lamm. Zwischen Gott und sein Ebenbild soll sich kein Planetensystem, keine Sonne und Mond, kein Fixsternhimmel mit abenteuerlichen Constellationen drängen. Er selbst will seiner Welt in unmittelbarer Weise beiwohnen und ihr das Licht, nicht auf Umwegen, durch Vermittlung von Gestirnen zufließen lassen. Dies ist der Idealzustand, den er beabsichtigt, und wenn er sich an die Schöpfung begibt, so steuert er auf diese vollkommene Welt los. Es ist uns nicht erlaubt, anzunehmen, daß der, welcher nur das Vollkommenste und Beste will, von sich selbst, ohne durch äußere Gründe veranlaßt zu sein, unvollkommenere und bedingtere Weltverhältnisse setzt. Der Erreichung nun des höheren Zieles, das er sich gesetzt hat, stand er nahe am Ende

des dritten Schöpfungstages. Hier sehen wir noch eine Erde, welcher das aus Gott selbst unmittelbar quellende Licht leuchtet, die keine Sonne bedarf, um den reichsten Pflanzenwuchs entkeimen zu lassen. Statt daß nun Gott diese einfachen und vollkommenen Urverhältnisse krönt durch die Erschaffung des Menschen, setzt er die viel complicirtern und bedingtern und eben deßhalb später aufzuhebenden planetarischen Verhältnisse.*) An dem Eintritt dieser unvollkommeneren Zustände kann nicht er schuld sein. Wer soll es sein? Es bleibt keine andre Wahl als hier den Sturz des Satans eintreten zu lassen, um diese Modifikation des göttlichen Schöpfungsplanes zu erklären.

Betrachten wir nun das Planetensystem selbst, so werden wir in unsrer bereits erlangten Gewißheit bestärkt. Mit Sonne, Mond und Sternen ist unmitelbar Kreislauf, Rotation, gesetzt. Was ist aber Rotation anders als der Ausdruck eines Kampfes zwischen Centrifugalität und Centripetalität? Durch wen anders aber kann in die zu Gott hingeschaffene Welt der Trieb der Gottesflucht gekommen sein, als durch den, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, jedes Wesen von dem Lebenscentrum zu trennen, loszureißen und zu decentralisiren und eben dadurch zu vernichten: der deßwegen der Mörder heißt von Anfang? Mit Recht werden wir deßhalb die Rotation der wie in Geburtswehen kreisenden Planetenwelt auf die, durch den Sturz Satans in der Welt ausgekommene Gottesflucht zurückführen dürfen.

Wenn also irgendwo diese Katastrophe stattgefunden hat, so ist die Kluft zwischen drittem und viertem Schöpfungstagewerke die einzig passende Stelle für dieses Ereigniß.

Der Einwurf nun, wenn der Sturz Satans wirklich dort zu suchen sei, so müßte doch etwas davon gesagt sein, trifft uns nicht. Die Schrift sagt überhaupt nichts von diesem Sturze; es ist somit kein Grund vorhanden, daß sie zwischen dem dritten und vierten Tagewerk hier etwas davon aussage, als an einem andern beliebigen Punkte, wo vielleicht ein Anderer dieses Ereigniß vermuthen möchte. Ebensowenig gilt der andere Einwurf, Gott hätte nicht auch am Schlusse des vierten Tagewerkes finden können, daß alles sehr gut sei. Denn das Thun Gottes, als ein absolut Gutes, kann nicht durch die Relationen, in denen es erscheint, ein schlechtes werden; auch wird man Thaten, durch welche eine gestörte Ordnung wieder hergestellt wird, doch wohl auch als gute bezeichnen können.

Welchen Einfluß hatte nun der Fall Satans auf den weitern Verlauf des Schöpfungswerkes? Das Licht des ersten Tages erscheint uns am vierten in Lichter zersplittert. Daß nun auch die Erde eine ganz andre geworden ist, versteht sich von selbst, da sie ja nun als Glied eines Planetensystems auf-

*) Nur eine Existenz, die in der ältesten Vergangenheit wurzelt, ragt auch in die fernste Zukunft hinauf. Gerade aber weil in dieser fernsten Zukunft, wie sie die Apokalypse schildert, für die Planeten- und Gestirnwelt keine Stätte mehr gefunden wird, dürfen wir den sichern Rückschluß machen, daß dieselben nicht in jenen Tiefen der Vergangenheit wurzele, daß sie nicht das von Gott ursprünglich gewollte, sondern etwas zwischenein gekommenes sind. Sie sind nicht der Bau, sondern das nothwendig gewordene Gerüst zu demselben, das deßhalb abgebrochen wird, sobald es seinem interimistischen Zwecke gedient hat. Dies ist der Schriftbeweis für unsere Ansicht.

taucht. Wie ist ihre Wandelung zu denken? Um dies ausfindig zu machen, benützen wir den schon oft ausgesprochenen Parallelismus zwischen der ersten und zweiten Dreiheit der Schöpfungstage. Ihm gemäß verhält sich eins zu zwei zu drei, wie vier zu fünf zu sechs. Hieraus ziehen wir eine neue Proportion und geben derselben folgenden streng mathematischen Ausdruck: das einheitliche Licht des ersten Ternars verhält sich zu der Erde desselben Ternars wie die zersplitterten Lichter — Sonne, Mond und Sterne — des zweiten Ternars, sich verhalten zu der Erde desselben zweiten Ternars. Daß X nun dieses vierten Gliedes ist aus den drei andern Gliedern der Proportion zu bestimmen. Offenbar wird dieselbe Modifikation, welche das erste Licht in Lichter wandelte, auch die erste Erde entsprechend verwandelt haben. Wir wiederholen somit jene Proportion in folgender verbesserter Weise: Licht und Erde des ersten Ternars verhalten sich wie das in Lichter zersplitterte erste Licht zu der in Erden zersplitterten ersten Erde. Wie also am Himmel das Licht des ersten Ternars im zweiten Ternar in Lichter zersplittert erscheint, so die Erde des ersten Ternars in die Erden des zweiten Ternars. Oder: mit dem Auseinandergehen des Lichtes in Lichter, ist ein Auseinandergehen der Erde in P l a n e t e n gesetzt. Also erst von diesem vierten Tagewerke datirt die Planetenwelt und somit auch die planetarische Erde. Diese letztere mag sich zu der des ersten Ternars vielleicht analog verhalten haben, wie die thierischen Zwergarten der Gegenwart zu den Riesengeschlechtern vor der Sündfluth. Wem nun unsre Folgerungen zu überraschend oder zu kühn vorkommen möchten, dem geben wir zu bedenken, daß er dieselben Aenderungen der früheren Erde, die wir hier nur in organischem Zusammenhang zu bringen suchten, dennoch auch annehmen müsse. Ohne gerade auf astrologische Grillen anspielen zu wollen und etwa zu sagen, daß der Erdball mit Erschaffung der Luna vielleicht nicht weniger umgewandelt ward, wie Adam durch die Schöpfung seiner Heva, steht doch fest, daß vom vierten Tagewerke an die Erde nicht mehr dasselbe ist wie früher.

Vorher, am Ende des ersten Ternars, war sie der einheitliche und einzige Gegensatz, der die Wirkung des einheitlichen Lichtes empfing. Jetzt aber, wo diese beiden einfachen Polaritäten in eine Vielheit auseinander splitterten, wird sie zu einem Theil des Planetensystems und empfängt deßhalb auch nur einen Theil der früher ganzheitlich wirkenden Lichtkraft. Mit der Entstehung der Sonne ferner beginnt für sie unmittelbar der Kreislauf um dieses Gestirn. Sie, und was auf ihr ist, hängt nun ab von den Zeichen und Zeiten, die durch die Gestirnwelt bestimmt werden. Vollkommene Abschwächung der früheren Wechselwirkung, die tiefste Bedingtheit durch die neu eingetretene planetarische Bezüglichkeit, hat nun für die Erde begonnen Sie ist eine völlig andere. Während sie früher Mittelpunkt der Welt war, ist sie jetzt nur noch die höhere organische *) Mitte eines Systems dieser Welt, nämlich des Planetensystems, aber auch noch als solche würdig, die Wohnstätte des Ebenbildes zu werden. Wie nun „ein geschäftig Treiben" mit der Gestirnwelt am Himmel erwacht, so

*) Orion v. E. A. v. Schaden, Beilage S. 322.

beginnt es sich nun auch mit dem fünften und sechsten Tagewerk auf der Erde zu regen und zu bewegen in Wasser, Luft und auf dem Lande. Die Thiere werden geschaffen. Wie wir die Lichtervielheit des vierten Tages auf die in Folge des Sturzes eingetretene Zersplitterung des Urlichtes zurückführten, so müssen wir auch die Vielheiten der thierischen Einzelleben von der Zertrümmerung eines einheitlichen Urlebens herleiten. Dieses Urleben ist freilich noch nicht vorhanden gewesen, aber die Vorbedingungen dazu waren gegeben. Am Ende des dritten Tages, sagten wir, sollte die letzte Scheidung eintreten, wodurch der Mensch, das beabsichtigte einheitliche Urleben, entstanden wäre. Die für ihn bestimmten Lebenskräfte in Wasser, Luft und Land waren vorhanden, und warteten nur des letzten göttlichen Schöpferwortes, um sich zusammenzuschließen und dadurch das Ebenbild zu constituiren. Dieses letzte Wort ertönt nicht wegen des eintretenden Falles. Eine Fülle von Kräften bleibt somit vakant und steht in Gefahr, vom Satan in widergöttlicher Weise usurpirt zu werden. Dem beugt nun Gott vor, indem er dieselben in die manigfaltigsten Formen und Bedingtheiten thierischer Existenzen bannt, und sie durch eine Art von höherm chemischen Prozeß solideszireu läßt, und prezipitirt. Hiemit sind sie für immer jedem höhern geistigen Einflusse von Seiten Satans entzogen.

Und nun erst, nachdem in allen Reichen der Schöpfung durch die ordnende Hand Gottes tüchtig aufgeräumt worden ist, entsteht der Mensch, le lendemain d'une bataille, wie St. Martin sagt. Man sieht, wie die so schwierige zweite Dreiheit des Schöpfungswerkes durch die Annahme eines zwischeneingekommenen Sturzes sich auf das Leichteste und Naturgemäßeste zurechtlegt. Die Schwierigkeiten, Sonne, Mond und Sterne zu erklären, nachdem das Licht bereits vorhanden ist, und alle Künsteleien, die hiebei oft angewendet werden, fallen ganz weg. Wir brauchen nicht anzunehmen, daß die Gestirne erst am vierten Tage die dichte Nebeldecke, welche die Erde einhüllte, durchbrochen haben; auch mit Hofmann, Schriftbeweis S. 244, das Entstehen der Pflanzenwelt vor dem der Gestirne dadurch zu rechtfertigen, daß der Bericht, nach Abschluß der ersten Reihe sondernder Schöpfungen mit der Pflanzenwelt, zu der Bildung selbständiger Körper übergehe, daß Moses aber blos, um die zweite Reihe selbständiger Körper von der ersten Reihe zu trennen, also diesem dürren Schematismus zu liebe, jenen gewaltigen Anachronismus begangen habe, die Pflanzenwelt vor der Gestirnwelt entstehen zu lassen, ist keine genügende Entschuldigung. Auf die hebräische Erzählungsweise, Gen. 2, 8. 9, wo die Vorgänge erzählt werden ohne Rücksicht auf die Zeitfolge erst an der Stelle, wo der Fortgang der Erzählung ihrer bedarf, kann man sich nicht berufen, um es wahrscheinlich zu machen, daß die Pflanzen dennoch nach den Gestirnen erschaffen wurden, obgleich sie im Schöpfungsbericht vor denselben zu stehen kommen. Die Aufzählung der Tagewerke mit eins, zwei und drei u. s. w. hebt nicht blos hervor, wie viel Gott geschaffen, sondern auch in welcher chronologischen Ordnung. Diese Ausflucht, die vielleicht Jemand ergreifen möchte, ist somit unmöglich. Dachte vielleicht Hofmann hieran, wenn er sagte, es sei für den Bericht von keiner Bedeutung, „daß die Erde ihre Pflanzenwelt schon gehabt habe, ehe sich der Himmel mit dem Heere seiner

Sterne schmückte." Aber auch sein Schematismus paßt nicht. Die zweite Reihe führt die Bildung selbständiger Körper ein und beginnt mit den Gestirnen, „die sich in vorgeschriebenen Bahnen bewegen." Unter ihnen sind doch auch die Fixsterne, welche sich nicht bewegen, vielmehr an Ort und Stelle gebunden sind wie die Pflanzen; sie gehörten also wie diese in die erste, und nicht in die zweite Reihe. Die Erde ferner, als ein in vorgeschriebener Bahn sich selbständig bewegender Körper, mußte in der zweiten Reihe stehen, wir finden sie aber in der ersten. Unsre Ansicht hilft leicht über alle diese Schwierigkeiten weg. Sie erklärt auch das Auftreten der Thierwelt, die nach der gewöhnlichen Auffassungsweise als etwas höchst überflüssiges erscheint, denn der Mensch bedarf ihrer nicht, wohl aber des Pflanzenreiches zu seiner Nahrung. Er soll die Thiere beherrschen, ein Beweis, daß sie der Herrschaft bedürfen, daß somit auch in ihnen ein Trieb des Centrifugalen herrscht, dessen Bändigung jedoch hier in die Hand des Menschen gelegt ist. Mit der Namengebung prägt er ihnen gerade sein königliches Herrschaftssiegel auf, sonst aber spielen dieselben im Paradiese eine durchaus müßige Statistenrolle. Ja, daß dieselben erst Bedeutung gewinnen mit dem Eintritt der Sünde, weil der Gefallene ihrer bedarf zum Opfer, und der Geschwächte zur stärkenden Speise, rechtfertigt nicht wenig den Zusammenhang, in den wir sie mit dem Sturze Satans brachten.

Wir hätten somit das Wo und Wann des satanischen Falles bestimmt und gefunden, daß derselbe im Laufe der Schöpfung, zwischen dem dritten und vierten Tagewerke, vorgekommen sei.

Die dritte Frage nun, ob er in der Zeit nach der Schöpfung zu suchen sei, hätte sich hiemit von selbst erledigt. Indessen wollen wir doch noch etwas dabei verweilen. Der Dogmatiker Hollaz sagt vom Sturze der bösen Engel*) Lapsi sunt non intra hexaemeron creationis, sed eo absoluto Gen. 1, 31. Ante lapsum primorum hominum, secunda orbis conditi hebdomade, incertum qua die. Zu dieser Ansicht verleitete ihn die Stelle: Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut. Außer dem, was wir hier schon früher dagegen erwähnten, daß nämlich das Thun Gottes und seine Werke nicht schlecht würden durch Bezugnahme auf einen zwischeneingekommenen satanischen Sturz, läßt sich doch noch folgendes hiegegen einwenden: Satan erscheint in der Apokalypse als ein kosmisches Wesen, seinem Sturze muß somit auch eine kosmische Tragweite gegeben werden. Hiezu fehlt aber in der Zeit nach der Schöpfung bis zum Fall des Menschen jegliche Andeutung. Ferner: hätte der Mensch diese Katastrophe selbst noch miterlebt, so hätte er als Geistwesen von diesem Vorgang im Reich der Geister nicht unberührt bleiben können. Schon da hätte er sich somit müssen veranlaßt fühlen, entweder gottgemäß oder widergöttlich sich zu bestimmen. Dann hätte jedoch die spätere Geschichte mit dem Versuchungsbaum nicht mehr eintreten können. Diese Meinung von Hollaz hat somit den geringsten Halt. Wir bleiben daher bei der unsrigen stehen, bis wir bessere Gründe finden, uns anders zu entscheiden.

*) Schmids Dogmatik S. 165.

Diese Ansicht, welche wir hiemit entwickelt haben, entlehnten wir den Werken des verewigten E. A. von Schaden, vorzugsweise seinem Dialoge Orion oder über den Bau des Himmels. Hier führt dieser wenig berücksichtigte, aber gewaltige Philosoph die Entstehung des Fixsternhimmels auf einen urweltlichen Sturz zurück. Was er hier leistet, wurde von der Philosophie bis jetzt ignorirt und noch nicht widerlegt. Sollte es uns gelungen sein, seine Anschauung nun auch dem Theologen und Schriftforscher wahrscheinlich gemacht zu haben, so ist der Zweck dieser Studie erreicht, die wir hiemit einem gottliebenden Leser zu weiterem Nachdenken empfohlen sein lassen.

Die Versuchungsgeschichte, Gen. 3.

(Fortsetzung.)

Haben wir aber nun den Ausdruck „Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen" als eine symbolische Bezeichnung gefaßt für die Erkenntniß des Guten und Bösen selbst, so nöthigt uns die Consequenz noch weiter. So ist auch das göttliche Gebot: „Ihr sollt essen von allen Bäumen des Gartens" nicht in seiner buchstäblichen Fassung zu belassen. Es enthält nicht blos die Erlaubniß für den Menschen allerlei Baumfrüchte zu essen, sondern es enthält Erlaubniß und Gebot für den Menschen zugleich, alle denkbaren, sinnlichen und geistigen Genüsse, die seine Umgebung, die Erde, ihm bietet, sich zu eigen zu machen. Die ursprüngliche einfachste Lebensform des Menschen, durch die er für die Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse hauptsächlich auf den Genuß von Baumfrüchten angewiesen war, bildet also nur das Substrat für die Schilderung seines Urstandes, und es ist durchaus keine Veranlassung, daß die Beschränkung auf den Genuß von Baumfrüchten nothwendig zur Aufrechterhaltung des Urstandes angesehen worden sei. Hierin liegt denn zugleich auch noch die fernere Andeutung, daß, da als einzige Bedingung für die Bewahrung des Urstandes die Enthaltung vom Genuß des Baumes der Erkenntniß des Guten und Bösen gefordert wird, die Bewahrung des paradiesischen Zustandes nicht an das Verweilen an bestimmter Localität, in der Umgebung der vier Paradiesflüsse geknüpft ist, sondern daß der Urzustand auch unter localen Veränderungen, mit denen zugleich eine Veränderung der Lebensweise verbunden sein mochte, aufrecht zu erhalten gewesen wäre, daß also unter dem Garten Eden überhaupt nicht nur der ursprüngliche günstig situirte Heimathsort des Menschengeschlechtes zu verstehen ist, sondern die ganze Erde, soweit sie nicht von dem unheilvollen Einflusse der menschlichen Sünde befleckt worden ist.

Das ist der Urstand, welchen unser Schriftabschnitt als Ausgangspunkt an die Spitze der menschlichen Entwickelung stellt. Ein Leben unter den günstigsten äußeren Naturbedingungen, eine äußere wie innere Bedürfnißlosigkeit, eine Unentwickeltheit aller Kenntnisse und Kräfte, aber eine Befähigung zu jeder leiblichen und geistigen Kraftentwickelung, verbunden mit dem Bewußtsein, dazu berufen zu sein, vor allem eine unabgestumpfte Empfänglichkeit für das Verständniß der Sprache Gottes, eine Freiheit durch nichts beschränkt als

durch das sittliche Gebot, cf. Röm. 2, 14, sich selbst gleich und in der Ebenbildlichkeit Gottes gut zu bleiben, alles Böse aber als erkannte Möglichkeit von sich zu weisen und endlich eine Aussicht zu einer Entwickelung, die in's ewige Leben mündet.

Nun wie kommt es, daß die Weiterentwickelung dem Anfange nicht entspricht? Die Schlange war listiger als alle Thiere auf dem Felde und sprach zum Weibe 2c. Gehören nach der Tendenz unsres Schriftabschnittes die beiden Bäume, der des Lebens und der der Erkenntniß des Guten und Bösen, nur zur Versinnbildlichung einer geistigen Wahrheit, so fordert die Consequenz, daß wir auch in dem Auftreten der Schlange nur die Veranschaulichung eines geistigen Hergangs sehen. Die altkirchliche Erklärung erkannte dies bereitwillig an, indem sie in der Schlange das Bild der ἡδονή, der bösen Lust, erblickte. In ihrem Interesse, die geschichtliche Realität des Hergangs nicht in Allegorie auflösen zu lassen, hat die protestantische Theologie sich genöthig geglaubt, das Auftreten einer wirklichen Schlange zu postuliren, und nur darüber hat man geschwankt, ob das Thier damals schon die Gestalt und Art der gegenwärtigen Schlangen an sich getragen, oder ob sie damals Füße gehabt, aufrecht gegangen sei und sprechen gekonnt habe; einige behaupten sogar, das Wort nachasch bedeute gar nicht Schlange, sondern es sei ein menschenähnliches Thier, der Affe, damit gemeint. Das letztere ist aber nur eine vereinzelte Sonderbarkeit, und im allgemeinen läßt man's bei der Schlange bewenden, indem man das Befremdliche, daß eine Schlange spreche, „selbstverständlich" als ein Wunder des Satans bezeichnet. Was einem recht ist, ist dem andern billig; erlaubt sich die orthodoxe Exegese mit ihrem: „selbstverständlich der Satan," eine Freiheit der Interpretation, ohne dafür den Vorwurf des Rationalisirens acceptiren zu wollen, so erlauben wir uns nach der andern Seite dieselbe Freiheit. Wenn hier ein Naturwesen redend eingeführt wird, so ist dies „selbstverständlich" in demselben Sinne zu verstehen, wie es überall zu verstehen ist, wenn die Kreatur als zum Menschen redend eingeführt wird. Gibt es denn nicht ein Reden der Kreatur zum Menschen? Deutet nicht der Apostel, Röm. 8, die stumme Sprache der Kreatur als ein Mitseufzen und Mitsehnen? Erzählen nicht die Himmel die Ehre Gottes? Da ist keine Sprache noch Rede und kein Hören ihrer Stimme? Die Kreatur spricht zum Menschen dadurch, daß sie Gedanken und Empfindungen im Menschen in Bewegung setzt, die der Mensch, der Interpret der Schöpfung, sich in Worte übersetzt. Wie die orthodoxe Erklärung sagt, die Schlange habe an sich nicht sprechen können, sondern nur dadurch, daß der Teufel ihr Worte verliehen, so sagen wir einfach, die Schlange hat dadurch gesprochen, daß das Weib ihr Worte verliehen; was die Schlange spricht, empfindet das Weib. Das wird doch wohl zugestanden werden, daß in unsrer ganzen Darstellung der Satan direkt nicht mit in's Spiel gezogen wird, die göttliche Strafordnung bleibt bei dem Strafverhängniß über die dem Thierreiche zugehörige Schlange stehen. Die Schlange tritt also in unserm Abschnitte keineswegs als ein Organ Satans, des gefallenen Engelsfürsten auf, sondern als eine Repräsentantin der niederen kreatürlichen Welt.

Von der niederen unpersönlichen Kreatur aus geht ein zum Bösen sollicitirender Reiz auf den Menschen aus, der freilich erst dadurch, daß er in die Menschenbrust eindringt und dort Worte gewinnt, den Charakter des Bösen selber erhält. Die Natur an sich ist weder gut noch böse; sie ist gut, alle Kreatur Gottes ist gut, weil sie ist, wie sie sein soll; aber sie ist auch nicht gut im Sinne der Gottesebenbildlichkeit, der Gegensatz des sittlich Guten und Bösen findet sich nicht in ihr, denn sie ist nicht frei. Aber die Analogien des Guten und des Bösen finden sich in ihr, und sie lehren den Menschen, was gut und was böse ist. Die ganze Natur ist ein Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, daran er den Gegensatz von gut und böse vor Augen haben kann. Wir erinnern an Schillers Distichon:

> Willst du das Höchste und Schönste, die Pflanze kann es dich lehren,
> Was sie unbewußt ist, sei du es wollend, — das ist's.

Und um bei der Schrift stehen zu bleiben: Die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde mögen den Menschen die heitere Sorgenlosigkeit, die Ameise mag ihn Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit lehren, der Zugvogel den Gehorsam gegen die sichere Leitung des höheren Triebes, der Ochs und der Esel die Anhänglichkeit und Dankbarkeit für erfahrene Wohlthat u. a. Wie aber die Analogien des Guten in der Kreatur vorliegen, so auch die Analogien des Bösen. Die Analogien des Bösen finden sich in der niederen Kreatur in ihrer abschreckendsten Gestalt. Was beim Menschen die häßlichste Sünde ist, das findet sich in der niederen Kreatur als beharrender Charakter einzelner Thiergattungen, mit der Gewalt des Instinctes ihnen eingeprägt, zum Theil schon in den furchterregenden entsetzlichen Physiognomien der Bestien sich aussprechend, daher denn auch die Natur die Symbole für das Böse in seiner intensivsten Gestalt darbietet. Satan wird der große Drache, die alte Schlange genannt, Apoc. 20, 2. So übt die Natur durch ihre Symbole des Guten und des Bösen einen zum Guten lockenden veredelnden und vom Bösen abschreckenden Einfluß auf den Menschen aus. Aber sie übt auch einen zum Bösen verführerischen Reiz aus, weil in ihr das Böse eben nicht als Böses, sondern als rein Natürliches vorhanden ist. Dieser verführerische Reiz der Natur ist es zunächst, der in dem Symbol der Schlange dargestellt ist, und welches treffendere Symbol hätte für diese verführerische Macht gewählt werden können als die schöne gleißende, scheue und tückische Giftige, die ja von der Natur selbst als das verkörperte Symbol des Bösen dargeboten ist. Recapituliren wir nun: Ist der Baum des Lebens kein wirklicher Fruchtbaum, so ist auch der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen kein wirklicher Baum, ist der Baum der Erkenntniß kein wirklicher Baum, so ist auch keine wirkliche Schlange aufgetreten. Das Auftreten der Schlange symbolisirt das Factum, daß sich dasjenige geltend gemacht hat, was eben unter ihrem Bilde symbolisirt ist. Die orthodoxe Erklärung sagt, Satan habe durch eine wirkliche Schlange mit dem Weibe geredet. Das verbietet sich uns, weil nach der Darstellung der Erzählung die Schlange neben oder auf dem Baume sich befunden hat, der Baum aber ist ein Begriff; eine wirkliche Schlange kann nicht

neben oder auf einem Begriffe gelegen haben. Wollte man hiergegen einwenden, dasselbe, was gegen die Anwesenheit einer wirklichen Schlange geltend gemacht werde, das ließe sich dann auch gegen die Anwesenheit des Weibes geltend machen, dann sei auch das Weib eine symbolische Figur und der Mann und am Ende der liebe Gott selber auch, so wäre diese Consequenz jedenfalls zu weit gezogen. Mit der Symbolisirung der Bäume und der Schlange ist die Nothwendigkeit, die ganze Erzählung in Allegorie aufzulösen und die Realität aller darin vorkommenden Figuren in's Symbolische zu verflüchtigen, keineswegs gegeben. Der Mensch ist Geisteswesen und gehört der geistigen Welt an, in einer symbolischen Darstellung ist es daher sehr wohl berechtigt, den Menschen in eine leibliche Beziehung zu einem symbolischen Gegenstande zu setzen, weil dadurch das geistige Inbeziehungtreten des Menschen zu dem geistigen Gegenstande dargestellt wird. Das liegt in den Gesetzen aller Allegorie oder bildlichen Ausdrucksweise. Wählen wir irgend ein Beispiel; Jesajas sagt: „ein Zaum der Irreführung wird gelegt an den Kinnbacken der Völker." Daß der Zaum der Irreführung ein Symbol ist, wird Niemand leugnen, folglich ist auch der Kinnbacken ein symbolischer Ausdruck; aber wie dürfte man daraus die Consequenz ziehen, daß dann auch der Ausdruck „Völker" allegorisch gefaßt werden müßte. So ist man nach den Gesetzen der Allegorie keineswegs genöthigt, die Allegorisirung auf die Personen von Adam und Eva auszudehnen; daß diese durchgängige Allegorisirung sich aus anderm Grunde verbietet, haben wir weiter oben bemerkt. Adam und Eva sind nach der Tendenz des Erzählers das concrete erste Menschenpaar, die Schlange aber ist die symbolische Darstellung der verführenden Macht.

Welche verführende Macht ist dies nun? Man sagt in möglichstem Anschluß an die orthodoxe Auslegungsweise, sie sei das Symbol Satans. Es würde dies nur eine geringe Modification der orthodoxen Exegese sein; beide Male würde das Resultat das gleiche sein, nämlich: „Satan sprach zum Weibe." Nur daß nach der orthodoxen Auslegung Satan durch eine wirkliche Schlange gesprochen, nach der symbolischen aber Satan direkt gesprochen hätte, ohne daß angegeben wäre, auf welche Weise und durch welche Vermittelung. Indeß, so sehr in letzter Beziehung die Darstellung unseres Kapitels mit der Gesammtanalogie des Glaubens in Bezug auf den Ursprung der Sünde in Einklang stehen muß: „Wer Sünde thut, der ist vom Teufel, denn der Teufel sündigt von Anfang," 1 Joh. 3, 8, und: „causa peccati est diabolus et voluntas malorum", cf. Aug. III, so fragt es sich doch, ob wir direkt schon bei dem Bilde der Schlange an den Satan zu denken haben. Warum denn verfällt man, um das Bild der Schlange zu deuten, auf den Satan? Offenbar weil man von der Voraussetzung ausgeht, daß die zum Bösen verführende Macht schon selbst etwas Böses sein müsse, und weil nun nach 1, 31 alles sehr gut war, so kann das Böse nicht innerhalb der diesseitigen Kreaturenreihe zu suchen sein. Deßhalb weiset man auch die Deutung der alten Kirche ab, welche unter der Schlange die ἡδονή, die Lust, verstand, indem man sagt, die Lust könne nicht der letzte Entstehungsgrund

des Bösen sein, weil die Existenz der Lust im Menschen immer schon wieder die Einwirkung eines bösen Princips auf den Menschen voraussetze, denn wie komme denn die Existenz der bösen Lust in den Menschen hinein, da er doch von Gott sehr gut geschaffen war. Man will eine Erklärung für die ursprünglichste Entstehung des Bösen haben und sagt, ihre Ableitung aus der Lust erkläre nichts; man fragt vielmehr: woher stammt denn die Lust? und deßhalb findet man hier in der Schlange den persönlich bösen Sollicitator der Lust, den Satan, dargestellt. So ist denn das Problem der Entstehung des Bösen auf ein transscendentes Gebiet verschoben aber keinesweges gelöst. Der Frage gegenüber: „wie ist denn nun das Böse in den Satan hineingekommen?" weiß man sich eher zu bescheiden. Das also ist unseres Erachtens der Grund, weßhalb man unter der redenden Schlange so selbstverständlich den redenden Satan hört.

Ist denn dem aber nun so, daß in der Darstellung unseres Kapitels die Schlange als ein solches Wesen erscheint, das den Charakter selbstverschuldeter Bosheit an sich trägt? Das läßt sich keineswegs behaupten. Alles war sehr gut, und die Schlange auch. Sie war listig vor allen Thieren des Feldes, darin ist noch nichts über ihre Bosheit ausgesagt. Sie fällt unter den göttlichen Fluch ebenfalls erst, nachdem der Mensch ihr Gehör gegeben. Es wird vielmehr unter ihrem Bilde eine zum Bösen reizende Macht symbolisirt, die an und für sich noch nicht böse ist, d. h. die das Wesen des Bösen an sich hat ohne dessen besondere Bestimmtheit, d. h. die böse ist ohne Zurechnung, Röm. 5, 14. Die Schlange ist ein Naturwesen, geschaffen von Gott wie jedes andere „nach seiner Art"; daß sie ein Geschöpf Satans sei, davon ist in unserm ganzen Kapitel keine Spur, und daß sie ihre List wo anders her habe als von Gott, auch keine. Die Schlange symbolisirt die in der Natur liegende zum Bösen verführende Macht, die an und für sich selbst noch nicht böse ist, die aber auf den Menschen keinen Einfluß gewinnen darf, wenn er nicht selbst böse werden will.

Worin liegt es denn, daß die Natur auf den Menschen solchen Einfluß auszuüben vermag, wie kann sie denn verführerisch zu ihm reden? Offenbar weil sie etwas ihr Verwandtes im Menschen in Bewegung zu setzen vermag. Gleiches vermag sich nur zu Gleichem in Beziehung setzen: „du gleichst dem Geist, den du begreifst." Der Mensch vermag die Stimmen der Natur zu hören, weil die Natur *seine* Natur ist, weil er selbst nach der einen Seite seines Wesens Naturwesen ist. Was ist denn eigentlich ein Naturwesen? Die Antwort ist einfach: es ist ein solches, bei welchem Wirklichkeit und Idee, Sein und Sollen auf unmittelbare Weise eins sind, das also nach der einen Seite unfrei ist, weil sein Sein nicht von seinem Willen abhängig ist, das aber ebenso auf der andern Seite frei ist, weil sein Wille durch kein Gebot beschränkt ist; das Naturwesen kann seinem Naturwillen, d. i. der Gesammtheit seiner Triebe, ungehemmt folgen, ohne damit ein ihm gegebenes Gebot zu übertreten. Solches Naturwesen ist der Mensch selbst nach der einen Seite seines Wesens auch, als solches findet er sich vor, was er in diesem Zustande

thut oder läßt, das ist weder gut noch böse, weder sittlich noch unsittlich, es ist eben natürlich. Die Sünde beginnt erst mit dem Lebendigwerden des sittlichen Gesetzes, wenn die durch dasselbe eingeschränkte Natur in ihrer Unbeschränktheit sich behaupten will, Röm. 7, 9.

Diese verführende Macht vernehmen wir aus den Worten der Schlange. Was die Schlange spricht, empfindet das Weib: „Sollte Gott gesagt haben, ihr sollt nicht essen von allen Bäumen des Gartens?" „Nicht von allen," das heißt nach hebräischer Redeweise „von keinem". Der Sinn der Frage ist nicht der: „Sollte Gott euch irgend welche Genüsse verwehrt haben?" sondern: „Sollte das wahr sein, daß Gott euch jeglichen Genuß verboten hat?" Es ist die Stimme der Unzufriedenheit, die im Weibe sich regt, der Unzufriedenheit darüber, daß ihr überhaupt irgend welche Beschränkung auferlegt ist. Schrankenlos frei bewegt sich jedes Wesen in der Welt, den Trieben seiner Natur folgend; auch im Menschen ist die Fülle, und zwar die reichste, der Triebe; kein Wesen ist mit solcher Vielseitigkeit der Triebe ausgestattet, keines mit so mannigfaltiger Kraft, dem Verlangen der eignen Natur zu genügen. Aber die Fülle der Kraft ist gezügelt und soll gezügelt bleiben durch das heilige Gebot. Daß auch im Menschen die Natur sich frei nach ihrem eignen Triebe zu bewegen *begehrt*, das ist eben natürlich und eben darum nicht sündlich; wäre es nicht so, so wäre für den Menschen gar kein sittliches Gebot nöthig und möglich, das sittliche Gebot wäre dann auch nur Trieb. Daß der Trieb der Natur nicht nur latent ist und schlummert, sondern daß er sich wirklich regt und in's Bewußtsein tritt, das ist auch natürlich und nothwendig und noch nicht sündlich, der Mensch muß seine Natur kennen, um sie zu beherrschen. Auch Christus kennt in sich solchen natürlichen Willen und negiert ihn, („nicht wie ich will, sondern wie du willst".) Diese Auseinandersetzung zwischen der Forderung des natürlichen Triebes und dem sittlichen Bewußtsein ist es aber nicht, welche hier als das erste Symptom der werdenden Sünde dargestellt wird. Wäre dies so, dann müßte immer wieder die Sünde als eine Naturnothwendigkeit angesehen werden, denn diese Auseinandersetzung zwischen Naturtrieb und sittlichem Bewußtsein ist eben innerliche Nothwendigkeit. Vielmehr symbolisirt die Rede der Schlange schon eine Empörung der Natur wider das sittliche Bewußtsein, den Versuch der Natur, das sittliche Bewußtsein ganz zu verdrängen, das Aufbäumen der Natur gegen die Beschränkung durch's sittliche Bewußtsein an sich.

Und hier nun ist der Ort, wo wir der tieferen Entfaltung der christlichen Erkenntniß in Bezug auf die Entstehung der Sünde Raum geben müssen: „Wer Sünde thut, der ist vom Teufel, derselbige sündiget von Anfang;" und hier ist der Ort, wo wir mit der gangbaren Erklärung von der Schlange als einem Organe Satans wieder zusammentreffen. Unser Schriftabschnitt läßt diesen tieferen Hintergrund unberührt, aber er widerstrebt auch der Herbeiziehung dieser tiefern Erkenntniß keineswegs. Der Ursprung der Sünde ist ein geistiger. Im bloßen Vorhandensein der sinnlichen Natur, in dem Auseinanderfallen des sinnlichen Triebes und des sittlichen Bewußtseins, in

dem Umstande, daß das sittliche Bewußtsein eben nicht selbst Naturtrieb ist, sondern daß es denselben von sich ausscheiden, negiren, sich unterwerfen muß, in dem allen liegt der Entstehungsgrund der Sünde noch nicht; das alles konnte vorhanden sein, ohne daß damit eine wahrhaft sittliche, sündlose und heilige Entwickelung unmöglich gemacht wäre; Beweis dafür ist die sündlose Entwickelung des Lebens Christi. Die Entstehung der Sünde beginnt erst mit diesem Aufbäumen der Natur gegen das sittliche Gesetz, mit diesem Versuche, an Stelle des sittlichen Bewußtseins ein unsittliches zu setzen. Diesen geheimnißvollen und dunkeln Hergang, das Auftauchen des radicalen Bösen in der menschlichen Natur bezeichnet die Schrift als den Act Satans: „derselbige sündigt von Anfang." Die hier befolgte Auslegungsweise stimmt also in ihrem Endresultate mit der gangbaren kirchlichen zusammen in der Anerkennung des der analogia fidei entnommenen Satzes, daß die Sünde vom Teufel ist; die Verschiedenheit besteht darin, daß dort der Satan sich einer wirklichen Schlange bemächtigt hat, während hier Satan aus der menschlichen Natur selbst herausredet. Unser Schriftabschnitt selbst läßt diese Beziehung der Sünde zum Satan unberührt im Hintergrunde; lassen wir die Symbolik unseres Abschnittes ganz allein für sich reden, so finden wir nur eine zum Bösen verführende Macht, die für sich selbst noch nicht böse ist, und für deren Bösewerden absolut kein Grund angeführt wird. Wie es kommt, daß die Natur im Menschen solch entschieden widergöttliche, lügnerische Sprache führt, darauf gibt unser Schriftabschnitt direct keine Antwort.

Sind wir nun bei der symbolischen Auslegungsweise gleich genöthigt, das Gespräch des Weibes mit der Schlange im Wesentlichen als ein Selbstgespräch des Weibes zu fassen, so ist dies ja auch bei der wörtlichen Auslegung nicht wohl zu vermeiden, wenn anders daran fest gehalten werden soll, daß eine Versuchung recht eigentlich erst dadurch zur Versuchung wird, daß sie etwas im Menschen in Bewegung setzt, daher ja schon manche Ausleger das Reden Satans durch die Schlange als eine innere Einwirkung Satans auf das Weib, unterstützt durch correspondirende Bewegungen einer Schlange, gefaßt haben. Ist nun der Dialog zwischen Schlange und Weib sachlich allerdings als ein Selbstgespräch zu fassen, so weiset die Antwort, welche das Weib der Schlange gibt, auf der andern Seite darauf hin, daß die Persönlichkeit in ihrem vollen Umfange nicht durch jene Empörung wider Gottes Gebot ergriffen ist und ergriffen zu werden brauchte, daß vielmehr dieselbe in ihrem eigensten Wesen jene lügnerische Empörung als etwas ihr Fremdes von sich auszuscheiden vermag, cf. Röm. 7, 20. Daß das Weib die Stimme der Schlange zu sich reden hört, erscheint in der Darstellung unsres Abschnittes als etwas Unverschuldetes, die erste Antwort des Weibes weiset auf die Widerstehbarkeit der Versuchung. Der Fall beginnt mit dem fortgesetzten Gehörgeben. Der Dialog zwischen Schlange und Weib stellt die Genesis des ersten Sündenfalles dar, wie sie sich in jedem relativen Sündenfalle des Menschen wiederholt, wenn er im Widerspruche mit einem erkannten Gottesgebote allerdings nun nicht mehr aus einem Stande vollkommener Schuldlosigkeit, doch aber aus

einem Stande relativer Schuldfreiheit in den Stand einer speciellen Verschuldung herabfällt. Die Verdunkelung und Leugnung der heiligen Gotteswahrheit durch eine aus der Tiefe der eignen Natur auftauchende gefährliche aber widerstehbare geistige Gewalt, die der Schwachheit des Widerstandes gegenüber an Gewalt wächst, die Verdächtigung der Heiligkeit und Liebe des göttlichen Gesetzgebers selbst, und endlich die sündige That, das sind die Stadien dieses Processes. Erst: das kann Gott nicht gesagt haben, dann: wenn er's gesagt hat, so ist's nicht wahr, darauf die Gehaltenheit von Auge und Hand, daß sie sehen und greifen, die Bestrickung der ganzen sinnlichen Natur, das ist die Genesis der Sünde.

Man hat selbstverständlich bei der symbolischen Auslegung darauf zu verzichten, das Interesse der Wißbegierde befriedigt zu sehen und zu erfahren, welche concrete einzelne Form denn die Sünde des ersten Menschenpaares gehabt, in der Verletzung welcher einzelnen sittlichen Pflicht sie bestanden habe; das vielmehr bedeckt der Schriftabschnitt mit keuschem Schweigen. Es ist das auch gleichgültig zu wissen; genug, sie lernten den Unterschied von gut und böse kennen durch eignen Genuß. Durch die enge Verbindung, in welche unser Abschnitt das Entstehen der geschlechtlichen Scham mit der Uebertretung setzt, deutet er allerdings darauf hin, daß das Gebiet der ersten Uebertretung sich auf dem der geschlechtlichen Beziehung befunden; aber es kann nach dem Gesammtzusammenhange keine Rede davon sein, daß die geschlechtliche Verbindung, die fleischliche Vermischung an sich als der sündige Act betrachtet worden sei, dagegen verwahrt V. 24. Es kann sich also das Genießen der verbotenen Frucht nur auf die A r t der Vollziehung der geschlechtlichen Verbindung beziehen. Daß nach der religiösen Anschauung, aus der unser Kapitel hervorgegangen, gerade in der geschlechtlichen Verbindung das sündige Wesen des Menschen sich am hervorragendsten, am meisten typisch, äußert, dafür spricht die Sanktion der Beschneidung, die Unreinheit des Weibes nach der Geburt, Lev. 12 und die Bezeichnung der geschlechtlichen Flüsse als theocratisch verunreinigender Verleiblichungen der Sünde, Lev. 15. Daß die Schlange sich zuerst an das Weib wendet, wird gewöhnlich motivirt mit der größeren Unselbständigkeit und Verführbarkeit des Weibes; es deutet aber viel mehr gleichfalls auf die Verbindung des Sündenfalles mit der geschlechtlichen Beziehung, insofern eben die geschlechtliche Discretion beim Weibe früher eintrifft wie beim Manne.

Wir haben keine Veranlassung die Allegorisirung weiter zu treiben und etwa auch unter der Anfertigung der Schürzen von Feigenblättern einen symbolischen Ausdruck für irgend welche Beschönigungen des sündigen Zustandes anzusehen, die Beziehung auf die Nacktheit des Menschen verbietet dies. Dagegen dürfte das Verstecken unter die Bäume im Garten vielleicht nicht b l o s im eigentlichen Sinne zu verstehen sein, sondern zugleich als typische Einkleidung für die immer wiederkehrende Beobachtung, daß der in Schuld gerathene Mensch sich der Unmittelbarkeit des Verkehres mit Gott, zu der ihn die Stimme des Gewissens und Gottesbewußtseins in Stunden der Stille beim Zurück-

treten der sinnlichen Erregtheit immer wieder auffordert, zu entziehen sucht, die Einkehr in sich selbst und die Erhebung des Geistes zum Uebersinnlichen geflissentlich vermeidend und sich versenkend in die Beschäftigung mit den Objecten der sinnlichen Welt, also daß dieselben Werke Gottes, die für ihn Enthüllungen der göttlichen Nähe werden sollten, ihm zu Verhüllungen der Nähe Gottes werden. (Schluß folgt.)

Welches Recht und welche Pflicht hat unsere Synode als solche, selbstständige Mission zu treiben?

(Referat von P. C. Bechtold.)

„Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker; und dann wird das Ende kommen." Matth. 24, 14.

In diesem Ausspruch unseres Heilandes wird uns ein Bild entrollt, welches die Ereignisse der „letzten Zeit im Reiche Gottes" in gedrängter Darstellung zur Anschauung bringt. Bei genauerer Betrachtung löst sich das in prophetischer Perspective überschaute Gesammtbild in eine Menge einzelner Begebenheiten auf, die sich allmälig, nach den Gesetzen der Nothwendigkeit, sowie göttlichen Waltens und menschlicher Freiheit vollziehen. Anfangs- und Endpunkt dieser Periode bezeichnet die zwiefache Erscheinung Christi, zur Erlösung und zum Gerichte, in Niedrigkeit und Herrlichkeit. Die Predigt des Evangeliums ist das Mittel, wodurch die Völker- und Weltereignisse entweder eingeleitet oder in Beziehung zu der nahenden Vollendung des Reiches Gottes gesetzt werden. Daß es einmal, früher oder später, zu dieser Vollendung kommen muß, ist durch den bisherigen Entwickelungsgang des Reiches Gottes, also durch seine Geschichte, innerlich begründet. Daß es dahin kommen wird, auch ohne menschliches Zuthun, ist ebenso gewiß, als daß die Welt nur durch den göttlichen Willen entstanden ist. Daß es aber vermöge menschlicher Mitwirkung früher dahin kommen kann und soll, dafür bürgt uns einerseits ebenso sehr der göttliche Befehl und seine Verheißung, wie es andrerseits von dem menschlichen Willen abhängt, womit man diesem Befehle gehorcht oder widerstrebt.

Wie nun aber im Reiche der Natur Alles nach einer inneren Nothwendigkeit seinem Endziele zustrebt, so sollte auch jedem im Reich der Gnade Stehenden Nichts natürlicher sein, als das Verlangen nach der Vollendung desselben durch die Wiederkunft Christi in Herrlichkeit. Dies Verlangen mag zu Zeiten in der Christenheit im Allgemeinen kaum wahrnehmbar gewesen sein, und zwar um so weniger, je mehr das Oel des Glaubens ihr mangelte, wie während der Periode des Rationalismus. Dennoch hat es zu keiner Zeit an solchen Christen gefehlt, die in der Stille seufzten und beteten: „Komm HErr Jesu!" Auch mußten häufig unter Gottes Leitung die im großen Weltdrama sich abspielenden Begebenheiten dazu dienen, dies Verlangen neu zu wecken.

In der Geschichte der christlichen Kirche sind solche Zeiten der geistigen Erhebung und geistlichen Wiedergeburt gekennzeichnet durch irgend welche außerordentliche Unternehmungen, sei's im Gebiete der inneren oder äußeren M i s s i o n. So trug die Neubelebung des praktischen Christenthums, die vom P i e t i s m u s ausging, treffliche Früchte. Es entstanden in jener Zeit, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, das Franke'sche Waisenhaus zu Halle a. S.; Woltersdorf's Waisenhaus zu Bunzlau; Canstein's Bibelanstalt zu Halle a. S.; die dänische Mission in Ost-Indien (1706), begründet durch Franke's Schüler, Plützschau und Ziegenbalg; Callenberg's Judenmission (1728); die Norwegische Mission in Grönland unter Hans Egede (1721); die Herrnhuter-Mission in Grönland, Amerika und Asien.

Die meisten Missionsgesellschaften und Vereine wurden Anfangs dieses Jahrhunderts in's Leben gerufen. So besonders in Deutschland nach der nationalen Erhebung gegen französischen Unglauben und die schmachvolle Fremdherrschaft.

Die bedeutendsten sind: der Baseler Verein (1816); der Berliner (1823); der Rheinische mit dem Missions-Seminar in Barmen (1829); der Norddeutsche (1836); die von Jänicke in Berlin gestiftete Missionsschule (seit 1800); der Goßner'sche Missionsverein (1836); die Dresdener Missionsgesellschaft (seit 1836).

Alle diese Unternehmungen sind nur der natürliche Ausdruck der neuerwachten Sehnsucht nach der Vollendung des Reiches Christi, ein Sprechen des Geistes und der Braut: „Ja, komm HErr JEsu!" Es wirkte dabei weniger der bestimmte Befehl des HErrn der Kirche mit, so daß der Christenheit die Pflicht des unbedingten Gehorsams gegen denselben in erster Linie zum Bewußtsein gekommen wäre; als vielmehr ein heiliger Instinct, vermöge dessen sie ihrer Sehnsucht Ziel zu erreichen strebte. So hilft sie, gleichsam unbewußt, den Entwickelungsgang des Reiches Gottes beschleunigen. Bewußter freilich und kräftiger noch wird die menschliche Mitwirkung da, wo der Wille durch die göttliche Verheißung angespornt und der Thatkraft durch das Licht der Offenbarung die Richtung klar und deutlich vorgezeichnet wird. Denn nur wo die Ewigkeit ihre verklärenden Strahlen in diese Zeit und auf der Menschen Thun wirft, entwickelt sich eine heilsame Regsamkeit und lernt man die Gegenwart in geistlich gewinnbringender Weise auskaufen. Oder müssen wir nicht annehmen, daß die Begründer aller jener herrlichen Missionswerke auch rechte Hoffnungs- und Ewigkeitsmenschen waren? Sind sie nicht Alle einerseits von dem lebendigen Bewußtsein der beständigen Gnadennähe des Heilandes erfüllt gewesen, eben w e i l sie andrerseits die feste Hoffnung seiner baldigen Wiederkehr hatten? Ja, so war's bei den hl. Aposteln, deren Schriften dafür zeugen, daß sie die Erscheinung ihres HErrn als nahe bevorstehend dachten und sich beständig darauf rüsteten. Und so war's, behaupten wir, bei allen Männern, deren Thun von förderndem Einfluß auf den Gang des Reiches Gottes gewesen ist. Wo nicht, — warum vermochte denn die s t a r r e O r t h o d o x i e des 17., der t o d t e D e i s m u s des vorigen

und der schale Rationalismus dieses Jahrhunderts kein geniales, geschweige ein christliches Missions-Werk zu Stande zu bringen? Oder dürfen wir etwa von dem Materialismus der Gegenwart bessere Früchte erwarten? Allen jenen Richtungen fehlt der belebende Hoffnungsstrahl, das heilige Liebesverlangen, der fröhliche Ausblick in die Ewigkeit, wodurch Glaube, Wille und Erkenntniß des Menschen — Nahrung, Kraft und Klarheit empfangen.

Wohl konnte auch zeitweise die Thätigkeit der lebendigen Kirche Christi erlahmen; wohl folgte auch bei ihr nach jeder geistlichen Erhebung wieder ein Zurücksinken in den Zustand der Schlaffheit; auf eine geistliche Erweckung eine gewisse Schläfrigkeit, wo man sich nur noch mit dem Festhalten des eigenen erworbenen Gnadenschatzes begnügte, wie Solches im Gleichniß von den zehn Jungfrauen angedeutet ist. Das sind Zeiten geistlicher Verarmung. — Aber es hat auch nie an Wächterrufen gefehlt: „Auf, der Bräutigam kommt," — wodurch sie stets zu erneuter Thätigkeit geweckt und an ihre Pflicht gemahnt wurde. Und das sind Zeiten reicher Segensfülle für die gläubige Gemeinde, nach dem Worte: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe." —

Ursachen der Erlahmung christlicher Thätigkeit auf dem Gebiete der Mission sind theils gänzliche Mißerfolge, theils zu sanguinische Erwartungen, die man von derartigen Unternehmungen hegte, welche deßhalb nur in geringem Maße erfüllt wurden. In beiden Fällen hatte man gewöhnlich vergessen, die menschlichen Factoren mit in Rechnung zu ziehen, d. h. die Unempfänglichkeit auf der einen und die Untüchtigkeit zum Geben auf der andern Seite. Ebenso übersah und übersieht man noch jetzt häufig, daß der Predigt des Evangeliums keine unmittelbaren Erfolge in Aussicht gestellt sind, sondern daß die christliche Kirche nur den Beruf hat, dieselbe zum Zeugniß über alle Völker ausgehen zu lassen. Zwar ist dem Worte Gottes die Verheißung gegeben, daß dasselbe nicht leer zurückkehren solle; auch sagt der gute Hirte, daß „die Schafe seine Stimme hören werden", aber es ist nicht gesagt wo, wie viele und wie bald. Es geht im Reiche Gottes nach der freien Gnadenwahl.

Die Kirche ist nicht verantwortlich für den Erfolg ihrer Arbeit, wohl aber ist sie verantwortlich für die Erfüllung einer ihr aufgetragenen Pflicht, so belehrt uns das Gleichniß von den anvertrauten Pfunden. Und daß die Kirche Jesu Christi die Pflicht hat, den Heiden das Evangelium Christi zu bringen, daran wird wohl Niemand zweifeln, der die Abschiedsworte seines Heilandes kennt; nämlich: „Gehet hin in alle Welt und machet zu meinen Jüngern alle Völker, indem ihr sie taufet und lehret" — Worte, die einen ganz gemessenen Missionsbefehl ausdrücken. „Hier giebt es nur ein Entweder — Oder; entweder Gehorsam oder Ungehorsam. Es ist eine sehr einfache Philosophie, die jedes Kind verstehen kann, daß, wer sich einem so klaren Befehle, den man durch keine Deuteleikünste aus der Bibel wegschaffen kann, widersetzt, daß der dem HErrn der

Kirche den Gehorsam auffagt. Angenommen, wir befaßten uns mit der Mission nicht gerne, so ist uns das Werk doch befohlen und wir müssen so viel christliche Gewissenhaftigkeit besitzen, daß wir einen Befehl Christi respectiren, er gefalle uns oder gefalle uns nicht. Und zwar muß diese christliche Gewissenhaftigkeit um so mehr von uns erwartet werden, wenn wir zu den geordneten kirchlichen Organen, zu den Beamten der christlichen Kirche gehören. Der Heiland hat nämlich die Pflicht der Ausbreitung seines Reiches auf Erden nicht in die Hände einzelner Gläubiger gelegt, sondern dieselbe der Gesammtkirche anvertraut. Das hieße ein überflüssiges Werk thun, wollte man die Ansicht umständlich widerlegen, daß der Missionsbefehl nur den Aposteln gegeben sei. Die Apostel waren nur die ersten Missionare; der Missionsdienst selbst geht aber fort bis „die Fülle der Heiden eingegangen," bis „in der ganzen Welt, allen Völkern zum Zeugniß, das Evangelium gepredigt" ist. Damit diese Predigt nun nicht ein blos gelegentliches, einseitiges und unstätes Werk werde, ohne Dauer und Zusammenhang, so hat der Heiland die Ausführung des Missionsbefehls in die Hände seiner Gesammtgemeinde gelegt, die, als der HErr ihn gab, durch die Apostel und die übrigen Jünger repräsentirt wurde. Hinter den Aposteln stand nicht blos der befehlende Herr, sondern auch eine sendende Gemeinde. Die Gesammtgemeinde der apostolischen Zeit war eine missionirende Kirche. Jeder erkannte den Missionsbefehl als auch ihm gegeben an, wenn auch nicht Jeder Missionsreisen machte. Die gesammte apostolische Kirche betrachtete sich solidarisch dafür verantwortlich, daß der Missionswille Jesu in Ausführung gebracht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Theologisches Intelligenzblatt.

Inland. Von der General-Conferenz der Methodisten in Cincinnati. Die 23. delegirte General-Conferenz der bischöflichen Methodisten-Kirche, die sich am 1. Mai in Cincinnati versammelte, ist jedenfalls eine an äußerem Umfang und innerem Gehalte bedeutende Versammlung. Es gehören zu derselben 397 Delegaten, von denen 242 Prediger und 157 Laien sind. Die Deutschen sind durch 22, die Schwarzen durch 30 Delegaten vertreten. Einer der Delegaten kam von Schweden, einer von China, zwei von Ostindien und einer von Afrika. Am meisten erregte das Aufsehen der Versammlung ein indischer Laiendelegat, Ram Chunder Bose, ein bekehrter Bramahne, eine Frucht methodistischer Missionsthätigkeit. Bischof Wiley konnte in seiner Begrüßungsrede auf die großartigen Fortschritte aufmerksam machen, welche die Methodisten-Kirche seit dem Jahre 1836 gemacht hat, in welchem sich die Conferenz das letzte Mal in Cincinnati versammelt hatte. „Damals hatten wir selbst mit einer noch ungetheilten Kirche, welche den Norden und Süden einschloß, blos 22 Conferenzen; und da auf je 20 Mitglieder einer jährlichen Conferenz ein Abgeordneter kam, so waren nur 150 Delegaten erwählt. Heute sind hier 245 Prediger versammelt, bei deren Erwählung der Maßstab geltend gemacht ward, daß auf je 45 Glieder einer jährlichen Conferenz ein Abgeordneter komme, und dazu noch 152 Laien, also im Ganzen fast 400 Repräsentanten aus 95 Conferenzen, nur allein von einem einzigen Zweige des Methodismus, und zwar

sind darin fast sämmtliche Länder der Erde vertreten, während wir damals im Ausland noch nirgends eine Mission hatten, mit Ausnahme von Liberia, dem eben damals erst in's Leben gerufenen Erstling unsrer Kirche in auswärtigen Ländern. Heute begrüßen wir in unsrer Mitte die Abgeordneten von China, Indien, Afrika und mehreren Staaten Europas als die Abgesandten einer Kirche, deren Missionsstationen rings um den Erdball gehen. Jene General-Conferenz von 1836 vertrat eine Zahl von nur 650,000 als Gesammtzahl sämmtlicher Glieder der bischöfl. Methodisten-Kirche in diesem Lande; die heutige dagegen eine von 1,700,000 in unserem Zweige der Kirche allein, während die ganze Kirche, die damals repräsentirt war, jetzt mehr als 2½ Millionen Glieder zählt. Es haben sich also in 45 Jahren die Glieder fast um das vierfache vermehrt und die jährlichen Conferenzen um mehr als das sechsfache, ganz abgesehen von der Schaar derer, die als Ueberwinder hinübergegangen."

Die Berechtigung zu einer gehobenen Stimmung beim Hinblicke auf erreichte großartige Resultate darf der Methodisten-Kirche nicht abgesprochen werden, indeß darf man auch nicht verkennen, daß sich in diesen Selbstbetrachtungen ein amerikanischer Charakterzug kund gibt, den nachzuahmen uns Deutschen nun einmal nicht wohl anstehen mag; ohne etwas in "spread eagle" zu machen, geht es einmal auch bei kirchlichen Versammlungen unsrer amerikanischen und amerikanisirten Brüder nicht ab.

Die Adresse der Bischöfe an die Conferenz, welche also unsern Präsidialberichten entspricht, ist ein umfangreiches und inhaltsvolles Document, das interessante Data enthält, von denen einiges hervorgehoben werden möge:

„Die Zahl der zur General-Conferenz gehörigen jährlichen Conferenzen beträgt jetzt 95.

„Die Statistik von 1875 zeigt 10,923 Reiseprediger, 12,881 Lokalprediger und 1,580,559 Glieder, mit Einschluß der Probeglieder; die von 1879 dagegen weist auf: 11,636 Reiseprediger, 12,475 Lokalprediger und 1,700,302 Glieder und Probeglieder. Diese vier Jahre brachten also einen Zuwachs von 713 Reisepredigern und 119,745 Gliedern, dagegen eine Abnahme von 406 Lokalpredigern. Dieser allgemeine Zuwachs, obwohl er nicht so groß ist, als der der vorhergehenden vier Jahre, ist dennoch erfreulich und ermuthigend für die Kirche. Dabei müssen wir in Betracht ziehen, daß innerhalb dieses Zeitraums 512 Reiseprediger und 78,520 Glieder gestorben sind. Auch diese müßte man zu der Zahl des Zuwachses hinzu rechnen, um die wirkliche Zahl der aufgenommenen Glieder zu haben. Wir haben sie zwar aus der streitenden Kirche verloren, freuen uns aber, daß die triumphirende Kirche sie gewonnen hat und der große Zweck der Kirche an so mancher theuren Seele erreicht ward, da beinahe alle, wie wir mit Grund hoffen dürfen, im Frieden heimgegangen sind. Im Jahr 1874 gab es 15,633 Kirchengebäude und 5017 Predigerwohnungen, mit einem Gesammtwerth von $81,081,862; im Jahr 1879 dagegen 16,955 Kirchen und 5689 Predigerwohnungen, im Gesammtwerth von $30,955,509. Es hat sich also die Zahl der Kirchen um 1322 vermehrt."

„B u c h - G e s c h ä f t: Die literarische Arbeit der Kirche, die eine ihrer frühesten Institutionen bildet, zeigt sich noch immer von großem Werth und Einfluß. Während der letzten vier Jahre wurden $95,000 an den Schulden des Buchverlags in New York bezahlt, und die Interessen des Rests von $400,000 wurden von sieben auf sechs Procent jährlich reducirt. Die stattliche Reihe der bereits veröffentlichten Schriften wurde durch viele neue und werthvolle Bücher vermehrt, auch die Zeitschriften in ihrem Erscheinen gefördert, ja die Cirkulation von mehreren derselben hat sich sogar stark vermehrt. Der Verkauf von Büchern und Zeitschriften während der letzten vier Jahre brachte in New York die Summe von $3,415,016 und beim westlichen Buch-Concern $2,675,125, also zusammen $6,090,141."

„M i s s i o n e n: Die Mission behält fortwährend ihren bedeutenden Platz unter den Bewegungen des kirchlichen Lebens. Zwar ist während der letzten vier Jahre kein neues Missionsfeld geöffnet worden, wohl aber wurde fast jedes der alten vergrößert, sei's an Umfang oder an Zahl der Arbeiter oder an Hilfsquellen. Die Conferenz von Süd-Indien wurde im Jahre 1876 gegründet und hat sich seither nicht blos in den großen Gebieten Süd-Indiens selbst ausgedehnt, sondern auch bis nach Rangoon in Birma. Sie

umfaßt jetzt drei Distrikte mit 37 Reisepredigern, 45 Lokalpredigern und 2169 Mitgliedern und Probegliedern. Die im Jahre 1873 eröffnete Mission in Japan verspricht gleichfalls großen Erfolg. Auf keinem Punkte der Welt ist die Aussicht eine gleich günstige. In China wurde 1877 die Foochow-Conferenz gegründet, die jetzt aus sechs Distrikten mit 75 Predigern, darunter 52 Eingeborne, besteht. Auch sind noch weitere 28 Andere angestellt zur Aushilfe, also im Ganzen 80 eingeborne Mitarbeiter. Einige dieser Missionsfelder können sich bereits selbst erhalten, auf allen jedoch zeigt sich ein christlicher Heldenmuth bei den meisten der Eingebornen. Neben dieser Foochow-Conferenz zeigen auch die Missionsfelder des nördlichen und mittleren Chinas viele Spuren hoffnungsvoller Erfolge. In Bulgarien hatte der Kampf zwischen Rußland und der Türkei den Betrieb des Missionswerks für eine Zeitlang unmöglich gemacht. Seit dem Friedensschlusse zeigen sich neue hoffnungsvolle Aussichten, wenn gleich noch immer von beschränkterem Umfang. In Italien dagegen sind ganz entschiedene Fortschritte gemacht worden. Es arbeiten dort 16 Prediger, die mit Ausnahme des Superintendenten, Dr. Vernon, sämmtlich geborne Italiener sind; auch in Dänemark beginnt neuestens das Werk sich zu vergrößern. In Deutschland, Schweden und Norwegen sind neue Conferenzen in Thätigkeit getreten, Zeitschriften und Bücher gedruckt und verbreitet worden. Die Gliederzahl wächst, aber noch mehr als die Gliederzahl unserer Kirche wächst das Gute, das geschieht, denn wo unsere Mission sich erfolgreich zeigt, da macht auch die Staatskirche größere Anstrengungen, es werden Sonntagsschulen eröffnet und andere Evangelisationsarbeit gethan.

In Afrika hat man versucht, in's Innere tiefer einzudringen und wir hoffen, daß die Gebietserweiterung in Liberia auch unserer Mission die Thüre weiter öffnen wird.

In Mexiko sind, wenn man den langjährigen schlimmen Einfluß der römisch-katholischen Kirche bedenkt, sehr große Fortschritte gemacht worden. Es wurde eine Zeitung gegründet und Bücher gedruckt mit Hilfe eines von dem früheren Superintendenten zu diesem Zwecke gestifteten Fonds; auch die gegenwärtigen Missionare, die treu auf ihren Posten stehen, arbeiten weiter fort. Neu hinzugekommen ist eine theologische Schule und ein Waisenhaus. In Süd-Amerika sind gleichfalls Fortschritte zu berichten und es wurde ein dringender Hilferuf nach mehr Arbeitern und mehr Mitteln laut. Die Westküste von Süd-Amerika wird seit einigen Jahren von Rev. William Taylor besucht, und von ihm veranlaßt, hat sich eine Anzahl junger Männer und Frauen nach diesen Gegenden begeben, hauptsächlich als Lehrer, um, wenn es Gelegenheit gibt, auch als Prediger des Evangeliums daselbst zu dienen. Auch dieses Werk, das aber weder von der Aufsicht noch von den Mitteln unserer Missions-Gesellschaft abhängt, ist so reich gesegnet worden, daß das Missionsfeld sich nach und nach über ganz Süd-Amerika ausdehnte und die Bischöfe mehrere Prediger dorthin bestimmten. So gehen unsere Missionsstationen rings um die ganze Erde und versprechen eine großartige Entwickelung für die Zukunft. Unsere Missionare predigen in mehr als zwanzig Sprachen und Dialekten, worin auch mehrere unserer Lieder übersetzt sind, und in allem wird der Versuch gemacht, unsere religiöse Literatur zu verbreiten.

Bei dieser Missionsarbeit hat sich namentlich auch die auswärtige Frauen-Missions-Gesellschaft als ernste Mitarbeiterin bewiesen. Wir verdanken den Frauen viel, die Gesellschaften organisirt, Fonds gesammelt und Jungfrauen als Missionare nach Indien, China, Japan, Mexiko und Süd-Amerika ausgesandt haben, ja unlängst auch nach Afrika. Wir setzten großes Vertrauen in die Weisheit und Frömmigkeit der christlichen Frauen, die an der Spitze der Sache stehen, und wir hoffen zuversichtlich, daß zwischen den Gesellschaften stets ein völliges und herzliches Einvernehmen Statt haben wird.

Die Schuld, die im Jahre 1876 noch $262,355 betrug, ist bis auf $63,036 seit letztem November vermindert. Außerdem wurde noch die Schuld der Missions-Gesellschaft, die auf ihrem Gebäude lastete, getilgt, und ein unantastbarer Fond von $30,000 gesammelt. Es geschah dies durch die Wohlthätigkeit von Freunden, auf deren Vermächtnisse zwar jetzt noch Jahresgelder bezahlt werden, die aber bald der Kasse anheimfallen werden. Die Einnahmen der letzten vier Jahre zeigen, verglichen mit denen der vorangehenden

Periode, einen Rückschlag von $350,050, oder beinahe 13 Prozent. Die Organisation der bischöflichen Methodisten-Kirche beginnt mit dem Jahre 1785, also wird ihre hundertjährige Jubelfeier bald kommen. Wir glauben, daß wenn die geeigneten Wege eingeschlagen werden, sämmtliche am Anfang des Jahres 1880 noch bestehenden Schulden mit Beginn von 1885 vollständig abbezahlt sein können.

Allerdings wird es keine Zeit geben, wo eine in stetem Wachsthum begriffene Kirche von Schulden völlig frei sein kann, doch sollten ihre Verbindlichkeiten niemals zu groß sein, oder zu lange dauern. Es wäre eine außerordentliche Empfehlung, wenn die Kirche der Welt ihr Eigenthum, das sie im Laufe ihres ersten mühevollen Jahrhunderts erworben, als ein völlig schuldenfreies zeigen könnte. Und wir glauben, daß dies möglich ist. Sind auch die Berichte nicht ganz zuverlässig, so zeigen die der General-Conferenz vorgelegten Angaben doch noch eine Schuld von durchschnittlich 10 Prozent vom Schätzungswerth des Eigenthums, d. h. etwa noch $7,000,000 Schulden an Eigenthum im Werth von $70,000,000. Die Statistik zeigt ferner, daß während des letzten Jahres fast $2,400,000 für Kirchenbauten oder Kirchenschulden bezahlt worden sind, und selbst eine noch geringere jährliche Summe würde schon hinreichen, in der genannten Zeit das Kircheneigenthum vollständig schuldenfrei zu machen. Wenn eine Kirche, die ohne Geldmittel und ohne Einfluß begonnen hat, im ersten Jahrhundert ihres Bestehens ein Eigenthum an Kirchen und Predigerwohnungen, literarischen und Erziehungs-Anstalten, Wohlthätigkeitsfonds u. s. w., im Werth von mindestens $80,000,000 sammeln konnte, wie viel mehr wird sie zu leisten vermögen, wenn sie, auf diese Summe gestützt, eine neue Aera ihres Bestehens beginnt?"

„Sonntagschulen: Im Sonntagschul-Departement sind bedeutende Fortschritte zu verzeichnen. Die Anzahl der Schulen beträgt nach den Berichten 20,340, die der Beamten und Lehrer 226,367, die der Schüler 1, 538,311; also in vier Jahren ein Zuwachs von 1234 Schulen, 19,754 Lehrern und 139,580 Schülern, sodaß also der Zuwachs an Schülern die Zahl der Glieder der Kirche selbst noch überragt. Einen der lieblichsten Züge der Berichte bildet es, daß in diesen vier Jahren 352,908 Bekehrungen unter den Sonntagschülern stattgefunden, was die Kirche zugleich mahnen muß, ihr künftiges Wachsthum großentheils bei ihren Schülern zu suchen."

„Colleges und Seminarien: Das allgemeine Unterrichts- und Erziehungswesen, das auch unsere Colleges, Seminarien und Universitäten umfaßt, liegt unserer Kirche außerordentlich am Herzen und hat seit langer Zeit schon ihre Aufmerksamkeit beschäftigt. Es sind ohne Zweifel Mißgriffe dadurch gemacht worden, daß man allzuviele Colleges und Seminarien gegründet hat, um so mehr aber dürfen wir uns freuen, berichten zu können, daß unsere literarischen Anstalten im Allgemeinen in ausgezeichnetem Zustande sind."

„Die theologischen Lehranstalten: Die Kirche hat ein tiefes Interesse an ihren theologischen Schulen und sollte ihnen stets eine sorgsame Aufsicht schenken. Sie stehen entweder unter der Aufsicht der General- oder der jährlichen Conferenz, zu der sie gehören und sind die Professoren entweder von den Bischöfen selbst ernannt, oder durch ihre Zustimmung bestätigt. Man will hierdurch die höchst möglichste Uebereinstimmung mit unsern Lehren und Einrichtungen bezwecken. Die drei Hauptanstalten: die theologische Schule von Boston, das Garett biblische Institut und das Drew Seminar sind dauernd mit einer großen Zahl von Schülern besetzt."

Entsprechend dem Gefühle der Befriedigung, mit dem die Adresse auf die Zustände des kirchlichen Lebens hinblickt, sind auch die Vorschläge betreffs etwa vorzunehmender Veränderungen in durchaus conservativem Sinne gehalten. Die vorliegenden Fragen sind hauptsächlich Verfassungsfragen, Feststellung der Zahl der Bischöfe, Abänderung des Reisepredigersystems, Verlängerung der Dienstzeit der Prediger, Ordination von Frauen zum Predigtamte. Es scheint nicht, daß zu tiefgehenden Veränderungen Neigung vorhanden sein wird. Die Probezeit der Prediger ist von zwei auf vier Jahre verlängert worden. Die Zahl der Bischöfe ist um vier vermehrt worden. Die Namen derselben sind: Dr. Warren, Prediger in Philadelphia; Dr. Foß, Präsident der Wesleyan uni-

versity in Boston; Dr. Hurst, Präsident des Drew Seminary (in vorigem Jahre Repräsentant der bischöfl. Methodisten-Kirche auf der Allianz-Versammlung in Basel); Dr. Haven, Präsident der Syracuse university. Die Deutschen hatten gehofft, einen Bischof ihrer Nationalität zu erhalten, das haben sie nicht erreicht, sondern sich damit begnügen müssen, in Dr. Hurst einen Kenner und Freund des deutschen kirchlichen Wesens, der sich seine theologische Bildung in Deutschland erworben, auf den Bischofsitz zu bringen. Daß die Erwählten vortreffliche Männer sein mögen, ist ja gewiß nicht zu bezweifeln, aber die begeisterte Schilderung derselben im Apologeten geht denn doch etwas über unsern deutschen Geschmack hinaus. „Eine Morgenröthe, die sich aus der Nacht erhebt" 2c., das ist, auf lebende Menschen angewendet, für unsern Geschmack etwas zu exaltirt.

Eine merkwürdige Aeußerung über den deutschen Methodismus macht Dr. Nast: „Methodismus und deutsche Frömmigkeit sind nahe verwandt. Als ich anfing zu predigen, habe ich, um sicher zu sein, daß ich kein Haar breit von Wesley abwich, wirklich den Versuch gemacht, seine Predigten auf deutsch nachzupredigen. Aber das wollte nicht gehen. Die mußten illustrirt und illuminirt werden. Wodurch? Nun, ich ging zu den frommen, ernsten Gottesmännern, wie Arndt und Lange, und fand, daß was sie geschrieben, nichts Anderes war, als was Wesley auch geschrieben hatte. Das konnten die Deutschen besser verstehen, denn das hatten sie noch im Gedächtniß. Dann waren da die späteren Autoren, auf die ich mich berufen konnte, wenn ich zu dem skeptischen Theil meines Volks redete. Wenn ich meine Missionsthätigkeit damit begonnen hätte, den Leuten unsere Differenzpunkte mit diesen alten Gottesmännern zu zeigen (obwohl ich kaum einen Unterschied fand), würde ich nicht viele gewonnen haben. Als ich sie aber nun auf die vielen köstlichen Verheißungen in Christo hinwies in ihrer eigenen Muttersprache, — o, wie wurden da die Herzen so seltsam warm!" — Wenn dem so ist, warum hält sich der Methodismus für verpflichtet, die deutsche Kirche als solche zum Objecte seiner Missionsthätigkeit zu machen?

Die Jahres-Versammlungen der Baptistengesellschaften, die American Baptist Missionary Union, die Home Missionary Society und die Publication Society treten dies Jahr wieder in Saratoga zusammen. Die deutschen Baptisten erwarten, daß bei diesen Gelegenheiten, wo die leitenden und einflußreichsten Männer der Denomination zusammentreten, auch das deutsche Werk die gebührende Berücksichtigung finden sollte, befürchten aber, daß das zu wenig geschehen werde, weil die meisten nur einen sehr mangelhaften Einblick in die Ausdehnung und die Bedürfnisse dieses Werkes haben, und weil die Deutschen bei diesen Gesellschaften durch keine Delegaten vertreten sind. Insbesondere erwarten sie die Unterstützung der Amerikaner bei der Gründung einer höheren, theologischen Lehranstalt in Deutschland, welche zum Aufschwung des baptistischen Unionswerkes für unerläßlich gehalten wird, wofür sie aber bis jetzt von den amerikanischen Glaubensgenossen wenig Unterstützung erhalten. Die A. B. Missionary Union hat es unternommen, in Paris eine Schule für Ausbildung von Predigern zu gründen, doch für Deutschland ist bei dem so ausgedehnten Werke wenig zu erwarten, es sei denn, ein größeres allgemeines Interesse für das Werk in Deutschland werde hier in Amerika erweckt.

Im "Cleveland Ledger", sowie in der "Chicago Tribune", zwei einflußreichen amerikanischen Zeitungen, findet sich Folgendes:

Das Kreuz des heil. Benedictus.

„Vater" Barnard, Prior der Abtei New Melleray in Dubuque, Iowa, ist wieder einer aus der Zahl derjenigen römischen Priester, die sich zuerst leichtsinnig in Schulden stürzen und dann, um sie zu bezahlen, ihre Zuflucht zum Betrug und zur Bettelei en gros nehmen. Er hat nach allen Gegenden der Ver. Staaten ein Circular gesandt, welches ankündigt, daß man, um eine schwere Schuld, mit der die neue, noch unvollendete Abtei belastet sei, abzutragen, zu dem Entschluß gekommen sei, täglich zwei Messen zu halten, eine für die Lebendigen, die andere für die Todten. Diese Messen sollen fünfzig Jahre lang zum Heil derjenigen gelesen werden, die für die Abtei einhundert

Dollars hergeben. Gibt Jemand fünfzig Dollars, so genießt er den Segen der beiden Messen fünfundzwanzig Jahre lang, und so fort im Verhältniß.

Zugleich mit seinem Circular schickt der Prior Barnard noch eine werthlose Medaille, die er „das Kreuz des heil. Benedictus" nennt, und eine Beschreibung der Segnungen, die dasselbe bringt. Dieser Bericht hebt an mit der Erzählung, daß Bruno, der nachherige Papst Leo IX., in seiner Jugend von einer Schlange gebissen wurde und, schon dem Tode nahe, in einem Gesicht den heil. Benedict von einer Leiter habe herabsteigen sehen. Die Leiter stand auf dem Bett des kranken Knaben und ihre Spitze reichte in den Himmel. In seiner Hand hielt der Heilige ein strahlendes Kreuz; damit berührte er den Knaben und machte ihn augenblicklich gesund. Dieser ließ sich dann selbstverständlich in den Benedictiner-Orden aufnehmen und kletterte, wohl mit der Leiter des Heiligen, auf den päpstlichen Stuhl. Im Circular heißt es: „Damit nun diese Denkmünze ein heilsames Mittel in allen Leibes- und Seelennöthen sei, aber ganz besonders ein Schutz gegen die Angriffe des bösen Geistes, so hat die Kirche zu ihrer Weihung besondere Exorcismen (Teufelsbeschwörungen) und Gebete angeordnet.

„Zahllose Thatsachen sind Beweis dafür, daß den Gläubigen durch den frommen Gebrauch dieses Kreuzes und durch die Anrufung des heil. Benedict außerordentliche Gnadenerweisungen von Gott zu Theil werden: geistliche Segnungen, plötzliche Bekehrungen zumal in der Todesstunde, Bewahrung von Müttern während ihrer Schwangerschaft, augenblickliche Curen, Schutz gegen Donner und Blitz, Unwetter, Krankheit, Gift, Seuchen, Gefahren und gegen alle Einwirkung des bösen Geistes. Auch ist das Kreuz des heil. Benedict ein sehr wirksames Schutzmittel gegen die fallende Sucht; auch ein Heilmittel, welches davon befreit.

„Diese Medaille kann man um den Hals oder auf einem beliebigen Theil des Körpers tragen. Man kann sie auf die Thüren legen, oder an dem leidenden Theil tragen. Bei Krankheiten von Thieren kann man die Medaille in das Trinkwasser derselben eintauchen. Um Ablaß zu erlangen, möge man sie küssen. In allen Fällen, in denen wir wünschen, daß uns von besagter Medaille Segen zufließe, mag man fünf Gloria Patri zu Ehren der Passion Jesu Christi beten, drei Ave Maria zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria und ein Vaterunser zu Ehren des heil. Benedict. Man thut wohl daran diese Gebete jeden Tag zu sprechen, damit man um so reichlicher sich des Segens dieser heiligen Andacht erfreue."

Nachdem also die wunderbaren Kräfte dieses Amulets nach Quacksalberart beschrieben sind, folgen noch manche Einzelheiten:

Papst Benedict XIV. hat durch ein Decret vom 23. Dec. 1741 zahlreiche Ablässe für die Träger dieser Medaille gestiftet. Wenn Jemand den Rosenkranz einmal in der Woche hersagt oder irgend eine von den verschiedenen anderen Possen, so erlangt er einen „vollkommenen Ablaß" für Weihnachten, Epiphanias, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Trinitatis, Frohnleichnam, die Hauptfeste der heil. Jungfrau und das Fest des heil. Benedict. Einen Ablaß auf sieben Jahre erhält der, welcher den Rosenkranz zu Ehren der unbefleckten Empfängniß der heil. Jungfrau Maria einmal in der Woche betet; Ablaß auf zwanzig Jahre erhält, welcher täglich um Ausrottung der Ketzer betet; einen Ablaß für ein Drittheil der Strafen, die sich Jemand durch seine Sünden zugezogen hat, für die Bekehrung eines Sünders u. s. w. Zum Schluß wird den bethörten Anhängern Roms noch versichert, daß „alle obenerwähnten Ablässe auch den Seelen im Fegefeuer zugewandt werden können."

Dieser Versuch der römischen Kirche, hier in Amerika den Ablaßkram wieder in's Leben zu rufen, steht keineswegs vereinzelt da. Der Ablaßkram führte einst zur protestantischen Reformation und die römische Kirche würde es kaum wagen, in irgend einem Lande in Europa wieder Ablaß für Geld zu verkaufen; denn dies heißt, in verständliche Rede übertragen, nichts anders als: wer Geld in die Hände eines Priesters zahlt, der hat nun dafür die Erlaubniß, an gewissen Tagen und während bestimmter Zeiten unter einem besondern Vorrecht zu sündigen.*) Damit ist jedes göttliche Gebot in den Wind geschlagen. Gottes Wort lehrt uns: „welche Seele sündiget, die soll sterben;" aber die römische Kirche lehrt ihre Anhänger: Wenn ihr den Priestern Geld gebet, ein Amulet tragt und äußerlich ein paar sinnlose Gebete murmelt, so könnt ihr völlig ungestraft sündigen und seid frei von sittlicher Verantwortlichkeit. Diese lästerliche Lehre, dieser verächtliche, faule Handel führte einst zur Reformation, und die Schwindelbuben, die damit umgehen, ihn auf amerikanischem Boden wieder in's Leben zu rufen, sind damit auf dem sichersten Wege, den Rest der Achtung vor der römischen Kirche, der etwa noch in der Brust Einiger im Volk, die nicht zu deren blinden und dummen Anhängern zählen, haftet, vollends zu vernichten.

(Lutheraner.)

---

*) Anm. d. Red. Das ist selbstverständlich nicht die Lehre der katholischen Kirche; wir werden in einem nächsten Artikel einmal mittheilen, in welcher wunderhübschen Weise die römische Dialectik das uns gräulich erscheinende Ablaßwesen als der Heiligung förderlich zu rechtfertigen versteht.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang VIII. Juli 1880. Nro. 7.

Die Versuchungsgeschichte, Gen. 3.

(Schluß.)

Die stärkste Probe nun endlich, welche die symbolische Auslegung unsres Abschnittes zu bestehen hat, tritt ihr an der Darstellung des göttlichen Strafverhängnisses über Mann und Weib und Schlange entgegen, und hier ist in der That der Punkt, wo sich die Wahl der einen oder der andern Auslegungsweise am wenigsten nach rein exegetischen Regeln, sondern nach der Gesammtanschauung des Auslegers entscheiden wird. Zuzugestehen ist es allerdings, daß wenn nicht nachher bei der Verweisung aus dem Paradiese und der Ausschließung vom Baume des Lebens die Erzählung zu stark ihren symbolischen Charakter offenbarte, man sich nicht getrauen würde die vorangehenden Strafverhängnisse anders als in ihrem wörtlichsten Sinne zu fassen. Es ist ja nämlich ersichtlich, daß in den göttlichen Strafverhängnissen über Mann und Weib und Schlange nichts anderes ausgesprochen wird als die factische gegenwärtige Lebensordnung. Wird nun die gegenwärtige Lebensordnung als eine Strafe über begangene Sünde verhängt, so ist der Schluß bündig, daß ohne die vorangegangene Sünde die Lebensordnung eine andere gewesen sein würde. So war es also nicht des Mannes ursprüngliches Loos, im Schweiße seines Angesichtes sein Brot zu essen und wieder zur Erde zu werden, nicht des Weibes Loos, mit Schmerzen zu gebären, nicht der Schlange Loos, auf dem Bauche zu kriechen und in Feindschaft zu leben mit dem Menschengeschlechte. Dann ergibt sich, daß nach der Anschauung unsres Kapitels eben diese Schlange, welche jetzt auf dem Bauche kriecht und in Feindschaft mit dem Menschen lebt, vorher ein anders organisirtes Wesen war, vielleicht aufrechtgegangen ist und als solch anders organisirtes Wesen die Verführerrolle gespielt hat. War dann aber die Schlange eine wirkliche, so waren auch die beiden Bäume im botanischen Sinne, über deren Verbleib auf Erden man leider keine Auskunft hat; vielleicht hat sie die Sündfluth hinweggeschwemmt, vielleicht stehen sie noch irgendwo in Innerasien; kurz die ganze symbolische Auslegung fällt wie ein Kartenhaus zusammen. Sehr Viele werden mit diesem Zusammenbruche ganz zufrieden sein, aber das thut nichts zur Sache, es kommt nicht darauf an, wie wir wünschen, daß Moses geredet haben möchte,

„da kam mir ein Einfall von ungefähr, so redt' ich, wenn ich Moses wär'."

sondern allein darauf, was unser Abschnitt selber sagt. Es ist nur zu fordern,

daß jede Auslegungsweise sich selber treu bleibe, und daß wir uns die Consequenzen vergegenwärtigen, die aus der Verfolgung einer jeden sich ergeben; wir haben hier nur die symbolische und die populär orthodoxe, hier buchstäbliche Erklärung einander gegenüber zu stellen, da die verschiedenen Modifikationen hier nicht weiter in Betracht kommen.

Die buchstäbliche Erklärungsweise hat den Vortheil für sich, daß sie den paradiesischen Zustand sich so ideal ausmalen darf als sie will. Der gegenwärtige Lebenszustand des Menschengeschlechts und der niederen Kreatur ist Folge der Sünde, folglich ist der dem Sündenfalle vorangegangene Zustand ein radikal anderer gewesen. Der eigenthümliche Zug des menschlichen Geistes, zwischen sittlicher Vollkommenheit und äußerer Glückseligkeit eine correspondirende Harmonie zu fordern, kann auf das einfachste befriedigt werden. Der sittlichen Reinheit, in der das Menschengeschlecht geschaffen war, entsprach eine über die ganze Kreatur sich ergießende harmonische Glückseligkeit. Da gab es keinen Tod und keinen Schmerz; was die Verheißung für die Vollendungszeit ist, das war schon im Zeitanfange verwirklicht. Die kühnsten Schilderungen der prophetischen Bildersprache, womit sie den Frieden der messianischen Zeit ausmalt, dürfen auf die Anfangszeit übertragen werden; der Wolf hat beim Lamme geweilt, der Pardel sich beim Böcklein gelagert, Kalb und Löwe und Mastvieh haben miteinander Stroh gefressen. Das ist alles recht schön. Daß die Veränderung des damaligen idealen Zustandes der Kreaturwelt in den gegenwärtigen, der ein Kampf um's Dasein ist, eine eigentliche Umschaffung, eine Veränderung in der Organisation jedes einzelnen Geschöpfs erfordert, das macht dieser Auslegungsweise nichts aus; diese Umschaffung zu motiviren genügt der Hinweis auf die Allmacht Gottes; gegen die Herbeiziehung dieser Instanz läßt sich begreiflicherweise nichts machen. Die consequentesten Vertreter dieser Idee von der Unverträglichkeit jeglicher Tödtung mit dem idealen Lebenszustande sind die indischen Büßer, welche sich scheuen, gewisse Schmarotzerthierchen zu tödten, und sich die Nase verstopfen, um keine Infusorien zu verschlucken, und auch die sind noch nicht einmal consequent genug, wenn sie doch die Vernichtung irgend welchen pflanzlichen Lebens sich ohne Bedenken gestatten. Diese Lieblingsmeinung nun von einem dem Sündenfalle vorausgegangenen physisch idealen Zustande, der den Wünschen des natürlichen Menschen entsprochen, kann sich bei der buchstäblichen Auslegung an unsern Schriftabschnitt wenigstens a n l e h n e n; allerdings sagt unser Schriftabschnitt von einer solchen totalen Umänderung in der Schöpfung nichts ausdrücklich, er redet nur von einer Strafverhängung über den M e n s ch e n, aber man kann doch die Consequenz als eine „selbstverständliche" ziehen, daß in demselben Momente, in welchem die ursprüngliche Todesfreiheit des Menschen in Todesunterworfenheit verwandelt worden, dies auch mit der gesammten Kreaturwelt geschehen sei. Diese buchstäbliche Auslegung hat ferner den Vortheil, daß sie sich die Auslegung der betreffenden neutestamentlichen Stellen, Röm. 5, 12 und Röm. 8, 18, am einfachsten zurechtlegen kann. Denn gewiß ist es ja, daß diese Stellen auf unsern Abschnitt zurückweisen und nach demselben aufgefaßt sein wollen.

Dagegen hat die buchstäbliche Erklärung den Nachtheil, daß sie sich nicht consequent bleiben kann, sondern ihre eignen Bahnen überschreiten muß, wenn anders sie die aus der analogia fidei entnommenen Postulate in unserm Abschnitte enthalten sein lassen will. Die beiden Strafverhängnisse über Mann und Weib werden buchstäblich genommen, und hier wird alles zwischen den Zeilen Lesen verbeten. Nicht so bei dem Strafverhängniß über die Schlange. Dieses letztere hat der gangbaren Auslegung doch nur insofern einen eigentlichen Werth, als sie darin die Hindeutung auf ein geistiges Verhältniß erblicken darf, auf den von Gott verordneten Kampf zwischen Mensch und Satan und die endliche Ueberwindung desselben; die hauptsächliche Bedeutung der Stelle liegt doch darin, daß in ihr das Protevangelium enthalten sein soll. Das ist doch aber eine rechte Inconsequenz in der Anwendung der Auslegungsprincipien. Die exegetische Alternative ist die: entweder bleibe man bei der buchstäblichen Auffassung und lasse Gott das unzurechnungsfähige Thier bestrafen, oder man sehe in unsrer Stelle das Protevangelium und erkenne dann in dem gegenwärtigen Verhältnisse des Menschen zur Schlange nur ein Substrat für das Verhältniß des Menschen zu der verführenden Macht.

Sehen wir auf der andern Seite, zu welchen Consequenzen die symbolische Auffassung uns führt. Hat die zoologische Schlange mit dem Verführungsacte nichts zu thun gehabt, so hat sie auch mit dem Strafacte nichts zu thun; so ist der gegenwärtige Zustand der Schlangen, indem sie auf dem Bauche kriechen und (im bildlichen Ausdrucke) Erde essen und mit dem Menschen in Feindschaft leben, nicht erst nach dem Sündenfalle entstanden; die ganze Erzählung weiß nichts davon, daß die Schlange früher eine andre Gestalt gehabt habe; sie hat vielmehr ihre gegenwärtigen Eigenschaften vom sechsten Schöpfungstage her, gleichwie sie die List schon vor dem Sündenfalle hatte. Dann folgt aber auch die Consequenz, daß die gegenwärtigen Zustände im Leben des Mannes und des Weibes auch nicht als Folgen einer äußerlichen Veränderung anzusehen sind. Unser Schriftabschnitt sagt dann gar nichts darüber aus, daß in Folge des Sündenfalles eine äußerliche Veränderung in den Lebenszuständen stattgefunden habe, sondern nur die Aussage ist in ihm enthalten, daß in Folge des Sündenfalles die gegenwärtigen Lebenszustände mit ihren hervorragend charakteristischen Momenten, Mühen, Schmerzen und Tod, durch die Sünde des Menschen ihre Bestimmtheit erhalten haben, so daß sie insofern nicht an sich, sondern in dieser ihrer Bestimmtheit durch die Sünde als Folgen des Falles anzusehen sind.

Die Lösung der Antinomie, daß nach der einen Seite die gegenwärtigen Zustände des Menschenlebens als permanente, von Anbeginn geordnete, angesehen werden (wie ja auch die Rückkehr des Menschen zur Erde auf seine Herkunft von der Erde zurückgeführt wird), während auf der andern Seite die gegenwärtigen Lebenszustände nicht als originale, sondern als durch den Sündenfall motivirte bezeichnet werden, liegt in dem Hinweise auf den Baum des Lebens, von dessen Genusse der Mensch ausgeschlossen wird. Der Ausdruck

der schmerzlichen Ironie Gottes: „Der Mensch ist geworden wie unser einer ꝛc.“ läßt uns auch das andre Wort: „nun aber, daß er nicht auch ausstrecke seine Hand nach dem Baume des Lebens“ als solche schmerzliche Ironie erkennen. Was wie göttlicher Egoismus klingt, daß er den Besitz des Lebensbaumes dem Menschen nicht vergönnen will, erscheint vielmehr als barmherzige göttliche Bewahrung. Wie der Genuß vom Baume der Erkenntniß dem Menschen sich zu seinem Unheile verkehrt hat, so würde auch der Genuß vom Baume des Lebens, angeeignet im Frevel „mit erhobener Hand“, sich dem Menschen zu seinem Unheile verkehrt haben, und die Verstoßung erscheint als gnädige Bewahrung. Der Genuß vom Baume des Lebens war dem Menschen zugedacht, und der davon zu erwartenden segensreichen Wirkung geht der Mensch durch seinen Sündenfall verlustig. Es liegt in der Darstellung unsres Kapitels die Hindeutung, daß der Genuß vom Baume des Lebens, wie er die immer voller eintretende Folge der sittlichen Bewährung gewesen sein würde, den Erfolg hatte haben sollen, den Naturnothwendigkeiten der Vergänglichkeit und des Schmerzes einen anderen Charakter als den bloßer Naturnothwendigkeiten zu geben und sie zu Segenswirkungen zu verklären, während umgekehrt die Ausschließung vom Lebensbaume die Folge hat, daß diese Naturnothwendigkeiten nicht nur diesen ihren Charakter behalten, sondern in's Schlimmere verkehrt und zu eigentlichen Strafwirkungen gemacht werden.

Das, was unser Abschnitt in der symbolischen Darstellung sagt, ist ja nun auch in der neutestamentlichen Realität entfaltet. Der Baum des Lebens ist das ewige Leben selbst in der Erkenntniß Gottes; wo dies höhere Lebensprinzip aufgenommen wird, da wird die Naturnothwendigkeit allerdings nicht aufgehoben, sondern verklärt. Das irdische Wesen des Menschen ist, abgesehen von seiner sündigen Beschaffenheit, des ewigen Daseins nicht fähig, Fleisch und Blut kann das Reich Gottes nicht ererben und das Verwesliche nicht erben die Unverweslichkeit; aber: „wer da lebet und glaubet an mich, der wird leben, ob er gleich stürbe.“ Der Tod ist kein Tod mehr, er ist verschlungen in den Sieg. Und was vom Tode gilt, das gilt von jeder einzelnen Schmerzempfindung, sie ist Trübsal, in der man fröhlich ist und auf Grund deren man rühmt. Umgekehrt, ohne die Aufnahme des neuen ewigen Lebensprincips ist Tod und Schmerz nicht blos Naturnothwendigkeit, sondern Erweisung des göttlichen Zornes.

So kann denn die göttliche Strafordnung über Mann und Weib und Schlange nicht anders denn so verstanden werden, als daß Gott den Menschen, der sich vom Genuß des Lebens im wahren Sinne selbst ausgeschlossen hat, der in seiner Naturbeschaffenheit liegenden Nothwendigkeit überläßt, und daß der Mensch dieser seiner Naturbeschaffenheit in ihren hervorragenden Momenten, ihren Sorgen und Mühen, Schmerzen und Kämpfen und in ihrer Vergänglichkeit sich nicht anders bewußt werden kann, als so, daß damit das Bewußtsein der Schuld unabtrennlich verbunden ist; „das macht dein Zorn, daß wir so vergehen.“ In dem Fluchworte über die Schlange kann danach auch nur die Erklärung jenes Verhängnisses über die Kreatur verstanden werden, daß sie

unterworfen ist der Eitelkeit ohne ihren Willen (das ist die Naturnothwendigkeit), daß sie zum Menschen in ein abnormes Verhältniß gesetzt ist (das ist die Folge der Sünde), daß die Natur am Menschen selbst und um ihn herum in beständigem Kampfe mit demselben liegt, daß sie eine verführende und verderbende Macht auf ihn ausübt, deren Resultat immer Niederlage und Sieg und Sieg und Niederlage zugleich ist.

Der Ausschluß vom Genusse des Baumes des Lebens war für den sündigen Menschen innere Nothwendigkeit, kein Willküract Gottes, aber doch dessen Willensthat; als solche Willensthat hat er doppelten Charakter, er ist göttliche Zornesthat und göttliches Erbarmen; Zornesthat, denn: „wer böse ist, bleibt nicht vor ihm;" Erbarmung, weil die von Gott gesetzten Lebenshemmungen die wohlthätige Verhinderung der Vollendung des Menschen im Bösen sind. Es ist zwar eine innere Unmöglichkeit, daß der in Sünde gefallene Mensch sich das ewige Leben im wahren Sinne sollte aneignen können, aber in der verkehrten Gottgleichheit sich steigern kann ja der Mensch. Die Frage ist freilich gar nicht zu beantworten, was geschehen sein würde, wenn Gott den Menschen nicht vom Baume des Lebens vertrieben hätte, er hat ihn eben vertrieben, aber die andeutenden Vorspiele davon kennen wir doch. Wenn Gott einen Menschen oder ein Volk seine eignen Wege gehen läßt und mit seinen Gerichten zurückhält, dann dient die Sicherheit ihm zum Verderben und mit frevelnd erhobener Hand greift ein entartetes Geschlecht nach dem Baume des Lebens. Dem gegenüber sind die göttlichen Strafordnungen wohlthätige Bewahrungen.

Die Verstoßung des Menschen aus dem Paradiese und die Lagerung des Engels mit dem Flammenschwerte vor dem Eingange desselben endlich haben wir als einen Ausdruck für den Gedanken aufzufassen, daß die ganze Erde für den sündigen Menschen den Charakter des Paradieses verloren hat. Der Engel mit dem Flammenschwerte ist die symbolische Bezeichnung für die Gesammtheit der göttlichen Zorneswirkungen, sowohl derer, welche sich in der inneren Sphäre des Bewußtseins als in der äußeren Sphäre der Naturwirkungen entfalten, Ausdruck für das innere Schuldbewußtsein sowohl wie für die äußeren Hinderungen eines glücklichen Daseins. Dabei ist es nach den Forderungen unsres Abschnittes gar nicht nothwendig, daß in Folge des Sündenfalles äußere Erdveränderungen stattgefunden haben müßten. Daß solche stattgefunden haben, das ist ja möglich und nicht unwahrscheinlich; daß auf den jetzigen Eisfeldern Sibiriens einst Elephanten im Schatten der Palmen gewandelt haben mögen, berichtet ja uns die Erdkunde; aber die Beziehung auf solche katastrophische Umänderungen der Erdfläche liegt ganz außerhalb des Gesichtskreises für die Darstellung unsres Abschnittes. Der Urstand, welchen unser Abschnitt postulirt, ist der eines für den Stand der Heiligung qualificirten und darin begriffenen Menschendaseins, von dem Versuchungen unabtrennlich sind, die aber überwindbar sind, das durch Beständigkeit im Gehorsam zu je größerer Sicherheit und Befestigung im Guten gelangen konnte, und das in der Aufnahme des höheren Lebensprincips in der Erkenntniß Got-

tes das Mittel hatte, die von seiner Natur unabtrennlichen Lebenshemmungen innerlich zu überwinden und zu verklären. Wie das Menschenleben heute aussehen würde, wenn der Mensch seiner Aufgabe treu geblieben wäre, wenn fromme Scheu vor der Uebertretung des Gottesgebotes zur beharrenden Richtung charaktervoller und erprobter Gesinnung des Einzelnen und zum Gemeingeiste der menschlichen Familie geworden sein würde, wer mag das sagen; sicherlich würde auch ein Heer von Uebeln wegfallen, deren direkter Ursprung aus der Sünde nicht mehr nachweisbar ist und die für unsere Erkenntniß den Charakter von Naturübeln angenommen haben, ohne daß doch deßwegen an eine andersartige Beschaffenheit der Grundformen des natürlichen menschlichen Lebens gedacht werden müßte; ja sogar, während gegenwärtig der Tod des Gläubigen sich nicht äußerlich sondern nur auf eine innere Weise von dem des Ungläubigen unterscheidet, so ist die Annahme gestattet, daß ohne das Eintreten des Sündenfalles der Uebergang aus dem diesseitigen in das jenseitige Dasein eine auch in die äußere Erscheinung tretende Verschiedenheit vom jetzigen Sterben an sich getragen haben würde, wie denn die neutestamentlichen Stellen 2 Cor. 5, 1—4, 1 Cor. 15, 51, 1 Theff. 4, 17 darauf führen, daß nicht eine Auskleidung, sondern eine Ueberkleidung durch verklärende Verwandlung der ursprünglichen Bestimmung entsprochen haben würde, indem auf Grund einer inneren Willensentscheidung des Menschen das Leben eine eben so große Macht über die Naturseite desselben gewinnen sollte, wie sie auf Grund der sündigen Willensverkehrung der Tod über dieselbe gewonnen hat.

Wir eilen mit unserer andeutenden Auslegung zu Ende; das Thema der Erklärung unsres Schriftabschnittes ist ein unerschöpfliches, unser Kapitel enthält eine ganze Weltanschauung; es gibt keine theologische Principienfrage, keine Frage von religiösem Interesse, die nicht durch die Auslegung unsres Kapitels berührt werden könnte, eine ganze Dogmatik ließe sich an der Hand dieser Textauslegung schreiben, der Fragen würden nach jeder eingehendsten Auslegung noch übrig bleiben, es galt hier nur die Linien des Umrisses nach allen Seiten hin anzudeuten. Daß bei der hier gegebenen Auslegung alle Gefahr wegfällt, die auf Grund des Schriftverständnisses dem Glauben gewiß gewordenen religiösen Ueberzeugungen in Conflict treten zu sehen mit Thatsachen und Schlüssen der empirischen Wissenschaften, so lange diese sich nur in den Schranken ihres eigenen Gebietes halten und nicht in das Gebiet des Uebersinnlichen herübergreifen, das ist allerdings recht erfreulich. Es ist um so befriedigender, je weniger im Allgemeinen noch in unserer Zeit die Beziehungen zwischen der religiösen und der empirischen Ueberzeugung klar erkannt werden. Es ist ja im Ganzen noch heute wie vor dreihundert Jahren; wie damals die gangbare Vorstellung kirchlicher Kreise sich durch die naturwissenschaftliche Einsicht eines Copernicus verletzt fühlte, so daß selbst Melanchthon meinte, wenn der Recht hätte, so sei es um Bibel und Religion geschehen, während andrerseits atheistisch Gesinnte auf die nun hinfällig gewordene Religion mit Hohn herabsahen, so ist es ja im Ganzen noch heute der Fall. Auf der einen Seite ein Verletztfühlen der Religiösen wegen der Störung in ange-

wöhnten Ueberzeugungen, die doch nicht religiöser Natur sind, und auf der andern Seite die atheistische Arroganz, ewige Wahrheiten leugnen zu dürfen, weil die Erkenntniß natürlicher Ursachen an etlichen Punkten erweitert und im Vergleich zu der früheren modificirt worden ist.

So befriedigend nun aber das Bewußtsein sein mag, sich mit seinen religiösen Ueberzeugungen und mit seinem Schriftverständnisse außerhalb des ärgerlichen Conflictes zu wissen, so darf doch der Wunsch nach solchem Friedensschlusse selbstverständlich für die Exegese nicht maßgebend sein. Die Schrift ist nicht nach den Forderungen der Naturwissenschaft, sondern nach sich selber zu erklären, die Exegese hat einfach danach zu fragen, was der Schriftabschnitt sagen will, und wenn sich herausstellen sollte, daß er Vorstellungen vertrete, die mit wissenschaftlichen Ueberzeugungen unverträglich sind, dann würde immer noch erst Zeit sein zu fragen, auf welche Seite man sich in der betreffenden Collision stellen wolle. Keine Auslegung darf sich für unwiderleglich halten; eine Widerlegung müßte in diesem Falle den Nachweis führen, daß die in der Erzählung selbst gefundenen Winke falsch aufgefaßt seien, oder daß die Consequenzen mit anderwärts in der Schrift ausgesprochenen Wahrheiten in unvereinbaren Widerspruch träten, so daß dadurch die Einheit des Urhebers der Schrift, des Geistes Gottes, in Frage gestellt würde.

Die symbolische Erklärung wird deßwegen Vielen unbefriedigend erscheinen, weil durch ihre Resultate die Wißbegier betreffs der Ursprünge des Menschengeschlechts zu wenig befriedigt wird; der Schleier, der über den Anfängen der Menschheit liegt, wird nicht in der erwünschten Weise gelüftet. Man möchte doch wissen, was nun eigentlich das erste Verbot an die Menschen gewesen wäre, und erhält die Antwort: sie sollten nicht wissen, was gut und böse sei durch eignen Genuß, und das heißt doch nichts anders, als: sie sollten nicht böse sein. Man möchte wissen, in welcher Form denn die erste Uebertretung vor sich gegangen, und erhält die Antwort: sie wurden böse. Man möchte doch wissen, wer denn für die Existenz des bösen Gedankens an sich persönlich verantwortlich gemacht werden kann, und erhält zur Antwort den Hinweis einerseits auf eine verführende Macht, die für sich selbst nicht böse ist und andrerseits auf einen menschlichen Willen, der nicht böse sein würde, wenn nicht die Verführungsmacht da wäre; das Problem wird, anstatt gelöst zu werden, vielmehr nur aufgestellt. Man möchte Auskunft darüber haben, wie denn der Verlauf des menschlichen Lebens gewesen sein würde, wenn kein Sündenfall eingetreten wäre, und erhält zur Antwort die Tautologie, daß unsre gegenwärtige Lebensform in allen ihren Momenten ein Zeugniß für unsre Sündhaftigkeit sei, und daß die Schuld davon an unserer selbstverschuldeten Ausschließung aus unsrer Gemeinschaft Gottes sei.

Da mag man denn etwa sagen, unser Abschnitt enthielte auf diese Weise gar wenig oder gar keine Offenbarung, sei eine Offenbarung, die nichts offenbart, nichts, was man nicht schon selber wisse und wovon einem das eigne Gewissen Zeugniß gibt. Wenn man so sagt, so läßt sich allerdings nichts darauf erwiedern; ja es ist so. Ob es aber berechtigt sei, darüber zu klagen, und

ob wir nicht etwa unsere Ansprüche, die wir an eine Offenbarung stellen, zu reformiren haben, das ist eine andere Frage. Gehet uns dadurch, daß unser Abschnitt die Räthsel unseres Daseins nur aufstellt statt sie zu lösen, etwas von dem verloren, was uns zu unserer Seligkeit zu wissen nöthig ist? Oder sind es nicht vielmehr einzig und allein die sittlich religiösen Ueberzeugungen, welche unser Abschnitt aufstellt, deren Festhalten zur Seligkeit innerlich nothwendig ist? Unser Abschnitt ruft uns eine Bestätigung des apostolischen Wortes zu: wir schauen jetzt in einem Spiegel, in einem dunkeln Worte. Es mag denn auch gefragt werden, ob und inwiefern dann unser Abschnitt auch noch Norm für den Glauben sei, da er doch dem Glauben zu wenig positiven Inhalt darbiete, daran derselbe sich zu halten habe. Darauf ist zu antworten: freilich ist er Norm für den Glauben, und zwar erst recht, nicht weil er Resultat eines abstract supernaturalen, zum Zwecke der Belehrung mitgetheilten Wissens ist, sondern weil er selbst der Ausdruck einer reinen, oder sagen wir besser, der reinen Glaubensstimmung ist, der Glaube hat seine Norm an dem, das des Glaubens ist. Die Conception unsres Kapitels ist eine Glaubensthat, und das ist die rechte Inspiration. Der eigentliche Gehalt unsres Abschnitts, das höhere Wissen, das er mittheilen will, das ja auch ein übernatürliches genannt werden kann, weil es nicht von Fleisch und Blut herstammt, sondern vom Geiste Gottes, sind die ewigen Glaubenswahrheiten. Daß es Sünde gibt, daß sie Ungehorsam gegen Gottes Gebot ist, daß sie unsre Schuld ist, daß sie der Leute Verderben ist, daß durch sie die natürliche Lebensordnung zum Fluche wird, daß ihr tiefster Unsegen in der Ausschließung aus der Gemeinschaft Gottes besteht, und wer kann es alles aussagen, was in unserm Abschnitte alles an Unterweisung zur Gottseligkeit enthalten ist, das sind die Grundzüge gläubiger Ueberzeugung, die unser Abschnitt in einer für das Verständniß des Einfältigen faßbaren und für die Erkenntniß des Gereiften unerschöpflichen Darstellung zur Anschauung bringen will.

Und nun noch ein Punkt. Wenn die symbolische Auslegung wohl, wie jede andere ja auch thut, sich für die richtige und im Vergleich mit jeder anderen höhere ansieht, so möchte die Frage entstehen, ob sie denn nicht beanspruchen solle, überall da, wo der Inhalt des Kapitels mitgetheilt wird, die Mittheilung zu begleiten habe, ob also etwa schon im Jugendunterrichte, in der Bibelstunde und Gemeindepredigt, im Gespräche mit irgend welchen Laien diese Auslegung als die Errungenschaft tieferer Einsicht wohl gar mit abschätziger Polemik gegen die gangbare buchstäbliche Auffassung vorgetragen werden soll. Hierauf ist zu erwiedern, daß dies eine gröbliche Verkennung des im Abschnitte selbst gegebenen Winkes wäre. Die im Abschnitte gewählte Form für die Einkleidung der sittlich religiösen Wahrheiten ist eben für jede weitere Mittheilung derselben die schlechthin normative; es ist der Wirksamkeit des Geistes bei jedem Einzelnen zu überlassen, ob er lerne, die Form zu zerbrechen und den Kern zu entnehmen. Die beiden Arten, die dargebotene Wahrheit zu erfassen, in der Form des abstracten Gedankens und in der sinnbildlichen Einkleidung dürfen einander nicht feindselig widerstreben. Wer

sich von der sinnbildlichen Form, die sittlichen Wahrheiten zu fassen, noch nicht losmachen kann, der behalte sie in dieser Form, damit ihm nicht der Inhalt zugleich verloren gehe. Wessen Aufgabe es aber ist, die religiösen Wahrheiten seiner Zeitgenossenschaft mitzutheilen, so wie dieselbe nun einmal ist, und sich mit ihr geistig auseinander zu setzen, wer in sich selbst den persönlichen Beweis zu liefern hat, daß die in der Schrift enthaltenen religiösen Wahrheiten im Glauben festgehalten werden können auch bei allem Wechsel und bei aller Erweiterung der geschichtlichen und naturgeschichtlichen Erkenntnisse, und dies alles hat der evangelische Geistliche im Allgemeinen zu thun, der hat wohl die Pflicht, seine eigne Glaubensurkunde einmal genau darauf anzusehen, ob sie ihn denn wirklich dazu nöthige, sich eine Reihe von Vorstellungen naturgeschichtlicher und historischer Art zu machen, für die er dann als für Glaubenssätze einzutreten habe. Zwischen der Weltanschauung des Glaubens und zwischen dem, was man moderne Weltanschauung zu nennen pflegt, wird ja immer dieselbe Differenz sein, wie sie nach 1 Cor. 1, 23 zu des Apostels Zeiten war, aber daß nicht die Kluft künstlich und unnöthig erweitert werde durch unsere Unlust, angewöhnte Vorstellungen auf Grund der Schrift einer Selbstkritik zu unterziehen, dafür haben wir ein Jeder an seinem Theile die Verantwortung.

Die Integrität unsers Bekenntniß-Artikels.

Bereits im vorigen Jahre nach den befremdenden Angriffen auf unsre Gewissensfreiheit und auf unsern Bekenntnißparagraph in diesen Blättern lag es mir im Sinn, ein Wort zur Abwehr und Vertheidigung gegen schreiende Mißverständnisse zu reden. Während meines Zuwartens haben andre Brüder dasselbe gethan von verschiedenem Gesichtspunkt, leider nur zum beunruhigenden Beweise, daß das Gefühl des Unbehagens immer allgemeiner zu werden droht, als sei irgend eine Gefahr im Anzug, welche die ruhige und gedeihliche Entwicklung, ja sogar die Existenz unsrer gewiß Allen liebgewordenen, ja an's Herz gewachsenen synodalen Verbindung in Frage stelle. Sonderbar! Sollte es denn wirklich um den ruhigen Frieden und die herzinnige Eintracht geschehen sein, die einst die Gründer unsrer Synode beseelte, und so lange Jahre und viele Mühen hindurch die Hände und Herzen der Glieder stark erhielt in dem Einen, was noth ist, um auch hier in Amerika unter unseren deutschen Landsleuten dem Herrn der Kirche ein evangelisches Volk zuzuführen aus dem religiösen Abfall, aus der kirchlichen Zerstreuung, aus der confessionellen Zersplitterung? Fast hätte es den Anschein, als wollte (sit venia verbo) die alte rabies theologorum, unter der einst Melanchthon seufzte, auch bei uns erwachen, oder als sollte ein Anfall jener noch älteren furies teutonica wieder einmal losbrechen, so wuchtig fallen die Keulenschläge einer unbarmherigen und rücksichtlosen Kritik auf unsern armen Bekenntnißartikel. Ja, noch mehr! In jeder seit dem vorigen Jahre betr. den § 2 unsrer Statuten in der Zeitschrift erschienenen Abhandlung begegnen uns

Worte wie: „ändern", „streichen" des Bekenntnisses, „austreten", „ausschließen" der Glieder, oder gar „auflösen" der Synode, so daß die geringe Cirkulation der Zeitschrift ordentlich fast wie ein Glück zu preisen wäre.

Hierauf ist nun vorderhand nur daran zu erinnern, daß zur Zeit neben dem § 2 doch auch § 82 der Statuten noch Geltung habe, wonach eben der § 2 für unantastbar und unveränderlich erklärt ist, ferner, daß das Umsichwerfen mit „austreten" und „ausschließen" mindestens gegen die Liebe ist, ferner, daß das „Auflösen" der Synode wohl noch Niemand Herzklopfen verursacht aber gegen die Vorsicht verstößt, denn man soll den Teufel nicht an die Wand malen.

Indessen haben wir ja guten Grund zur Hoffnung im Herrn; es wird sich wohl schon ein Mittel finden lassen, um die streitigen Fragen zu lösen und die ersehnte Harmonie herzustellen. Gegenwärtige Meditationen wollen nichts weiter als ein bescheidener Versuch dazu sein, herrührend von einem Pfälzer, der aus langjährigem Hin- und Herwogen kirchlicher Kämpfe und Verwüstungen die Gefahren wohl kennt, an den Grundvesten einer kirchlichen Verfassung zu rütteln. Zwar sind es dort ganz andre Faktoren des Streites, indem der Rationalismus, jetzt in das Schafskleid des Protestantenvereins gehüllt, das Grundgesetz der Union für seine Zwecke zu deuten sucht, um die positiven Elemente und Fundamente des Evangeliums abzuschaffen, während wir dem Herrn und durch ihn den Verfassern unsrer Synodalstatuten für immer zum unvergeßlichen Danke verpflichtet sind, daß dafür in unserm Kreise kein Platz ist und auch mit dem Beistande des heil. Geistes nicht werden wird. Und so lange wir auf evangelischem und reformatorischem Grunde stehen, wird auch das Aufeinanderplatzen der Geister nur zur Reinigung dienen und zum guten Ende führen.

Aber vor Einem Feinde müssen wir doch auf der Hut hierbei sein, vor dem einseitigen egoistischen Subjectivismus nämlich, dem verderblichen Wurme des Protestantismus überhaupt, der an seiner Einheit nagt und die höchsten Errungenschaften der Reformation anfrißt. Wo ihm kein heilsamer Damm entgegengesetzt wird, da säet er Zwietracht, und es will mich bedünken, als seien die Ausstellungen, die gegenwärtig unsern Bekenntnißartikel hin und her zerren, eben solche subjective Anläufe, die zwar wohlgemeint, dennoch wider Willen den Keim des Schadens in sich tragen, die bisherige Eintracht und Festigkeit des Bekenntnißstandes unsers synodalen Körpers zu schädigen. Der eine Bruder legt diese, der andre jene Meinung in den § 2, der eine sieht diesen, der andre jenen Sinn darin, und wenn wir die verschiedenen individuellen Meinungen, Wünsche und Vorschläge prüfen, die sich schon jetzt nach kurzen Disputen darüber äußern, so werden wir gestehen müssen, daß nach Befriedigung Aller nur wenig mehr von unserm alten Bekenntnißartikel übrig bleiben würde.

Hiergegen hilft nun Nichts als getreues Festhalten und möglichstes Verstärken des objectiven Bekenntnißstandes. Festhalten dessen, was in der Vergangenheit so lange ungerüttelt im Segen gewirkt hat, dem wir auch heute noch unsern brüderlichen Zusammenhalt ver-

danken, und Verstärken dessen, was auch in der Zukunft mit des Herrn Hülfe unsrer evangelischen Synode denselben Halt und Zusammenhalt gewähren soll, daß auch der mit dem Wachsthum der Gliederzahl sich steigernde Subjektivismus nur mit starkem Abprall daran zu rütteln vermöchte.

Laßt uns denn sine ira et studio die Ursache der gegenwärtigen Unruhe untersuchen, sodann den Beweis versuchen, daß für die Integrität unsers Bekenntnißartikels die triftigsten Gründe bestehen, und schließlich nach einer Abhülfe aussehen, die etwa gerechten Forderungen genügen könnte, unbeschadet des objectiven Bestandes unseres Bekenntnisses und unsrer Synode.

Schon vor Jahren schwebte mir das Bedürfniß vor, es müßte eigentlich unsern Statuten eine Art geschichtlicher Einleitung vorangeschickt werden, worin die Bedeutung, Berechtigung und Verständigung der evangelischen Kirche in Amerika etwas ausführlicher dargelegt wäre. Ich war aber damals noch ein homo novus in der Synode und mochte nicht vorgreifen. Mittlerweile hat sich nun unser Körper seit 1872 mächtig ausgedehnt mit der berechtigten Aussicht, in progressivem Maßstabe mehr und mehr fortzuschreiten. Er hat sich seitdem an Pastoren und Gemeinden verdoppelt, und scheint ihn nun ein gewisses Selbstbewußtsein seiner beginnenden Mannheit zu überkommen, das ihm das Provisorium seiner Kindheit jetzt nur mehr ungenügend erscheinen läßt. Das sind naturgemäße Entwicklungsstufen jedes gedeihlichen Gemeinwesens, wie sich dieselben auch in der christlichen Kirche schon zu der Apostel Zeiten kund thaten. Sie tragen an und für sich durchaus nichts Gefährliches in sich, und auch die Gründer unsrer Synode werden dieselben gewiß nicht mißbilligen, sondern vielmehr mit Wohlgefallen beurtheilen als Zeugnisse von Lebenskraft und Begeisterung.

Erst dann können solche Bestrebungen gefährlich und schädlich werden, wenn sie zerstörend und niederreißend anstatt entwickelnd und aufbauend wirken würden, und wir dürfen wahrlich nie die grundlegende Bedeutung der ersten Synodalzeit übersehen, wenn die Entwicklung unsers Körpers eine stetige und gesunde sein soll. Allerdings ist die Zeit rasch gekommen, wo eine einfache Einleitung zu unsern Statuten, wie ich sie oben andeutete, nicht mehr genügen dürfte, sondern wo dieselben vielmehr einer zu Recht bestehenden Ergänzung zu bedürfen scheinen. Aber noch fehlt der Beweis, daß das Fundament unsrer Statuten selbst ungenügend geworden wäre, und besonders unsern Bekenntnißartikel halte ich auch jetzt noch für allen gerechten Forderungen gewachsen.

Den Beweis für diese Behauptung finde ich einfach in den bisherigen Forderungen selbst, auf deren Grund hin man den § 2 unsrer Statuten geändert haben will und zwar nicht übereinstimmend an einem bestimmten Punkte, sondern bald da, bald dort, bald so, bald anders. Dies zeigt deutlich, daß sie weniger aus einem allgemeinen Bedürfniß, sondern vielmehr aus subjektiven Anstößen entspringen. Sie lassen sich, soweit bis jetzt davon verlautet, auf drei Punkte fixiren: 1. auf unser Synodalprinzip, 2. auf unser eigentliches Bekenntniß, und 3. auf unsre Gewissensfreiheit.

1. Daß unser Synodalprinzip auch Bekenntnißschriften causaliter involvirt, erhellt sofort daraus, daß man von gewisser Seite die „Unzulänglichkeit" ja die „Ueberflüssigkeit" auch aller Symbole aus dem Prinzip der evangelischen Kirche herzuleiten meint, da dieses nichts Andres sei als allein das Wort Gottes. Das ist aber eine Verwechslung der Begriffe, und die daraus abgeleitete Definition unsers Prinzips eine contradictio in adjecto, wenn man anders unter Prinzip die erste Ursache (princeps causa) einer geschichtlichen Erscheinung und die sich daraus ergebenden Grundsätze versteht. Nun ist aber doch klar, daß die Entstehungsursache der evangelisch-vereinigten Kirche nicht das Wort Gottes allein ist, als ob es erst dieser Kirche bedurft hätte, um die Schrift als alleinige Quelle der Erkenntniß zu demonstriren. Anders verhielt es sich mit der Reformation, da diese wirklich das Wort Gottes erst wieder unter dem Scheffel der Tradition und Hierarchie hervorziehen mußte. Daher hat sie folgerichtig die heil. Schrift zu ihrem formalen Prinzip (principium cognoscendi) und die evangelische Kirche als ein Theil der protestantischen ist ja freilich an diesem allgemeinen protestantischen Prinzip betheiligt, sowie als Theil der evangelischen Kirche auch unsre Synode. Aber sie muß neben diesem ein ihr ganz eigenthümliches Prinzip haben, da ihre Entstehung sonst keinen Grund gehabt hätte, indem sowohl die lutherische als die reformirte Kirche dasselbe Schriftprinzip hat.

Die evangelische Kirche und zwar nicht die ideale, die noch werden soll, sondern die reale Erscheinung als eine ecclesia visibilis, sie ist aus dem Bedürfniß entstanden, kirchlich Getrenntes wieder kirchlich zu vereinigen, und zwar auf dem Grunde des gemeinsam erkannten und bekannten Evangeliums, des gemeinsam erkämpften und errungenen Protestantismus im Riesenwerke der Reformation. Sie hat zwar ihr Vorbild an der apostolischen Kirche, und an der verheißenen „Einen Heerde" ihren idealen Hintergrund. Allein ihre Aufgabe in der Gegenwart ist und bleibt die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche unsers deutschen Vaterlandes. Speziell für unsre Synode besteht demnach die Aufgabe derselben in der Verpflanzung und Pflege der evangelisch unirten Kirche unter den Deutschen in Amerika. Darum ist neben dem allgemeinen Schriftprinzip das Unionsprinzip das ihr und nur ihr besonders eigenthümliche. Darauf ruht ihr Wesen, ihre Bedeutung, ihre Aufgabe, ihr Ziel, und, was besonders zum richtigen Verständniß nöthig ist, das Bekenntniß der deutschen evangelischen Synode von Nord-Amerika.

2. Dieses unser Synodalprinzip geht denn auch ganz unverkennbar aus den Eingangsworten des Bekenntnißparagraphs hervor, d. h. die Synode weiß sich nichts Anderes als „einen Theil der evangelischen Kirche" und „versteht" unter derselben diejenige Kirchengemeinschaft, welche eben aus der Vereinigung der beiden lutherischen und reformirten Schwesterkirchen entstanden ist. Diese Vereinigung ist jedoch keine abgeschlossene oder fertige, sondern sie erneuert sich fortwährend in den Gliedern der Synode und kann das Gepräge ihres Ursprungs weder entbehren noch umgehen. Demnach muß der grundlegende Artikel ihres Bekenntnisses aus innerer Nöthigung die hauptsäch-

lichen, d. h. die in den betreffenden deutschen Kirchen der lutherischen und reformirten Konfession allgemein gültigen Bekenntnißschriften namentlich anführen, und das sind gerade diese drei: die Augsburger Konfession, Luthers und der Heidelberger Katechismus.

Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Mehr nicht, da die genannten jedem Synodalglied, so wie jeder konfessionellen Kirche den Consensus und Dissensus der verschiedenen Bekenntnißschriften zur genügenden Orientirung und Beurtheilung darthun, während andre z. B. die schmalkald. Artikel oder die helvet. Konfession u. a. m. wohl dasselbe thun könnten, aber keine allgemeine Geltung haben. Uebrigens sind denn auch glücklicherweise die bis jetzt verlauteten Rufe nach Anführung mehrerer Bekenntnißschriften im § 2 so vereinzelt, daß sie wirklich keiner besonderen Beachtung werth sind.

Ernster sind die Forderungen von weniger Symbolen zu nehmen, deren eine sich sogar so weit versteigt, alle zu streichen. Das heißt tabula rasa machen! Doch hat auch dieser Vorschlag das Glück, so radikal und verschroben zu sein, daß er nur von Wenigen adoptirt werden wird. Den meisten Beifall würde ohne Zweifel der Vorschlag finden, statt aller andern Bekenntnißschriften einfach die Augsb. Confession von 1540 zu substituiren, indem man mit Recht darauf hinweist, daß in derselben die Gegensätze möglichst ausgeglichen und abgeschliffen seien. Ich selbst würde mich gern diesem Vorschlag anschließen, aber zwei Bedenken stehen mir im Wege. Die Differenzen sind weltkundig und können weder todtgeschwiegen noch umgangen werden. In unserm Seminar könnte z. B. zu einer komparativen Symbolik der lutherischen und reformirten Kirche die variata von 1540 nicht gut verwendet werden. Auch hat sich die sogenannte Vermittlungstheologie bereits überlebt. Nicht durch Vermittlung der Gegensätze mit einander, sondern allein durch deren friedliche Versöhnung neben einander ist eine wahre Union zulässig und möglich.

Eine zweite Schwierigkeit liegt auch darin, daß eben keine konfessionelle Kirche die geänderte Augsb. Konfession als ihr Glaubensbekenntniß κατ' ἐξοχήν anerkennt, und es sich bei der Union doch nicht um vereinigte Konfessionen, sondern um Kirchen handelt. Das Bewußtsein und die Aufrichtigkeit der evangelischen Kirche fordert jedenfalls die Konstatirung des Consensus und des Dissensus der Bekenntnißschriften, und ich möchte wohl behaupten: Nicht durch ängstliches Vermeiden, oder behutsames Umgehen der Differenzpunkte, sondern durch deren furchtloses Zergliedern und Zurückführen auf die heil. Schrift beweisen wir am besten ihre große Versöhnlichkeit und die gegenwärtige Geringfügigkeit der Scheidewand zwischen den beiden Schwesterkirchen.

Gerade hierher gehört nun noch ein Andres, daß nämlich der Consensus in den Differenzpunkten keineswegs schlechthin aufgehoben ist. Sie haben vielmehr stets ein gemeinsames positives Moment, das von der Quelle der heil. Schrift ausgehend an der Hand der Symbole allen Spekulationen heilsame Schranken setzt und der evangelischen Kirche ihren positiven Charakter bewahrt. Mag z. B. die Differenz zwischen der lutherischen und reformirten Abendmahlslehre noch so weit gezogen werden, das gemeinsame Moment der

Vergebung der Sünden ist im Consensus der beiderseitigen Symbole eingeschlossen und bewahrt die evangelische Kirche vor dem rationalistischen Irrthum, dieses Sakrament etwa als bloßes Gedächtnißmahl aufzufassen. Ebenso wird der Prädestinationsstreit, ob der Rathschluß Gottes bedingt oder unbedingt sei, auf Grund der reformatorischen Bekenntnisse stets sein gemeinsames Moment an der Gnade haben, das auch die evangelische Kirche vor ganzem oder halbem Pelagianismus bewahrt. Und hier ist es, wo wir nun auch von der intensiven Betheiligung der Gewissensfreiheit an unserm Bekenntniß zu reden haben.

3. Es geht der Gewissensfreiheit gerade wie dem Dissensus; durch „streichen" kann man keins von beiden abschaffen. An und für sich ließe man sie schon gelten — man weiß wohl, was evangelisch-protestantische Gewissensfreiheit ist (Luther in Worms, Paulus, 1 Cor. 10, 29, Röm. 14, 1) — nur aus unserm Bekenntnißartikel soll sie gestrichen werden. Ich muß es ehrlich sagen, daß mir solche Bedenklichkeit nicht sehr weit von Feigheit vorkommt, und noch betrübender ist die Wahrnehmung, daß man sich nicht scheut, denselben Maßstab der Bedenklichkeit an die Synode selbst zu legen. Die Gegner unsrer Gewissensfreiheit geben sich selbst den Anschein, als hätten sie kein Vertrauen in die Synode, die Gewissensfreiheit schriftgemäß und rechtgläubig zu gebrauchen, und ihre Streichung würde in der That nichts Andres sein als ein testimonium paupertatis, als ein Mißtrauensvotum gegen die Tüchtigkeit der Synode. Hat sie das verdient? Und mit welchem Rechte beweist man denn solche verletzenden Invektiven? Etwa durch einzelne Ausnahmen? Aber die kommen in jeder Kirche vor. Oder etwa dadurch, daß unsre Gewissensfreiheit bloße Lehrfreiheit sein soll? Dieser Beweis dürfte indessen schwer fallen. Wie? Sind denn die symbolischen Bücher blos Lehrbekenntnisse? Nennt nicht die lutherische Kirche die Augsburger Konfession mit Stolz und Freude ihr G l a u b e n s bekenntniß? Wäre denn der Unterschied zwischen Evangelischen und Katholischen ein anderer, als der, daß der Katholik im Gewissenszwang steckt, unsre „Lehrfreiheit" aber gewährt dem evangelischen Volke die stolze! Gabe der — Hörfreiheit!

Doch man geht noch weiter. In Bezug auf die Differenzpunkte soll unsre Gewissensfreiheit sogar zur Ungebundenheit, zur Zügellosigkeit ausarten! Wie sind doch solche Schreckbilder nur möglich, da man doch eine dreißigjährige gesegnete Vergangenheit zur Garantie hat? Um so lieber gehe ich über diese Kränkung hinweg, als darauf bereits mehrfach in der „Theologischen Zeitschrift", so noch kürzlich, Seite 60, erwiedert wurde, und will nur noch auf die k o h ä s i v e Verbindung aufmerksam machen, in der die heil. Schrift und die Symbole zu einander stehen, und die für die Gewissensfreiheit, wie für unsern ganzen Bekenntnißartikel maßgebend ist. Die Schrift nie ohne Bekenntniß und kein Bekenntniß ohne die Schrift. Durch diese Gegenseitigkeit ist das Gewissen des Gläubigen gebunden an das Wort Gottes wie an die adäquate Auslegung desselben in den Symbolen, die sich auch in den Differenzpunkten nicht verleugnet. Durch s i e ist aber das Gewissen auch

frei von sklavischem Buchstabenglauben, und die Gewissensfreiheit ist allerdings Lehrfreiheit, aber sie ist auch wohl berechtigte und theuer erworbene Glaubensfreiheit für Lehrer und Hörer.

Endlich auch ist die Gegenseitigkeit der Schrift und der Symbole der für eine gläubige Kirche absolut nothwendige Causalnexus von Ursache und Wirkung, davon die Schrift immer das erste und ihre systematische Auslegung in den Symbolen das zweite Moment bildet. So war es zu allen Zeiten vom Apostolikum an gewesen, und auch in unserm Bekenntnißartikel, so wie er ist, kommt dieses Wechselverhältniß vollkommen und ungeschmälert zu seinem verbrieften Rechte.

Wenn ich hiermit das gute Recht unsers Bekenntnißparagraphs vom ersten bis zum letzten Worte, wenn auch nur fragmentarisch, dargethan zu haben glaube, so liegt gewiß hierin auch der gute Grund, der die Urheber unsrer Statuten veranlaßte, durch den § 82 die Unverletzlichkeit des § 2 auszusprechen, und den Schutz des noli me tangere gegen subjektive Neuerungen über denselben zu breiten. Möge denn Consequenz und eine gesunde Praxis, oder auch, können wir sagen, Gerechtigkeit und Weisheit, ja das einfache Gebot der Liebe, die Synode dazu bewegen, das, was der Herr bisher so sichtlich gesegnet hat, auch im Segen und Frieden zu erhalten. Doch nicht Stagnation ist es, was wir befürworten, sondern stetiges Fortschreiten und Weiterbauen auf dem gelegten Grunde. Hiezu möchte es wohl an der Zeit sein, unsern Statuten eine zu Recht bestehende Ergänzung beizufügen, worin etwa folgende Punkte berührt wären: Die Bedeutung der evangelischen Kirche, die geschichtliche Entwicklung unserer Synode, eine Darlegung der Unionsversuche seit der Reformation, das normative Verhältniß der Symbole, eine Beschreibung der hauptsächlichen Differenzpunkte mit Angabe ihrer konsentirenden Momente, eine Belehrung über die Gewissensfreiheit und deren Berechtigung innerhalb des Bekenntnißartikels u. s. w. Hier wäre auch der Ort, der Augsb. Konfession von 1540 zu gedenken, als eines gemeinsamen Bekenntnisses, besonders gegenüber den ungerechten Vorwürfen der Konfessionellen. Selbstverständlich dürfte diese Ergänzung nur Ausführungen und Erklärungen dessen enthalten, was im Bekenntnißparagraph begriffen ist, und Alles, was gegen den Sinn desselben wäre, müßte ausgeschlossen sein. Darüber zu entscheiden, hat deßhalb auch nur die Generalversammlung die ihr zustehende Kompetenz, und bis dahin ruhe die Kritik. Jürgens.

Welches Recht und welche Pflicht hat unsere Synode als solche, selbstständige Mission zu treiben?

(Referat von P. C. Bechtold.)

(Fortsetzung.)

Diese solidarische Verantwortlichkeit trägt die Kirche Jesu bis an das Ende dieser Weltzeit. Sie hat dafür Sorge zu tragen, daß die Sendung nicht stille steht. Nicht jedes einzelne Glied der Kirche hat die Pflicht, als Mis-

sionar zu den Heiden zu gehen. Aber der Gesammtkirche liegt es ob, solche Veranstaltungen zu treffen, daß der Missionsgeist in ihr lebendig bleibt, daß es an Sendboten nie fehlt und daß für die Ausbildung, die Leitung und Unterhaltung dieser Boten allezeit gesorgt ist." *)

Nachdem wir so in Vorstehendem die Missionspflicht der christlichen Gesammtkirche zu beweisen gesucht haben, nämlich einmal als ein ihrem innersten Wesen entspringendes Bedürfniß, wonach sie dem Ziele der Vollendung entgegenstreben muß; — zum Andern als einen ihr übertragenen Befehl, zu dessen Erfüllung die Gewissenhaftigkeit und Verantwortlichkeit sie treiben soll, wenden wir uns zur Beantwortung der Frage: welchen Antheil die Particularkirchen an dem Missionswerk zu nehmen verpflichtet und berechtigt sind?

Wir könnten uns die Sache leicht machen und sagen, daß, in demselben Verhältniß als eine Kirchengemeinschaft auf Grund des Evangeliums das Recht einer Sonderstellung nach Lehre, Verfassung und Bekenntniß für sich beansprucht, sie auch gleichzeitig einen entsprechenden Antheil an der Missionspflicht übernimmt, nach dem bekannten Satze, daß, wo Rechte, auch Pflichten sind. Doch wir wollen hiebei nicht summarisch verfahren, sondern die Frage etwas ausführlicher beleuchten, da es uns darauf ankommt, nachzuweisen, daß auch unsere evangelische Synode von Nord-Amerika, sofern sie das Recht einer selbstständigen Existenz neben andern Kirchen dieses Landes beansprucht, die Pflicht habe, selbstständig Heidenmission zu treiben. —

Schon im ersten Theil unsrer Abhandlung haben wir gesagt, daß hinter den Aposteln nicht blos der befehlende Herr, sondern auch eine sendende Gemeinde stand. So sandte die Gemeinde zu Antiochien, unabhängig von der Muttergemeinde in Jerusalem, auf göttliche Weisung den Barnabas und Paulus aus (Act. 13, 2), wodurch ein Auseinandertreten des Missionswerkes in eine rein-jüdische und eine gemischte, vorzugsweise den Heiden zugewandte Mission herbeigeführt wurde, während eine spätere apostolische Besprechung zu Jerusalem dies Missionswerk bestätigte. (Gal. 2.) Daß dasselbe ein eigenthümliches, von dem der andern Apostel abweichendes Gepräge erhalten mußte, ist klar. Solche Eigenthümlichkeit war nicht nur durch den Charakter des griechischen Heidenthums, unter welchem die beiden Apostel missionirten, begründet, sondern auch durch das christliche Leben in der Gemeinde zu Antiochien, aus welcher jene hervorgingen. Denn, obschon es nur eine Predigt von Christo, dem Gekreuzigten, gab, so mußte doch das Leben einer Gemeinde sich nach der Seite hin abweichend von dem einer andern gestalten und entwickeln, nach welcher hin mehr oder weniger gemeinsame Berührungspunkte in ihrer Stellung zum Mittelpunkte sich fanden. Zwar waren nun Paulus von Tarsen und Barnabas von Cypern Juden: jener ein Pharisäer, dieser ein Levit. Aber sie waren, wie der Ort ihrer Herkunft bezeugt, griechisch-gebildete Juden, deren individuelles Christenthum, nachdem

*) Warneck's Miss. Zeitschrift Octbr. '79. „Die Missionspflicht der Kirche."

sie einmal die allgemeinen Grundwahrheiten sich angeeignet, einen universelleren Charakter tragen mußte, als das der übrigen Apostel mit ihren anfänglich beschränkt-jüdischen Anschauungen. Deshalb eigneten sie sich auch besonders zur Arbeit unter den Proselyten in Antiochien, wohin die Apostel von Jerusalem aus den Barnabas entsendet hatten.

Während der Zeit, welche sie in der Antiochenischen Gemeinde zubrachten und sie lehrten, mußte ihre Lehrweise sich mit Rücksicht auf die Fassungskraft und das Verständniß derselben entwickeln und sich mehr und mehr den eigenthümlichen Anschauungen des griechischen Volkscharakters anpassen; — völlig entgegengesetzte — bekämpfend; — irrthümliche, mit heidnischen Elementen vermischte — läuternd und heiligend. — Bei diesem gegenseitigen Austausch heidnisch-christlicher und jüdisch-christlicher Ideen und Ueberzeugungen mußte auch eine gegenseitige Durchdringung derselben, unter Festhaltung des centralen Einigungspunktes, Christus der Gekreuzigte, stattfinden. Und, nachdem so gewisse, eigenthümliche Normen für das innere Leben und die äußere Gestaltung der ersten heiden-christlichen Gemeinde sich gebildet hatten, wurden dieselben eben durch jene beiden Heiden-Apostel auf die späteren übertragen. So läßt sich schon gleich beim Anfang des christlichen Missionswerkes die Verschiedenartigkeit der neu entstehenden Gemeinden erklären, welche der Ausbreitung des Christenthums gewiß nicht hinderlich, sondern vielmehr förderlich gewesen ist. Es wird sicherlich Niemandem einfallen, in dieser Trennung und selbstständigen Handlungsweise der Gemeinde zu Antiochien eine Zersplitterung der Kräfte zu suchen; noch viel weniger derselben das Recht, auf eigne Hand Mission zu treiben, streitig zu machen. Vielmehr werden wir zugestehen müssen, daß dieselbe beides, Pflicht und Recht, auf ihrer Seite hatte und daß gerade durch die Trennung die in ihr vorhandenen Gaben und Kräfte in recht fruchtbringender und gottgewollter Weise zur Verwendung kamen.

Etwas Anderes ist es freilich mit den Spaltungen innerhalb der einen Korinthischen Gemeinde, wo die streitenden Parteien, mehr und mehr den centralen Einigungspunkt aus dem Gesichte verlierend, sich auf allerlei Klügeleien und spitzfindige Fragen einließen und am Aeußeren hängen blieben. Von dieser Gemeinde lesen wir nicht, daß sie das reichliche Maß von geistlichen Gaben, welches ihr geschenkt war, zur Ausbreitung des Evangeliums angewandt hat. Sie lebte augenscheinlich mehr sich selbst und überließ sich dem Genuß ihres geistlichen Besitzthums, theils zu eitler Selbstüberhebung, theils zu unthätiger Gefühlsschwelgerei. —

Es wäre unmöglich, nachzuweisen, inwieweit alle einzelnen apostolischen Gemeinden sich durch Aussendung eigner Boten an dem Missionswerke betheiligten; jedenfalls aber läßt sich als allgemeine Regel annehmen, daß jede neu gegründete Gemeinde, sobald das christliche Leben in ihr eine feste Gestalt gewonnen, ein Licht wurde, an welchem ein neues oder mehrere sich entzündeten. Als besonders hervorragende Hauptsitze der ersten Missionsthätigkeit sind wohl mit Bestimmtheit Carthago in Afrika, Ephesus in Klein-Asien und

Rom in Europa zu bezeichnen, von wo aus die ganze damals bekannte Welt mit einem Missionsnetz überspannt wurde.

Die ungemein schnelle Verbreitung des Christenthums in den ersten beiden Jahrhunderten erfüllt uns noch jetzt mit Bewunderung und erklärt sich nicht blos dadurch, daß damals alle Welt gleichsam nur einerlei Sprache redete, sondern vielmehr daraus, daß die Gesammtgemeinde der apostolischen Zeit in der lebendigen Erwartung einer baldigen Wiederkehr ihres Herrn lebte und sich solidarisch dafür verantwortlich betrachtete, daß der Missionswille Jesu in Ausführung gebracht wurde. Jede einzelne Gemeinde hielt sich für verpflichtet, sofern sie als Glied in der herrlichen Kette der apostolischen Kirche gelten und angesehen sein wollte, dem Befehle Christi nachzukommen. „Man war damals noch frei von dem Irrthum, daß dieses Werk nur die Privatliebhaberei einer gewissen Richtung oder Partei in der Kirche, aber nicht die allgemeine Schuldigkeit der gesammten Kirche sei und daß es daher ganz im Belieben des einzelnen Christen stehe, ob er sich an ihm betheiligen wollte oder nicht.“ Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß z. B. Mauretanien und Numidien in Afrika schon im dritten Jahrhundert so viele Gemeinden zählte, daß Cyprian zu Carthago eine Synode von 87 Bischöfen zusammenbringen konnte? — Von Missionsgesellschaften, Missions-Anstalten u. dgl. zu jener Zeit lesen wir nichts. So sprach man auch in jenen Landesgebieten weder lateinisch noch griechisch, sondern die eigne Landessprache.—

Diese gesegnete Missionsthätigkeit entwickelte die Kirche so lange sie unabhängig d. h. nicht Staatskirche war. Das Bewußtsein der solidarischen Missionspflicht verlor sie, sobald sie das letztere wurde. Zwar hat ihre Missionsthätigkeit nie gänzlich aufgehört; jedoch ist dieselbe von jenem Zeitpunkt an eine mehr gelegentliche, sporadische und trägt, namentlich in der abendländischen Kirche, mehr den Charakter einer kirchlich sanctionirten Privatthätigkeit. Zudem war bei der katholischen Missionspraxis des Mittelalters die selbstständige Betheiligung der einzelnen Gemeinden durch die hierarchische Verfassung der Kirche gänzlich ausgeschlossen. Wie denn überhaupt jene Missionsbestrebungen fast durchgängig von weltlichen Herrschergelüsten beeinflußt und durch sie äußerlich zwar gefördert, innerlich aber nur gehemmt wurden. Erst in den Kirchen der Reformation erwachte wiederum der ächte Missionsgeist, weil in ihnen die Sehnsucht nach der wahren Vollendung des Reiches Christi und seiner Herrlichkeit lebendig wurde, wovon sie in der Papstkirche nur eine schmachvolle Carricatur erblickten. Nicht Länderbesitz, nicht Gebiets- und Machterweiterung erstrebten sie, sondern das Heil in Christo allen Völkern zu bringen, das war ihr Ziel. Das blieb aber auch und ist noch heute der einigende Mittelpunkt aller Missionsbestrebungen der evangelischen Kirche, trotzdem daß sie sich in viele Sonderkirchen und Gemeinschaften mit verschiedenen Bekenntnissen aufgelöst hat. Und so sehr man auch diese Zersplitterung der Kirche der Bibel um der imponirenden Macht willen, mit welcher sie der katholischen und der gottlosen Welt gegenüber als eine einige

dastehen würde, beklagen mag, — um des evangelischen Missionswerkes willen können und dürfen wir das nicht. Denn gerade dieser Trennung verdanken wir die schnellere Verbreitung des Christenthums in unsern Tagen; die Ausnutzung der mannigfaltigen Gaben und Kräfte, welche einer jeden Particularkirche verliehen sind, zum gemeinen Nutzen und Segen; den heiligen Eifer der ersten Liebe, wodurch sie sich gegenseitig anspornen zu Werken der Barmherzigkeit; das neuerwachte Pflichtgefühl und die christliche Gewissenhaftigkeit, womit man dem Missionsbefehle des Herrn der Kirche nachzukommen strebt. Dabei hat das Missionswerk, durch die gegenseitige Ueberwachung, an Vertiefung und Festigkeit gewonnen, so daß 10 Bekehrungen der evangelischen Sonderkirchen wohl an 100 Bekehrungen der einigen katholischen Kirche aufwiegen mögen. — (Fortsetzung folgt.)

Theologisches Intelligenzblatt.

W. E. Channing. Die Allgem. luth. Kirchenzeitung berichtet: „Die Unitarier Englands und Amerikas haben am 7. April den hundertjährigen Geburtstag W. E. Channings, des eigentlichen Begründers der unitarischen Gemeinden in Amerika (geb. den 7. April 1780, † 1842), zu Boston gefeiert und bei dieser Gelegenheit von dem Deutschen Protestantenverein folgendes Begrüßungsschreiben erhalten: „Der Deutsche Protestantenverein sendet herzlichste Segenswünsche zur Feier des hundertjährigen Geburtstags W. E. Channings, des großen modernen Apostels der wahren Humanität Jesu und Vertheidigers der Menschenrechte gegen Sklaverei in Staat und Kirche. Mögen seine Ideen alle Gemeinden der alten und neuen Welt durchdringen und vereinigen zu einer großen christlichen Kirche nach dem Ideal Channings!“ In dieser Kundgebung an die Leugner der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi bekennt sich also der Protestantenverein selbst ganz unverhüllt zu dem, wogegen er sich sonst mit sittlicher Entrüstung zu verwahren pflegt, daß er nämlich mit seinen Anschauungen außerhalb der den trinitarischen Gott bekennenden christlichen Kirche steht. Man sieht in der That nicht ein, wie er noch länger auf Hausrecht in derselben Anspruch machen kann, und warum er andererseits noch zögert, sich mit den Unitariern, von deren Ideen er „alle Gemeinden der alten und neuen Welt durchdrungen“ sehen möchte, zu jener „einen großen ‚christlichen‘ Kirche nach dem Ideal Channings“ zusammenzuthun.“

Wir haben keine Veranlassung, den Protestantenverein zu vertheidigen, glauben vielmehr selbst, daß es ein sehr eigenthümlicher Schritt ist, in dem man jedenfalls einen Mangel an kirchlichem Tacte finden kann, wenn Prediger aus einer Kirchengemeinschaft den Genossen einer andern Gemeinschaft, von der sie durch das bei ihnen rechtlich geltende Bekenntniß ausdrücklich geschieden sind, den Wunsch aussprechen, daß die von einem ihrer Gründer vertretenen Ideen überall den Sieg davon tragen möchten, ohne daß sie dabei der Differenzen gedenken, die auch bei der erwünschten Einheit im Geiste zwischen den Gläubigen verschiedener Confessionen noch bleiben dürfen und müssen. Auf der andern Seite müssen wir aber auch sagen, daß mit der schnell zufahrenden Consequenzmacherei nicht geholfen wird, mit der die luth. Kirchenz. den anfechtbaren Schritt beurtheilt, als ob der Protestantenverein im Widerspruch mit bisher geheuchelten Bekenntnißbehauptungen unbedachtsamer Weise seine eigentliche Gesinnung verrathen und den Sieg des Unitarismus gewünscht hätte. Zur Klarstellung der Sachlage muß allerdings gesagt werden, daß der Protestantenverein (ob mit Recht oder Unrecht, das ist eine andere Frage), nicht den Sieg des Unitarismus als solchen gewünscht hat, sondern daß er in Channing den „liberalen Christen“ begrüßt hat, dessen Ideen auch eben für den Unitarismus eine reformirende Bedeutung haben, deren siegreiches Durchdringen auch im Unitarismus gewünscht wird.

Der amerikanische Unitarismus hat sich aus dem Schooße des Puritanismus entwickelt, der ja von Haus aus in dem etwas alttestamentlichen Charakter seiner Frömmigkeit eine Disposition zum Unitarismus hat. Nicht aus Motiven des philosophischen Rationalismus und Liberalismus, sondern durchaus auf dem Boden des Supranaturalismus verharrend, wie sie es ausdrückten: „aus Ehrfurcht vor Gott und zur Bewahrung eines vernünftigen Gottesdienstes," gaben verschiedene ursprünglich puritanische Gemeinden die Lehre von der Gottheit Christi auf. Schon vor Channing gab es unitarische Prediger und Kämpfe zwischen Unitarismus und Confessionalismus.

Channing wurde geboren den 7. April 1780 zu Newport, Rhode Island, seine Eltern gehörten der Congregationalistengemeinde an. Dem Knaben eignete von früh an hoher sittlicher Ernst, erwarb er sich doch schon unter den Spielgenossen den Beinamen "little minister". Der ernste Geist des Elternhauses ging auf den Knaben über und ward ihm eine Schutzwehr gegen jugendliche Verirrungen, „es war ihm nicht schwer, gut zu sein." Seine sittliche Entwickelung ging nicht durch viel äußerliches Straucheln und Fallen, er legt von seinen Jugendjahren das Geständniß ab: „daß, wenn er in Laster und Ausschweifungen gefallen wäre, wie er's von seinen Altersgenossen massenweise sah, er nicht begreifen könnte, wie er hätte wieder auf den Pfad der Tugend zurückkommen können. Es ist ersichtlich, daß mit solcher Lebensrichtung seine spätern Theorien, sein ihn im Ganzen charakterisirender Idealismus und Optimismus, insbesondere die hohen Begriffe von Natur, Bestimmung und Würde des Menschen, sein Gegensatz gegen den Augustinismus im Zusammenhange stehen. Als er einst von einem Freunde, einem ehrenwerthen Orthodoxen, gefragt ward, ob er nicht zu einer bestimmten Zeit einmal in seinem Leben das erfahren, was man Bekehrung nennt, antwortete er: „ich würde Nein sagen, wenn nicht mein ganzes Leben genannt werden kann, was es wahrhaft gewesen ist, ein Prozeß der Bekehrung." Dann, Freund Channing, erwiederte jener, sind Sie wiedergeboren worden, denn jetzt sind Sie gewiß ein Kind Gottes.

Seine Anfechtungen sind mehr theoretischer Art gewesen, Zweifel an der Richtigkeit der theologischen Fassung der kirchlichen Lehre, obwohl eigentlich kaum gesagt werden kann, daß diese theoretischen Bedenken große Anfechtung für ihn gewesen wären, denn die Unhaltbarkeit der orthodoxen Lehre schien ihm früh entschieden.

Nach seiner geistigen Entwickelung von früh auf verstand sich ihm die Wahrheit des Unitarismus von selbst. Schon auf das Kind machte eine orthodoxe Predigt einen seltsamen Eindruck. Der Vater nahm den kleinen Wilhelm mit auf die Nachbarschaft, um einen berühmten Prediger zu hören. Der Knabe, welcher große Geheimnisse aus der unsichtbaren Welt zu vernehmen gedachte, hörte der Predigt eifrig zu. Mit glühender Rhetorik wurde der verlorene Zustand des Menschen beschrieben, sein Ueberlassensein dem Uebel, seine Hülflosigkeit, seine Abhängigkeit von souveräner Gnade und die Nothwendigkeit ernsten Gebetes als Bedingung, um die göttliche Gnade zu empfangen. Nach der Ansicht des Redners schien ein Fluch auf der Erde zu ruhen und Finsterniß und Schrecken das Angesicht der Natur zu umhüllen. Wilhelm seinerseits vermuthete nun, die Gläubigen würden jetzt alle anderen Dinge verlassen, um die betreffende Rettung zu suchen, und Vergnügen und weltliche Geschäfte würden sie nicht einen Augenblick mehr in Anspruch nehmen. Man ging aus der Kirche und der Vater sagte zur Antwort auf die Bemerkung eines Andern: „Gesunde Lehre, mein Herr!" „Also es ist alles wahr" — dachte er bei sich selbst. Er wollte zu seinem Vater sprechen; er erwartete, sein Vater würde zu ihm sprechen über diese entsetzlichen Dinge. Sie fuhren weiter, aber ganz verzehrt in schauerlichen Gedanken konnte er kein Wort hervorbringen. Sein Vater dagegen fing an lustig zu pfeifen. Endlich kamen sie nach Hause; aber anstatt die Familie zusammenzurufen und ihnen von der schrecklichen Kunde zu erzählen, die ihnen der Prediger mitgetheilt, zog sich der Vater die Stiefeln aus, legte seine Füße an den Kamin und las mit großer Gemüthsruhe eine Zeitung. Alles ging wie gewöhnlich. Zuerst war er überrascht, dann legte er sich die Frage vor: „Konnte das, was er gehört, wahr sein? Nein! Sein Vater glaubte es nicht, die Leute glaubten es nicht! Es war nicht wahr!" Er fühlte, daß man ihn getäuscht, daß der Prediger ihn betrogen; und von dieser Zeit

an war er geneigt, alles Oratorische mit Mißtrauen anzusehen und stets genau die Bedeutung der Worte zu erwägen.

Wenn von einer besondern Bekehrung in seinem Leben die Rede sein soll, so fällt sie zusammen mit seinem Entschlusse, Prediger zu werden, mit dem nicht ohne Schmerz vollzogenen Aufgeben kühner Pläne aus Liebe zu Gott und Christo. „Die Macht," sagt er, „welche der von Frankreich hinüberkommende Unglaube gewann, veranlaßte mich, nach den Gründen für die Wahrheit des Christenthums zu forschen, und da wurde es mir klar, wozu ich gemacht war." „Ich will ein Prediger werden, ein Hirte der Gemeine Jesu, ein Kämpfer gegen die Verderbtheit und Unwissenheit der Welt."

Der eigentliche Charakter der Religiosität Channings ist moralischer Enthusiasmus, großartige Resignation in der Hingebung an die ergriffenen Ideen, deren Priester er sein wollte. „In meinen Augen," sagt er, „ist die Religion nur ein anderer Name für Glück, und ich bin am heitersten, wenn ich am religiösesten bin."

Sein äußerer Lebensgang ist folgender: Nachdem ihm in seinem 13. Lebensjahre der Vater gestorben und die Familie in bedrängtere Verhältnisse gekommen war, besuchte er, mit mancherlei Entbehrungen kämpfend, das Harvard College, sich außerordentliche Kenntnisse und hohe Anerkennung erwerbend. Nach Absolvirung des College übernahm er eine Hauslehrerstelle im Hause eines reichen virginischen Pflanzers, um sich die weiteren Mittel zum theologischen Studium zu erwerben, besuchte dann, körperlich gebrochen aber geistlich tief geläutert zurückkehrend, die Harvard University und ward dann nach Vollendung seines theologischen Studiums im Jahre 1803 zum Prediger an der Christchurch in Boston berufen, deren Prediger er beinahe 40 Jahre bis zu seinem Tode gewesen ist.

Als dann im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in Boston eine kirchliche Krisis eintrat und der von England herbeigekommene Unitarier Priestley und sein Genosse Belsham sich allmälig einen großen Anhang gewonnen hatten, kam es zum Bruch. Channing hatte in seiner Kindheit schon einen tiefen Widerwillen gegen den in seiner Umgebung herrschenden streng prädestinatianischen Calvinismus empfunden. Der Gegensatz gegen die Orthodoxie der Schule Edwards und Hopkins führte ihn auf die Seite der unitarischen Theologen. Ihr flacher Rationalismus zog ihn nicht an; aber weil er mit der Orthodoxie nicht gemeinschaftliche Sache machen wollte und konnte, so trat er auf die andere Seite, wohl nicht ohne die Absicht und Hoffnung, den unitarischen Kreisen ein wärmeres, religiöses Leben einzuhauchen. In der That war ihm dies, wenigstens für eine Zeit lang, gelungen. Wie durch seine vielbesuchten Predigten wirkte Channing auch durch religiöse Schriften auf weite Kreise; so schrieb er eine Schutzschrift für die geoffenbarte Religion.

Bedeutender ist jedoch der Einfluß, den Channing als Philanthrop geübt hat. Bei allen Bestrebungen zur Heilung sozialer Schäden und Uebel war er lebhaft und erfolgreich betheiligt. Er beförderte die Enthaltsamkeitssache; er zeugte, kämpfte und arbeitete für die Verbesserung der Volkserziehung, und wider die Sklaverei focht er in den vordersten Reihen. Der treibende Gedanke bei seinen philanthropischen Bestrebungen war: die Aenderung der gesellschaftlichen Zustände durch die Besserung der Individuen.

Im Jahre 1842 starb Channing. Von der Achtung, die er genoß, zeugt ein Monument, welches ihm in Mount Vernon bei Boston, wo er begraben ist, errichtet wurde. Die Schriften Channings, den die Amerikaner zu ihren besten Schriftstellern zählen, sind im Jahre 1848 in 6 Bänden in Boston erschienen und haben seitdem 10 Auflagen erlebt.

Seiner theologischen Stellung nach war Channing Unitarier, aber die theologische Fassung der christlichen Lehre war ihm überhaupt Nebensache, die Hauptsache war ihm die praktische Seite der Religion. Religiöse Ansichten wußte er nur nach dem zu würdigen, wie sie praktisches Leben schufen. Hieraus ist die tiefe Sympathie zu erklären, die er für so manchen dem orthodoxen System anhangenden Amtsgenossen hatte, und die Geistesgemeinschaft, welche er mit solchen Männern pflegte. Was das Dogma trennte, konnte ihm die Liebe einigen.

Wenn wir bei Channing von einem System reden, so haben wir darunter kein ein

für alle Mal fix und fertig gemachtes Dogmensystem zu verstehen, über das er nicht hinausgegangen wäre. Ein solches würde unvereinbar sein mit einem Mann, der vom Prediger Folgendes verlangt: „Er sollte nie zufrieden sein mit dem, was er gegenwärtig erreicht hat; nie sich einbilden, daß er Alles gelernt hätte, was Gott offenbart hat; nie sagen, daß er sein System sich gebildet und nichts mehr zu thun habe, als das zu predigen. Die göttliche Wahrheit ist unendlich und kann nie ausgeschöpft werden. Die Weisesten von uns sind nur Kinder. Unsere Ansichten sind sehr dunkel und enge; und selbst, wo wir die Wahrheit unterscheiden, wie schwach ist oft der praktische Eindruck!" Ja, Channing redet sogar von einem unitarischen Dogmatismus, vor dem man sich hüten müsse. Ein Prediger von Principien will er sein, nicht von Meinungen; darum gehöre er keiner Partei an. Gleich in seiner ersten Predigt hat er das große Princip ausgesprochen, um das sich all sein Denken und Lehren drehte. Die moralischen und religiösen Interessen der Menschheit standen ihm beständig als Ziel vor Augen. Der Zweck des Lebens, sagt er, der eine große Hauptplan Gottes, ist „die Menschheit für die Heiligkeit und Seligkeit des Himmels vorzubereiten, indem er sie zu moralischer Trefflichkeit auf Erden erzieht. Die Erlösung ist die Befreiung des Menschen von der Sünde als Vorbereitung für die Herrlichkeit. Die gesammte christliche Moral aber läßt sich auf ein Princip zurückführen und durch ein Wort erklären: Liebe. Gott ist Liebe, Christus ist Liebe, das Evangelium ist eine Liebesentfaltung; sein Ziel ist, alle unsere Geister in Liebe umzuformen."

Wenn man unter rechtem Glauben den Besitz untrüglicher Erkenntnißwahrheiten versteht, so hat Channing selbst nie darauf Anspruch gemacht. Sogar das System des Unitarismus, dem er huldigte und von dem er überzeugt war, daß es der Frömmigkeit am meisten günstig sei, hat er in diesem Sinne nie betrachtet. Mit Rücksicht vielmehr darauf, daß Mancher meinen möchte, die rechte Religion sei nur mit diesem System verbunden, hat er den Namen eines liberalen Christen dem eines Unitariers vorgezogen, obgleich er aus Bescheidenheit ihn sich nicht aneignete, weil derselbe die edelsten Eigenschaften des menschlichen Geistes in sich schließe, Freiheit von lokalen Vorurtheilen und engen Gefühlen, erweiterte Ansichtungen und Bestrebungen, und man nicht in den Fehler derer verfallen müsse, die wie die Orthodoxen sich selbst erhebende Namen beilegen. „Unter einem liberalen Christen," sagt er, „verstehe ich Einen, der geneigt ist, als Brüder in Christo Alle aufzunehmen, die nach dem Urtheil der Liebe Jesum Christum als ihren Herrn und Meister annehmen. Er verwirft alle Proben und Standarten christlichen Glaubens und Charakters mit Ausnahme des Wortes Jesu Christi und seiner inspirirten Apostel. Er hält es für eine Art Ungehorsam gegen den Meister, in die Kirche Bekenntnisse von fehlbaren Menschen als Bindemittel der Union einzuführen oder als Zeichen christlicher Brüderschaft. Er nennt sich nach keinem Namen, abgeleitet von menschlichen Führern, weist jede ausschließliche Verbindung mit Secten oder Parteien zurück, bekennt sich zu einem Gliede der allgemeinen Kirche auf Erden und im Himmel und reicht freudig jedem Menschen jedes Namens die Bruderhand, der etwas vom Geist Jesu Christi enthüllt. Bei dieser Ansicht über die liberalen Christen können sie nicht als Partei bezeichnet werden. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß sie sich weigern, sich in irgend einer Form oder in irgend einem Grade von dem großen Leibe Christi zu trennen. Ich habe Trinitarier und Calvinisten kennen gelernt, welche gerechterweise den Namen liberal verdienten, weil sie mit Zuneigung Alle achten, welche mit Geist und Leben Jesu Christo zu folgen scheinen, wie sie sich auch unterscheiden mögen über die herkömmlichen Punkte bei theologischen Controversen. Zu dieser Klasse von Christen, welche über die Erde zerstreut und, wie ich glaube, nie ausgestorben ist, bekenne ich mich und wünsche ich zu gehören." —

Daß evangelische Christen mit dem Bilde eines solchen Mannes Sympathie haben können und müssen, und daß man einer jeden Kirchengemeinschaft, sie heiße wie sie wolle, zum Besitz eines solchen Mannes Glück wünschen, sie zum Festhalten der von ihm hinterlassenen Eindrücke ermuntern und von der Pflege und Vertiefung dieser Einflüsse die Hoffnung auf die Einigung der noch in sonderkirchlicher Getrenntheit lebenden Gläubigen

ableiten mag, ist gewiß, wenn auch der Protestantenverein im Ausdrucke für diesen Gedanken fehlgegriffen hat, oder wirklich, was wir nicht wissen, etwas anderes gemeint hat. Der Standpunkt Channings ist übrigens doch von dem der specifisch so benannten modernen Theologie Deutschlands noch durchaus verschieden, er ist Supranaturalist geblieben und ist in seinem Glauben an den übernatürlichen Charakter der christlichen Religion und der heil. Schrift, im Glauben an die Wunder derselben nie erschüttert worden, Christus ist ihm nicht nur der von idealem Gottesbewußtsein erfüllte Mensch, sondern der übernatürliche Gesandte Gottes.

Ausland. Die Berliner kirchlichen Angelegenheiten. Im April traten die vereinigten Bezirkssynoden Berlins zur Stadtsynode zusammen, um über die Abstellung der dringenden finanziellen Nothstände zu berathen. Die Vorlage lautete dahin: Es sollen drei Prozent der staatlichen Klassen- und Einkommensteuer unter Befreiung der sechs untersten Stufen von der Zahlung als Kirchensteuer ausgeschrieben werden. Den Betrag dieser Steuer schätzt man auf 180,000 Mark, welche sich aber durch die beträchtlichen Einziehungs- und Verwaltungskosten auf 160,000 Mark reduciren würden. Von dieser Summe sind 88,500 Mark zum Ersatz der theilweisen Aufhebung der Stolgebühren bestimmt; 36,500 Mark sollen zur Deckung der Kosten für die Synoden dienen; 20,000 Mark zu Bauten und Reparaturen für Kirchen- und Pfarrgebäude und 15,000 Mark zur Deckung der durch Leistungsunfähigkeit der Kirchenkassen entstehenden Ausfälle an den Gehältern der Geistlichen und Kirchenbeamten.

Zunächst hat man die Kirchensteuer nur für das Jahr vom 1. April 1880 bis zum 31. März 1881 bewilligt. Da aber geltend gemacht wurde, daß die Kirchen- und Staatsbehörden die Genehmigung zur theilweisen Beseitigung der Stolgebühren nicht ertheilen würden und könnten, wenn nicht eine Sicherheit für den dauernden Ersatz derselben vorhanden sei, es auch unthunlich erscheine, die einmal aufgehobenen Stolgebühren wieder einzuführen, so nahm die Versammlung einen Antrag an, ein für alle mal $1\frac{1}{2}$ Prozent Kirchensteuer zur Deckung der wegfallenden Stolgebühren zu bewilligen.

Bei dieser Veranlassung spaltete sich die liberale Partei in einen rechten und einen linken Flügel. Eine liberale Minorität machte die Genehmigung der Steuerauflage abhängig von der Bewilligung einer Verfassungsveränderung. Nach bisheriger Ordnung ist der Stadtsynode ihr Vorsitzer officiell gesetzt in der Person des Generalsuperintendenten von Berlin. Die Synode erlangte das von unserm Standpunkte aus gewiß nicht zu beanstandende Recht, sich ihren Vorsitzer selbst zu wählen, was um so maßvoller erscheint, als dem Generalsuperintenden der Vorsitz über den ständigen Synodalausschuß bleibt, der im Laufe des Jahres außerhalb der Sitzungszeit die Geschäfte führt. Ein Antrag Schallhorns forderte nun, daß die Steuerbewilligung von dieser Verfassungsveränderung abhängig gemacht werde, die Majorität der liberalen Partei, namentlich unter Hoßbachs Vorgange, stimmte in diesem Falle mit der Rechten, so daß nun wenigstens die gegenwärtigen kirchlichen Einrichtungen in dem Umfange wie sie sind, aufrecht erhalten werden können, wenn freilich mit diesen Mitteln noch nicht an Erweiterung der kirchlichen Anstalten, Gründung neuer Parochien, Neuanstellung von Geistlichen rc. gedacht werden kann. Die betreffende Verfassungsveränderung ward denn auch durch das Votum der vereinigten Linken angenommen, wenngleich das von der Synode erworbene Recht, sich ihren Präses selbst zu wählen, durch einen sobenannten Maulkorbparagraphen wieder ziemlich einflußlos gemacht ist. Angenommen ward nämlich ein Antrag des Oberkirchenrath Dr. Golz, daß, wenn Gegenstände auf die Tagesordnung gesetzt werden, welche das Consistorium als nicht zur Competenz der Synode gehörig betrachtet, der Commissär die Absetzung derselben von der Tagesordnung beantragen kann. Es ist dies allerdings eine Unmündigkeitserklärung der Synode, und die gemäßigte Linke hat mit der Zustimmung hierzu allerdings einen Beweis von Nachgiebigkeit gegeben; von einer competenten Versammlung wird man erwarten, daß sie selber wisse, wozu sie die Competenz hat und wozu nicht, und daß sie Ueberschreitung ihrer Competenz schon selbst durch

ihren Präses verhindern wird. Ueberdies bedürfen so wie so alle Beschlüsse der Synode der Bestätigung des Kirchenregiments, und sollte einmal ein ungeziemender Beschluß gefaßt werden, so braucht ihn eben die Behörde nicht zu bestätigen. Indeß bei der Bedeutung, welche nun einmal die Berliner Stadtsynode in der preußischen Landeskirche hat, ist es allerdings wünschenswerth, daß auch schon die Berathung ungeeigneter Gegenstände verhindert wird; es kann kirchenrechtlich ganz einflußlos und unschädlich sein, wenn eine solche Synode z. B. über die Abschaffung des Apostolicums debattirt, aber störend und anstößig bleibt es nichts desto weniger. Die gemäßigten Liberalen haben damit allerdings gezeigt, daß sie unfruchtbare Agitationen vermieden haben wollen.

Die Bewilligung der Kirchensteuer auf nur ein Jahr hat doch übrigens wohl den Zweck gehabt, dem Kirchenregimente gegenüber den Daumen auf den Geldbeutel zu halten, um demselben nicht auf immer freie Hand zu belassen, sondern abzuwarten, welche Wendung namentlich der Fall Werner nehmen möchte. Eine solche neue Wendung ist nun doch vorläufig anders, als die Liberalen erwartet haben. Nachdem das Consistorium die Wahl bestätigt, hatte man von dieser Seite gewiß erwartet, daß auch der Oberkirchenrath sie nochmals bestätigen werde. Das ist nun doch nicht geschehen. Der evang. Kirchliche Anzeiger berichtet: Am 4. d. M. hat der Evangelische Oberkirchenrath in Verbindung mit dem Generalsynodal-Vorstande eine Sitzung gehalten, in welcher die Wernersche Angelegenheit zur Verhandlung gekommen ist. Folgende Mitglieder, bezw. stellvertretende Mitglieder des Synodal-Vorstandes haben, wie wir hören, an der Sitzung theilgenommen: die Generalsuperintendenten Dr. Schultze und Dr. Nieden, Graf v. Rothkirch-Trach, Professor Dr. Christlieb, Geheimrath Dr. Schrader und Oberpräsident a. D. v. Kleist Retzow. Es wird uns mitgetheilt, daß nach langer Berathung mit großer Majorität beschlossen wurde, nicht allein die sämmtlichen von Mitgliedern der St. Jacobi-Gemeinde gegen die Wahl Werners erhobenen Proteste dem Pfarrer Werner zur Aeußerung zu übersenden, sondern denselben zugleich aufzufordern, sich über seine Stellung zur heiligen Schrift, über die Artikel von der ewigen Gottheit und von der Auferstehung Jesu Christi, sowie über den Gebrauch des Apostolicums klar und bündig zu erklären. Der Generalsynodal-Vorstand hatte außerdem vom Consistorium in Hannover das Protokoll des Colloquiums eingefordert, welches seiner Zeit Pfarrer Werner vor demselben zu bestehen gehabt, und es wurde beschlossen, auch dieses Protokoll dem Pfarrer Werner zur Aeußerung zu übersenden.

Die liberalen Blätter sind darüber natürlich sehr zornig, und sie mögen das formelle Recht auf ihrer Seite haben. Es ist damit ein Verfahren eingeleitet worden, welches, um mit den eigenen Worten des Consistorial-Präsidenten Hegel selbst, in dem seine Unterschrift tragenden Consistorialbescheide vom 4. December v. J., zu reden: „nur dann zu rechtfertigen sein würde, wenn es darauf ankäme festzustellen, ob der 2c. Werner seiner religiösen Ueberzeugung nach überhaupt geeignet sei, ein geistliches Amt in unserer Landeskirche zu bekleiden. Um eine solche Disciplinar-Entscheidung handelt es sich indeß zur Zeit nicht, da der Mann in seinem jetzigen Amt unangefochten und tadelfrei gewirkt hat, und nur darüber zu befinden ist, ob er ein anderes geistliches Amt in der Landeskirche, zu welchem ihn seine übrigen Eigenschaften unzweifelhaft befähigen, übernehmen darf oder nicht.

Es kann aber unseres Erachtens nur nach allen Seiten erwünscht sein, wenn die Frage über die Anstellbarkeit eines Geistlichen nicht nach formellen Gründen entschieden wird, sondern wirklich nach den sachlichen Gründen, nach denen diese Anstellbarkeit behauptet oder bestritten wird, d. i. nach sachlicher Beurtheilung der von ihm vertretenen Lehre. Werner kann, wenn er auf die Stelle in Berlin verzichtet, allerdings die an ihn gerichteten Fragen ablehnen, wenn er sie aber, wie wohl von ihm zu erwarten steht, beantwortet, so hat sich der Oberkirchenrath vor die Alternative gestellt, entweder für die von ihm vertretene Lehre einstehen oder ihn auch in seiner bisherigen Stellung in Guben absetzen zu müssen. Die Sache drängt zur Entscheidung, das ist jedenfalls gut aber ernst.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang VIII. August 1880. Nro. 8.

Die Entwickelung der Hierarchie und die Aemter der apostolischen Kirche.

Von P. J. Rudolph.

II.

Also entwickelte sich die Hierarchie. Wo Ordnung ist, da ist auch Unterordnung. Aber nur innerhalb der göttlich gesetzten Grenzen sollte beides zum Heile der Kirche dienen. Deren Ueberschreitung verkehrte die Ordnung in Willkürherrschaft, den Segen in Fluch. Im Geiste ward begonnen, im Fleische vollendet. Das Vollendete müssen fleischliche Mittel stützen, und das Trügerischste ist die Dienstbarmachung des Geistes. Er soll die Werke des Fleisches rechtfertigen.

„Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr nicht aus, legt ihr doch unter. —"

So gibt die katholische Kirche zu, daß die apostolischen Urformen der Gemeindeordnung und des Kirchenregiments vorbildlich und maßgebend seien für die christliche Kirche aller Zeiten. Denn sie behauptet, noch nicht fingersbreit von diesen Urformen abgewichen zu sein. Ihre ganze bestehende Organisation sei schon in den ersten Gemeinden und der apostolischen Gesammtkirche in nuce vorhanden gewesen. Die also naturgemäße und gottgewollte Entwickelung habe unter Leitung des heil. Geistes stattgefunden. — In ähnlicher Weise führen die protestantischen Kirchen ihre Verfassung auf die apostolische Zeit zurück. Und jede davon hat im Allgemeinen Recht. Denn die Verschiedenheiten sind der Art, daß sie gerade die factische wesentliche Einheit auch hier bald erkennen lassen. Das Zurückgehen auf apostolische Autorität gibt allein schon gewisse Würde und Kraft. Das verkennen jene modernen Latitudinarier des Kirchenregiments, welche solches Zurückgehen für erfolglos und darum für thöricht halten und die Thunlichkeit als höchstes Motiv und letzte Autorität preisen. — Daß selbst römische Theologen zuweilen mit Thunlichkeitsgründen operiren, ist unleugbar. Der äußerliche scheinbare Erfolg ihres Systems verführt sie. Selbstverständlich heben Profanschriftsteller diese Seite hervor. So sagt der geistreiche Ludw. Börne, den die Taufe nicht zum Christen machen konnte: „Ich weiß recht gut, daß keine Kirche der monarchischen Leitung entbehren kann, das Christenthum selbst blieb schwach, ward verfolgt und geschlagen, so lange es republikanisch war und wurde erst

stark, siegend und erobernd, als es einen höchsten Bischof an seine Spitze stellte. Jedem Staate ist die monarchische Gewalt in seiner Kindheit die Laufbank, in seinem Greisenalter eine Krücke." (Briefe aus Paris, 30. Dec. 1831.) — Den Thunlichkeitskirchenregimentlern mögen wir nicht beitreten. Welches Recht haben sie, die Anwendung ihrer Theorie auf das Kirchenregiment zu beschränken? Und welche Bürgschaft können sie geben, daß nicht die Schüler (wenn nicht die Meister) ihre Theorie eines Tages auch auf die Glaubenslehre anwenden? Dies möchte ihnen „thunlich" scheinen! — Sie sagen, daß echte Kirchenregiment sei nicht mehr zu ermitteln — etwa wie der Ring in Nathans Fabel „vermuthlich ging verloren". Vermuthlich — das ist nicht viel, aber doch schon zu viel! Sind nicht die dogmatischen Differenzen viel zahlreicher und tiefer greifend? Und doch verzweifelt hier Niemand an Entdeckung und Feststellung der Wahrheit. Der Thunlichkeitsrationalismus auf diesem Gebiete ist — Gott sei Dank — fast überwunden.

Oder — wäre es möglich! — hält man die apostolischen Gemeindeleitungsverhältnisse nicht der Nachforschung und Klarlegung werth? Da erneuern sich, nur in verklärtem Maße, die alten Befürchtungen. Wird der Knabe, welcher die äußeren Beete eines Gartens zertritt, scheu seine Füße von den mittleren zurückhalten? — Es gibt einen heiligen Conservatismus. Ihm gegenüber steht als schlimmster Feind nicht der Ultraradicalismus der modernen Nichtsler, sondern die Indifferenz. Die ist aber auf religiösem Gebiete Tod und Verdammniß — übrigens auch Selbstvernichtung — und das ist ein Thunlichkeitsgrund.

Nein, die Frage nach den Aemtern der apostolischen Kirche ist für die Gemeinde und die Gesammtkirche eine solche, die nur der andern nach den Bekenntnissen der Apostel nachsteht.

Die christlichen Gemeindeämter haben hohe Ehrwürdigkeit durch ihren Anschluß an die alttestamentliche Dispensation. Sie beruhen auf Verordnung Gottes und Christi. „Und er hat Etliche zu Aposteln gesetzt, Etliche aber zu Propheten, Etliche zu Evangelisten, Etliche zu Hirten und Lehrern." Eph. 4, 11. cf. 1 Cor. 12, 28.

Ueber die Nothwendigkeit der kirchlichen Gemeindeämter vgl. das oben (Pag. 15) Gesagte. Ohne sie ist eine sichtbare Kirche undenkbar. Verstehen wir hier das schöne Wort Möhlers in evangelischem Sinne: „In dieser Weise ist Alles organisch unter sich verbunden und lebendig ineinandergefügt; und gleichwie der Baum, je tiefer und weiter sich seine Wurzeln in der Erde verbergen und einsenken, eine desto schönere Krone wohl ineinandergereihter Aeste und Zweige treibt, deßgleichen auch die Gemeinde des Herrn: je tiefer die Gemeinschaft der Gläubigen mit ihm sich befestigt und in ihm als dem fruchtbaren Grunde sich einwurzelt, desto mächtiger und stärker stellt sie sich auch nach außen hin dar." (Limb. § 43.)

Die ersten und bedeutendsten Würdenträger der apostolischen Kirche sind zunächst die Apostel selbst. Schon ihr Name sollte sie an ihre erste Berufspflicht mahnen: πορευθέντες δυν μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη. Sie sind

Universalbeamte, Beamte der ganzen Kirche Christi. Ihre Pflichten liegen nicht innerhalb von Gemeindegrenzen, ihre Thätigkeit gilt „allen Völkern." Ein Christus „einmal für Alle," eine Apostelschaar einmal für Alle. Christus kannte seinen Universalberuf und kannte ihn immer. Mit Recht sagt Geß: „Ein Messias, der sich während der ersten Hälfte seines Wirkens nur für die Juden berufen glaubt — nach historischer Wahrscheinlichkeit sieht er nicht aus." (Christi Pers. und W. Pag. 270.)

So kannten auch die Apostel ihren Universalberuf und einzigartige Stellung. Sie wurden ausdrücklich von Christus erwählt zu seinen besonderen Organen. Luc. 6, 13. Marc. 3, 13. Joh. 15, 16. Als besondere Zeugen sollten sie auch in besonderer Weise bezeugen (Joh. 15, 27), predigen, die Gabe des heil. Geistes verleihen, die heil. Sakramente und die Sündenvergebung verwalten (Matth. 28, 20. Luc. 22, 19. 1 Cor. 11, 24. 25. Joh. 20, 22. 23), die Kirche Christi erbauen auf dem fundamentalen Bekenntnisse Petri (Matth. 16, 16.) und endlich mit Christo richten und herrschen. Matth. 19, 28. Luc. 22, 30.

Ihren Namen hatte Christus den Aposteln gewiß schon selbst beigelegt: ἀπόστολοι = שְׁלִיחִין. Auch in der Zwölfzahl ist das Bedeutsame, Absichtliche und Einzigartige nicht zu verkennen. Dasselbe gilt von dem Prinzipe ihrer Auswahl. Wir finden bei ihnen keine erwarteten Vorbedingungen. Sie sind unwissend und ohne besondere Empfänglichkeit für geistliches Verständniß. Was sie wurden, sollten sie einzig durch den Geist ihres Meisters werden. Wie bei Kindern, war bei ihnen das erste Nothwendige und zugleich das Schönste einfältige und gänzliche Hingebung an den leiblich gegenwärtigen Christus. (cf. Neander, Leb. Jes. p 188 ff.) Was Umgang und Geist des Herrn bewirkten, zeigen die Jünger. Aus dem stillen Fischer vom Genezareth wird der Evangelist mit den Adlersfittigen und der Seher von Patmos. — Nach klarem Rathschlusse Gottes trat dann bald in Paulus von Tarsen jüdisch-theologisches Wissen und griechische Gelehrsamkeit und Sprache in den Dienst der Ausbreitung des Gottesreiches.

So erscheint das Apostelamt denn völlig einzigartig und nicht bestimmt, in der Kirche fortgesetzt zu werden. (Zu weiterer Beachtung der Auffassung der Mormonen, Irvingiten 2c. fehlt der Raum. cf. Jacobi, die Irvingiten.) Auch fehlt eine diesbezügliche Andeutung oder Weisung Christi vollständig. Daß die Bezeichnung ἀποστολοι in ihrem weiteren Sinne im neuen Testamente noch einer Reihe von Personen beigelegt wird, kann nicht verwundern. „Fern war vom apostolischen Geiste eine solche Peinlichkeit des Buchstabengottesdienstes." Dagegen wendeten die Apostel — mit ihnen Paulus als „unzeitige Geburt" — das Wort ἀποστολος in seinem engeren Sinne nur allein auf sich an. (cf. Wahl des Matthias Act. 6 und 1 Cor. 15, 7—9 und 9, 1.)

Mit allem diesen stimmt die römische Kirche völlig überein: Das Amt der Apostel soll nicht fortgesetzt werden; wohl aber, so argumentirt sie mit „viel List" — das Apostelamt in der Contraction seiner Macht und Würde

in den Nachfolgern Petri. Orig. in Rom. 1. 5. 10. Cypr. ep. LXX. etc. Phillips Kirchenrecht 1. 12. 13. Döllinger: Christenth. u. Kirche. a. m. P. Walter: Kirchenrecht. a. m. P.

Ohne Bedingung und Klausel betrachtet die evangelische Kirche das Apostelamt für erloschen mit dem Tode seines letzten Trägers, des Johannes.

Neben den Aposteln nennt Paulus in den angeführten Stellen sogleich die Propheten. Ein eigentliches neutestamentliches Prophetenamt läßt sich nicht nachweisen. „Wahrsager wie Agabus (Act. 11, 28. 21, 10) erscheinen als Nachahmung einer untergegangenen Vergangenheit.“ (Hase, Kirchengesch. § 43.) Die προφητεία war ein außerordentliches χάρισμα, vom heiligen Geiste hier und dort verliehen, nicht eine stetig wirkende Institution. An beiden Stellen (Eph. 4, 11 und 1 Cor. 12, 28) hätte der Apostel ebensowohl für das concrete προφήτης das abstrakte προφητεία setzen können, wie er es am zweiten Orte mit δυνάμεις, ἀντιλήψεις ꝛc. thut, „weil diese Gaben nicht so bestimmt und beständig an gewisse Personen gebunden waren.“ (Neander, Corintherbriefe ad c. 12.) Charismen sind Gaben der freien Gnade, welche weder durch Landesgrenzen noch Jahreszahlen beschränkt werden.

Nicht ein Gemeindeamt, aber doch ein dauerndes Kirchenamt ist das der Evangelisten. Barnabas, Joh. Marcus, Silas, Apollo, Titus, Timotheus u. a. m. werden so genannt. Sie sind nicht an bestimmten Gemeinden angestellt, sondern reisen mit den Aposteln oder in ihrem oder einer Gemeinde Auftrage umher. Act. 13, 3. Ihr Amt war die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden, sonst nichts. Sie sind also ἀπόστολοι im weiteren Sinne. Eph. 4, 11. Act. 21, 8. Heute sind die Evangelisten der Kirche die Missionare. Dieses Amt muß fortbestehen, bis einst das Wort vom Reiche gepredigt ist in aller Welt zu einem Zeugnisse über alle Völker. Matth. 24, 14.

Ein dauerndes Amt und specielles Gemeindeamt war und ist das der Diakonen oder Almosenpfleger. Es war in den jüdischen Gemeinden längst vorhanden. Wenn nicht durch den Buchstaben, so war es durch den Geist des Mosaischen Gesetzes auf's Entschiedenste geboten. Betteln riß erst ein mit der zunehmenden Verderbniß des Volkes und war zu Christi Zeiten allgemein. (Marc. 10, 46; Matth. 6, 1 ff.; Act. 3, 2.) Christus nahm dem Almosengeben jegliche Verdienstlichkeit (Matth. 6, 3, 4 ꝛc. ꝛc.). Er aber und die Apostel ermahnen auf's ernstlichste zu demüthigem, selbstverleugnendem Geben (1 Joh. 3, 17 ꝛc. ꝛc.). Die Armen waren die Schätze der alten Kirche. Die Muttergemeinde zu Jerusalem setzte für alle Zeiten das Vorbild für christliche Gemeindearmenpflege. — Die Apostel erkannten bald, daß die Armenpflege eigene Beamte fordere, Act. 6, 1—4. Luc. 12, 14. Auf ihren Wunsch erwählte die Gemeinde deren sieben, welche die Apostel mit Handauflegung einführten. (Viele Theologen behaupten, diese sieben seien zugleich die ersten Aeltesten der Gemeinde zu Jerusalem gewesen. Es ist nicht zu erweisen, aber doch wahrscheinlich. Solche Verbindung des Aeltesten- und Diakonen-Amtes besteht heute in zahlreichen Gemeinden.)

Sämmtliche spätere Gemeinden folgten diesem Beispiel, meist wohl mit Beibehaltung der Siebenzahl. Neben den Diakonen stehen zur weiblichen Handreichung die Diakonissen. Röm. 16, 1. (Fliedners Werk in Kaiserswerth).

Daß die Diakonen zur Hülfleistung in Seelsorge und Predigt herangezogen wurden, erklärt sich aus den primitiven Gemeindeverhältnissen, verwischte aber nicht das Bewußtsein von der ursprünglichen Bestimmung. Die Diakonissen trieben für ihr Geschlecht gewiß auch Seelsorge und das Lehren in der Stille, 1 Cor. 14, 34; 1 Tim. 2, 12. Daß zu diesem Amte nur Wittwen genommen wurden, läßt sich nicht nachweisen. Wurden aber solche gewählt, so waren die weisen Vorsichtsmaßregeln des Apostels zu beachten, 1 Tim. 5, 9. Alle Diakonissen konnten sich V. 10 gesagt sein lassen. (Vgl. die Commentare von Lange und De Wette z. d. St.) Den διακόνοις gab der Apostel die köstliche Anweisung 1 Tim. 3, 8—13 zu täglicher Prüfung. — Daß sich Paulus mit diesen Aemtern so ausführlich beschäftigt, zeigt nicht nur deren hohe Wichtigkeit, sondern ist auch Beweis dafür, daß sie zum Organismus der Gemeinde nöthig sind und fortdauern sollen. In den meisten heutigen evang. Gemeinden müssen Frauenvereine und Ausschüsse derselben dieses wichtige Amt nothdürftig versehen. Sie entziehen sich aber meist der gehörigen Aufsicht, und die betreffenden Vorschriften des Apostels sind ganz vergessen. Oder der Pastor ist der einzige, welcher regelmäßig und zuverlässig für die ihm bekannten Bedürftigen Sorge trägt, was die Gemeinden selten bemerken. In tausenden von Gemeinden wird die Liebesarbeit Weniger der Gesammtheit zum Ruhepolster der Gleichgültigkeit. Die römische Kirche führt das Diakonenamt fort in ihrer Weise.

Das entschieden wichtigste dauernde Gemeindeamt aber ist das der ἐπίσκοποι oder πρεσβύτεροι. Betreffs dieses Amtes widersprechen sich nicht nur die römischen und die evangelischen Kirchen, sondern auch die Denominationen der letzteren unter sich. Versuchen wie in möglichster Gedrängtheit eine Darlegung und Klarlegung, da wir an einer solchen in dieser wichtigen Streitfrage nicht verzweifeln.

Wo die Predigt vor Christi Sühntod und Auferstehung Fuß gefaßt hatte, da gründeten die Apostel christliche Gemeinden und gaben ihnen eine Organisation. Dadurch sollte ihr Bestehen als geschlossener Körper gesichert werden.

Andere Gemeinden entstanden durch andere Christen in der Diaspora und durch die Arbeit von Evangelisten (Act. 8). Wo sich dies nur immer thun ließ, nahmen sich solcher Gemeinden auch sogleich die Apostel selbst an (Act. 8, 14). Hierin zeigt sich das Apostelamt als eine äußere Ordnung über den einzelnen Gemeinden. Diese bedurften nun aber ständiger Beamter aus ihrer eigenen Mitte. Daher „ordneten die Apostel ihnen hin und her Aelteste in den Gemeinden," Act. 14, 23. Ja selbst der Gemeinde in Jerusalem waren eigene Beamte nothwendig als Mitarbeiter oder Vertreter der Apostel. Diese Aeltesten der Muttergemeinde genossen besondere Achtung, Act. 15, 2 &c.

Die Einsetzung der Aeltesten geschah durch die Apostel oder dazu von ihnen beauftragte Evangelisten mit Gebet und Handauflegung, Tit. 1, 5. Die Gemeinden rüsteten sich durch Fest- und Bettage.

Die Pflichten der Aeltesten waren umfassend. Sie führten die oberste Leitung der Gemeinde und sorgten für Predigt und Seelsorge, Act. 20, 28, und vollzogen sakramentale und andere heilige Handlungen, Jac. 5, 14. Die apostolische Anweisung für sie steht 1 Tim. 3, 1—7.

Das neue Testament gebraucht die Bezeichnungen ἐπίςκοποι und πρεςβύτεροι promiscue. Die Schriftbeweise hierfür sind so zahlreich und unzweideutig, daß über diesen Punkt ein Streit mit anglikanischen und römischen Gegnern überflüssig ist. Sie wollen nicht sehen; das ist aber noch schlimmer als Blindheit. Reihen wir nur die Beweisstellen aneinander: Act. 20, 17—28. Tit. 1, 5—7. Act. 15, 6—22. 1 Tim. 5, 17. 1 Petr. 5, 1 ff. 3 Joh. 1. Phil. 1, 1. 1 Tim. 3, 1—8. — Clemens Romanus (ad Corinth. c. 42, 44) kennt als einzige Gemeindebeamte ἐπίςκοποι und διάκονοι und redet von vielen Bischöfen an ein und derselben Gemeinde. Die zwei anderen erhaltenen Schriftdenkmäler des ersten Jahrhunderts: der Barnabasbrief und der Hirt enthalten nichts auf die Frage Bezügliches. Die ursprüngliche Identität der ἐπιςκοποι und πρεςβυτεροι erkennt noch Hieronymus und Augustinus an, sogar Papst Urban II. und Petrus Lombardus. Diese Wahrheit erklärte das Con. Trident. für Ketzerei. Dennoch können sich ihr bedeutende römische Theologen, z. B. Döllinger und Walter, nicht verschließen.

Offenbar also benennt das neue Testament ganz dieselben Beamten: πρεςβυτεροι nach ihrer Würde und: ἐπιςκοποι nach ihrem Berufe.

Sehr bald aber zerfiel auf recht erklärliche Weise das eine Amt in zwei. Nicht alle πρεςβυτεροι, die in der Gemeinde voll Glaube und Liebe Zeugniß ablegen konnten, waren darum auch διδακτικοι — lehrhaftig — und streitbar! Tit. 1, 10. Der Glaube soll in der Gemeinde nicht nur bezeugt, es soll auch regelmäßig gepredigt und das Wort getheilt werden. Auch sind dem Unglauben gegenüber berufene Vertreter unentbehrlich. — Schon in der apostolischen Zeit trat in den einzelnen Gemeinden aus dem Presbytercollegium Einer hervor, der schlechthin: „der Lehrer" war. Sein Lehrberuf machte ihn besonderer Achtung werth. Ja, derselbe sollte ihn seiner vorigen Berufsarbeit ganz entziehen. Die Gemeinde sollte dagegen den Lehrer äußerlich unterhalten. Ebr. 13, 7—17. 1 Theſſ. 5, 12. Gal. 6, 7. 1 Cor 9, 7—14. Luc. 10, 7, ꝛc. Den reformirten Theologen insonderheit gebührt das Verdienst, den urchristlichen Unterschied zwischen lehrenden und regierenden Aeltesten nachgewiesen zu haben. Paulus sondert für uns völlig klar beide Aemter: 1 Tim. 5, 17: οἱ καλῶς προεστῶτες πρεςβύτεροι διπλῆς τιμῆς ἀξιούςθωσαν μάλιστα οἱ κοοιῶντες ἐν λόγω καὶ διδαςκαλία. Freilich behaupten Exegeten, aus diesem μάλιςτα des Paulus könne man nicht die Aemterunterscheidung herleiten. So selbst der Presbyterianer Dr. Schaf. So auch Oosterzee (bei Lange), der aber doch erklären

muß: „Dies aber sehen wir deutlich, daß Paulus diejenigen Aeltesten, welche bei der Erfüllung ihrer übrigen Pflichten sich noch speciell mit der Unterweisung und Tröstung der Gläubigen befaßten, um so höher würdigt, weil die Fähigkeit zu dieser höchsten Aufgabe des Presbyteramtes in der Regel nicht bei Allen gefunden wurde."

Daß endlich der zunächst jedem Presbyter gebührende Name ἐπιςχοπος dem lehrenden Presbyter allein zufiel, ist natürlich. Er sollte eben dadurch von den anderen, andere Pflichten erfüllenden Presbytern unterschieden und als verantwortlicher, vorbildlicher geistlicher Aufseher bezeichnet werden. In diesem Sinne nennt ihn der Hebräerbrief ἡγουμενος. c. 13. Daß ihm nicht nur von der Gemeinde, sondern auch von den Co-Presbytern besondere Achtung erwiesen wurde, liegt in der Natur der Sache und geschieht nach des Apostels Ermahnung.

Die anglikanischen, römischen, wenige lutherische und reformirte Theologen widersprechen dieser Anschauung. (Walter, Döllinger, Philipps, Rothe 2c.) Doch ist sie weder modern noch flach, wie Walter meint; auch können wir in der Bildung des Lehramts keine Usurpation sehen, „die unbegreiflicher Weise insoweit auseinanderliegenden Gemeinden gleichzeitig und mit gleichem Ausgange geschehen wäre," wie Döllinger einwirft. Wenn Ignatius schon (ad Smyrn. 8. ad Eph. 3. 4. ad Trallian 2. 3.) in den ἐπιςχοποι die Nachfolger der Apostel verehrt haben will, so hat der alte Vater der Hierarchie hierin mit Bezug auf das Lehramt der Apostel gewiß Recht. Ebenso, wenn er den Smyrnensern sagt (8): non licet sine episcopo neque babtizare, neque agapen facere. (cf. Tertull. de bapt. 17.) Dem ἐπιςχοπος wurde ganz selbstverständlich die Verwaltung der Sakramente überlassen, da er ja in besonderem Sinne für den geistlichen und kirchlichen Dienst ausgesondert war. Daß die ἐπιςχοποι als solche, d. h. als lehrende Aelteste eine eigene Ordination empfingen, müssen wir nichtsdestoweniger, was die apostolische Zeit anlangt, in Abrede stellen. Tit. 1, 5—7. — Daß die πρεςβυτεροι der einzelnen Gemeinden zu ihrem ἐπίςχοπος in dem Verhältnisse der Apostel zu Christus gestanden hätten, mag dem Ignatius klar gewesen sein. Römische Theologen behaupten es heute noch. Die Vergleichung hinkt aber sehr. Die Aeltesten heute sind keine Apostel und die Pastoren keine Christi. Der Prediger ist nicht die Quelle der Wahrheit, sondern er schöpft nur für die Dürstenden. Anderer Unterschiede nicht zu gedenken.

Alles nun zusammenfassend erkennen wir: es gibt vier Aemter der apostolischen Kirche, die auf Fortdauer angelegt sind durch apostolisch-göttliche Autorität:

Presbyterium.	1. Das Pastoren- und Predigtamt oder (lehrende Aelteste)	Episcopat.
	2. Das Aeltestenamt oder .... (Hülfs- oder regierende Aelteste.)	Presbyterat.
	3. Das Armenpflegeramt oder.............	Diakonat.
	4. Das Evangelistenamt oder	Missionat.

Zum Schlusse sei noch eine wichtige Streitfrage berührt, die allerdings im bisher Gesagten schon im Allgemeinen ihre Beantwortung gefunden hat. Es handelt sich um das Bischofsamt als einer über dem Presbyterium der einzelnen Gemeinden stehenden, von den Aposteln geschaffenen Ordnung. Ein Bischofsamt in diesem Sinne haben die römische und griechisch-katholische Kirche, die englische Staatskirche, die Methodistenkirche, die Herrhuter u. s. w. — Wir sahen, daß sich diese höhere Ordnung aus dem Presbyterium und dem geistlichen Lehrstande heraus entwickelte. Es war der Beginn der Entwickelung der Hierarchie. Dies Episkopat ist also ein Werk späterer Disciplin und nicht „wahrhaft göttlichen und apostolischen Ursprunges." — Gewiß haben die Apostel bischöfliche Obergewalt gehandhabt. — Sie wissen sich in der Einigkeit ihres Amtes über dem Presbyterium stehend. Dennoch nennen sie sich selbst πρεςβύτεροι. (1 Petr. 5, 1. 2 Joh. 1, 1 rc.) Sie stellen sich selbst erprobte Gehülfen an, Mitarbeiter. (1 Tim. 1, 3. Tit. 1, 5. Röm. 16, 21. 2 Cor. 8, 2. 3. — συνεργός.) Keineswegs aber ist diesen eine Fortsetzung apostolisch-bischöflicher Obergewalt übertragen worden. — — Irenæus contra haer. 3. 3. Tertull. de praescript. haeret. 32. — In Jerusalem nahm man bei der Bischofswahl sehr verzeihlich auf leibliche Verwandtschaft mit Christus Rücksicht. Euseb. h. eccl. 3. 11.

Im Großen und Ganzen sind die evangelischen Kirchen in Beziehung auf Kirchenregiment beim apostolischen Vorbilde geblieben. Gewiß der Sache nach. Von der Verschiedenheit der Namen und einzelnen Ausgestaltungen sehen wir ab. Noch beugen sich alle dem einen, einigenden Wort: „Einer ist nur Meister, Christus!"

Welches Recht und welche Pflicht hat unsere Synode als solche, selbstständige Mission zu treiben?

(Referat von P. C. Bechtold.)

(Fortsetzung.)

Hiernach scheint es uns vielmehr, als habe der Herr den Kirchen der Reformation seinen Ausspruch: „Einer ist euer Meister, ihr aber seid alle Brüder" recht zum Verständniß bringen und durch die Trennung derselben dem Zurücksinken in das hierarchische Wesen und die damit nothwendig verbundene irdische Herrlichkeit gründlich vorbeugen wollen. Die Kirche Christi trägt auf Erden gleichwie ihr Herr das Knechtsgewand und auch ihre äußerlich trennenden Unterschiede bilden ein Stück desselben. Und haben nicht alle jene Particularkirchen, soweit sie an dem Bekenntniß, daß Jesus Christus, der Gekreuzigte, Gottes Sohn sei, festgehalten, — welchen Namen sie auch führen mögen, ob lutherisch oder reformirt, ob methodistisch oder baptistisch, ob presbyterianisch oder hochkirchlich, ob herrnhutisch oder freikirchlich — die Berechtigung ihrer Existenz gerade durch die herrlichen Früchte ihrer Missionsthätigkeit bewiesen? — Oder, legt nicht die Bekehrung eines heid-

nischen Volkes, gewirkt durch die Mission einer dieser Sonderkirchen, Zeugniß dafür ab, daß in der betreffenden Kirche alle Bedingungen für die sittliche Erneuerung und geistliche Wiedergeburt des Menschen vorhanden sein müssen? — Wo aber das der Fall ist, da müssen wir auch die wahre Kirche Christi anerkennen und dürfen ihr das Recht, Mission zu treiben, nicht nur nicht streitig, sondern ihr sogar zur unerläßlichen Pflicht machen, mag sie sonst in Lehre, Cultus und Verfassung Eigenthümlichkeiten haben, welche sie will.

Es mag überflüssig scheinen, darauf hinzuweisen, daß fast jede evangelische Particularkirche Nord-Amerika's, England's und theils auch Deutschland's als Kirche Mission treibt, ohne Rücksicht auf sonst bestehende Privat-Missions-Gesellschaften oder Vereine, die man nach Belieben unterstützen kann, denselben alles Weitere überlassend. — Aber es dürfte jedenfalls nicht überflüssig sein den besonderen Segen aufmerksam zu machen, der solche sonderkirchlichen Missionen begleitete, trotz mancher berechtigter und unberechtigter Eigenthümlichkeiten. Welche überraschenden Erfolge haben beispielsweise die Herrnhuter, die amerikanischen Baptisten, wesleyanischen Methodisten, die schottischen Kirchen in ihren Missionsgebieten aufzuweisen, — Erfolge, mit denen sich diejenigen der großen Missionsgesellschaften nicht messen können, obschon den letzteren, besonders englischen und amerikanischen, bedeutend größere Mittel zu Gebote standen. —

Aber auch nach einer andern Seite hin ist dieser besondere Segen spürbar. „Die Missionsgemeinden sind die geistlich lebendigsten Gemeinden. Die Brüdergemeinde verdankt ihr geistliches Leben ganz wesentlich ihrer Missionsthätigkeit. Das Lüneburgische und das Münden-Ravensberger Land ist geistlich reich geworden, ganz wesentlich durch seine Arbeit für die Heidenmission. Und so ist es überall Speise, wenn man den Missionswillen Gottes thut." (So lesen wir in Warneck's Missions-Zeitschrift v. Octbr. 79.) Und dasselbe, läßt sich mit gleichem, ja wohl nach größerem Rechte von der (Missionary) Baptisten- oder der schottischen Freikirche sagen. Es hieße diesen Kirchen geradezu die Lebensadern unterbinden, wollte man ihnen ihre specielle Missionspflicht-Sorge und -Arbeit abnehmen und den Privatgesellschaften zuweisen. —

Es gilt gewiß auf keinem Gebiete menschlicher Thätigkeit die Originalität so viel wie gerade im Werke der Mission. Jede Kirche hat ihre Eigenart und den Stempel derselben prägt sie ihren Boten und durch sie dem Missionswerke auf. Die Verallgemeinerung religiöser Grundsätze, die Farblosigkeit des Bekenntnisses, die Schablonenmäßigkeit einer missionirenden Thätigkeit kann Niemanden begeistern: Begeisterung aber ist nothwendig, um Erfolge zu erzielen. — Was den Missionsgesellschaften im Allgemeinen fehlt ist gerade die Originalität. Sie müssen deßhalb auch ihre Bedeutung verlieren und um so mehr von ihrer Wirksamkeit einbüßen, je mehr die einzelnen Sonderkirchen zu ihrer Pflicht erwachen. Auch Missionen wie die Goßnersche und Hermannsburger dürften von dem hier Gesagten nicht auszunehmen sein, da

sie nach dem Tode ihrer Gründer — die beide Originale im strengsten Sinne des Wortes waren — viel von ihrem ursprünglichen Charakter verloren haben. —

Machen wir von dem Vorstehenden nun eine Anwendung auf unsere eigene Synode. —

Wir brauchen dabei nicht auf die ersten Anfänge derselben zurückzugehen. Ihre Entstehungs-Geschichte, wie ihr gesegnetes Wachsthum ist hinlänglich bekannt. Mit nahezu 400 Pastoren und über 500 Gemeinden steht sie da als ein respectabler Kirchenkörper, so daß sie, ihrem äußeren Umfange nach, wohl das Recht einer selbstständigen Existenz oder kirchlichen Sonderstellung für sich beanspruchen darf. Doch die numerische Stärke fällt im Reiche Gottes nicht in's Gewicht; Zahlen beweisen hier wenig oder gar nichts. Auch haben wir in Obigem die Berechtigung der Existenz einer Particularkirche nicht von ihren äußeren Größenverhältnissen abhängig gemacht, sondern von ihrem inneren Wahrheits- und Lebensgehalt. Wir sagten: daß, wo in einer christlichen Gemeinschaft alle Bedingungen für die sittliche Erneuerung und geistliche Wiedergeburt eines Menschen vorhanden seien, wir die wahre Kirche Jesu Christi und auch die Berechtigung ihrer Existenz anerkennen müssen. Es entsteht also die Frage, ob in unsrer evangelischen Synode diese Bedingungen vorhanden sind?

Weit entfernt davon, in unseren Gemeinden lauter lebendige, wiedergeborne Christen zu suchen, wage ich doch auf Grund unseres Bekenntnisses und der in ihnen kräftigen Predigt von Christo, dem Gekreuzigten, zu behaupten daß Alle, innerhalb unsrer Kirche, solche Christen werden können. Und dieser Behauptung dürfte doch wohl Niemand widersprechen! — Ja, ich gehe noch weiter und sage: unsere Kirche erkennt es als ihre Aufgabe an, durch Wort und Sacrament dahin zu wirken, daß Solches bei allen ihren Angehörigen geschehe. Und Niemand wird wohl daran zweifeln, daß es bei Vielen dahin schon gekommen ist und unter des hl. Geistes Beistand auch ferner noch kommen wird! Sollen wir aber ja noch einen anderen Maßstab für das lebendige Christenthum in unsrer Synode gebrauchen, so wollen wir von dem Glauben reden, der durch die Liebe thätig ist. Und da weist unser „Friedensbote" für das letztverflossene Jahr an freiwilligen Beiträgen, für synodale und nicht synodale Zwecke, eine Einnahme von über $25,000 nach, (Beiträge an Lebensmitteln, Kleidungsstücken 2c. gar nicht gerechnet), welche Summe sich noch um ein Bedeutendes erhöhen ließe, durch Hinzurechnung der Liebesgaben für die protestantische Waisenheimath, die Bibel- und Tractat-Gesellschaft, das Samariter-Hospital und andere Anstalten. — So kann unsere Synode auch in dieser Hinsicht allen übrigen Kirchen dieses Landes würdig an die Seite treten. Trotz ihres Bekenntnißstandes, den sie mit der unirten preußischen Landeskirche theilt und um deßwillen sowohl als auch wegen anderweitiger Beziehungen sie als ein Zweig derselben angesehen werden kann, hat unsere Synode doch auch manche charakteristische Eigenthümlichkeiten, wodurch sie sich nicht nur von jener, sondern auch von

allen übrigen Kirchen und Synoden dieses Landes wesentlich unterscheidet. Von der unirten Staatskirche unterscheidet sie sich hauptsächlich durch ihre synodal-presbyterianische Verfassung. Doch hat offenbar in ihr auch eine innigere Verschmelzung beider Bekenntnisse stattgefunden, während in jener die Lehrgegensätze noch immer unausgesöhnt einander gegenüberstehen. Schon unseren Gemeinden und besonders der jüngeren, in unsrer Kirche unterrichteten und confirmirten Generation ist die Synode es schuldig, ihren geschichtlichen Standpunkt festzuhalten, wo nicht eine große Verwirrung der Gemüther dadurch herbeigeführt werden soll. Was unsere Synode ist, das ist sie durch die Umstände geworden und wir dürfen bei ihrer Entstehung sowohl wie bei ihrer reich gesegneten Fortentwickelung gewiß auf eine providentielle Mitwirkung schließen. Auch sie hat, vermöge ihres eigenthümlichen Bekenntnißstandes, eine besondere Aufgabe zu erfüllen; auch sie hat Gaben, Aemter und Kräfte empfangen, mit welchen sie dem Bau des Reiches Gottes nach *ihrer* Weise dienen und zu seiner Vollendung mitwirken kann und will. Nur kommt es darauf an, daß sie sich ihrer Stellung und Aufgabe klar bewußt ist; d. h. also einmal, daß sie als *Kirche* das *Recht* einer Sonderstellung für sich in Anspruch nimmt und für's Andere, daß sie damit zugleich die *solidarische Verantwortlichkeit für die selbstständige Ausführung* des Missionsbefehles Jesu übernimmt.

Es handelt sich also darum: *was unsere Synode sein will.* Will sie eine *selbstständige Kirche* sein, so hat sie als solche dem Befehle ihres HErrn *Gehorsam* zu leisten und muß so viel christliche Gewissenhaftigkeit besitzen, daß sie denselben erfüllt, er gefalle ihr oder gefalle ihr nicht. Will sie aber das *nicht* sein, sondern nur eine *Gesellschaft für innere Mission*, so ist sie nach einer Seite weit über die Grenzen ihres Berufes hinausgegangen. Denn Aufgabe der inneren Mission ist vorzugsweise, die der kirchlichen Pflege Entbehrenden mit Gottes Wort zu versehen und die ihr völlig Entfremdeten wieder in den Schooß einer bestimmten, *bereits bestehenden Kirche* zurückzuführen. Sie bedürfte also dazu keiner besonderen kirchlichen Organisation. Nach der anderen Seite aber hätte sie ihren Beruf nicht zum zehnten Theile erfüllt; denn wo sind ihre Rettungshäuser, Kinderbewahranstalten, Taubstummen- und Blindeninstitute, Magdalenenstifte, Asyle für Elende und im Laster Verkommene, Stadtmissionare, Colporteure u. s. w.? —

Die geschichtliche Vergangenheit, die synodale Verfassung, der charakteristische Bekenntnißstand, — Alles spricht mehr für das Erstere. —

Wir *wollen* also eine *Kirche* sein; darum *sollen* wir auch *selbstständig Heidenmission treiben.* Daß in allen lebendigen, wahrhaft wiedergebornen Gliedern unsrer Kirche eine Sehnsucht nach der Vollendung des Reiches Gottes vorhanden ist, wird Niemand leugnen, der Gelegenheit hatte, einen tieferen Einblick in unser Gemeindeleben zu thun. Naturgemäß wird ja dieselbe stärker bei denen sein, welche ihrer eigenen Vollendung in Bälde entgegensehen, d. h. bei den alten, erprobten und bewährten Christen, unter

denen wir auch noch größtentheils die Gründer unsrer Gemeinden erblicken. Aber es hieße doch wahrlich unsrer Kirche ein großes Armuths-Attest ausstellen, wollten wir sagen, daß nicht in allen ihren Gliedern, jung und alt, die wahre Christenhoffnung fortlebe, oder daß Gemeinden und Pastoren bei allem ihrem Thun nicht mehr oder minder sollten von ihr getragen und beseelt sein. — Zielt ja doch all unser Lehren, Predigen und Ermahnen dahin ab, die Einzelnen der Vollendung ihres Heiles entgegenzuführen und das ist nichts Anderes, als beständig in ihnen die Sehnsucht nach der Offenbarung des Herrlichkeitsreiches Christi wecken und beleben, nach dem Vorbild des Apostels, der da sagt (Col. 3, 4): „Wenn aber Christus, euer Leben, sich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit.“ —

Zudem aber muß ja die schärfere Zuspitzung der Gegensätze von Glauben und Unglauben, Weltseligkeit und Gottseligkeit in unsern Tagen auch Viele überzeugen, daß auf uns das Weltende gekommen ist, so daß sowohl jeder Fortschritt im Reiche Gottes als auch jeder neue Ausbruch der Gottlosigkeit und Bosheit das Verlangen nach der endlichen Vollendung des Reiches Gottes auf Erden wecken muß. Damit wird aber, wie von selbst, sich die Pflicht unabweislich aufdrängen, mit Hand anzulegen an das Werk der Heidenbekehrung. Und unsere Kirche kennt diese ihre Pflicht, das bezeugt das immer steigende Missionsinteresse, die immer größer werdende Zahl der Missionsfeste. Wo aber eine Gemeinde dieselbe noch nicht kennt und an ihre Erfüllung denkt, da wird es die Aufgabe des betreffenden Pastors sein, an dieselbe zu erinnern unter Hinweis auf den ausdrücklichen Befehl Christi und die an ihn geknüpfte Verheißung. —

Wo so Beides mit einander wirkt, nämlich die lebendige Christenhoffnung und der freudige Gehorsam gegen den letzten Willen des HErrn, da dürfen wir auch an der Möglichkeit der Durchführung eines solchen gottgewollten Unternehmens nicht zweifeln, d. h. es wird dazu weder am Gelde noch an Männern fehlen. Ja, daß thatsächlich Beides zum Beginne einer selbstständigen Heidenmission ausreichend vorhanden, ist unschwer nachzuweisen. —

Von den vorhin angeführten $25,000 Beiträgen wurden allein für die Heidenmission rund $5100 aufgebracht, wovon 8 verschiedene Missionsgesellschaften hier und in Deutschland einen Antheil erhielten und zwar den größten die Basler mit $2049.00. — Wahrlich ein glänzendes Zeugniß für den in unsrer Synode herrschenden Missionssinn! Wer hätte das erwartet bei den schlechten Zeiten, die ja im letzten Jahre besonders drückend auch auf unsern Gemeinden lasteten! Noch mehr; wer hätte das erwarten dürfen, da doch die Opferwilligkeit derselben schon durch den Neubau des Proseminars so bedeutend in Anspruch genommen war! Hätte man nicht vielmehr eine Abnahme des Missionsinteresses annehmen sollen? Und dennoch eine bedeutende Zunahme gegen das Jahr 1877, wo die Beiträge für den gleichen Zweck sich auf ca. $3700 beliefen. Es scheint in der That nur einer geringen Anregung

zu bedürfen, um die Herzen zum Bau des Reiches Christi unter den Heiden willig zu machen. — Und sind wir nicht berechtigt anzunehmen, daß mit dem fortschreitenden Wachsthum unsrer Synode auch die Missionsbeiträge noch reichlicher fließen werden? — Es kann ja nicht anders sein, so lange der rechte Geist in unsrer Mitte waltet. — (Schluß folgt.)

Einige Gedanken über unsern Katechismus.

Vor einiger Zeit wurde in unserm „Friedensboten" von hervorragender Seite auch unseres Katechismus gedacht. Seit vielen Jahren schon ist derselbe auf manchen Synodal-Versammlungen Gegenstand von Verhandlungen gewesen; und wo wäre je ein Kreis von Amtsbrüdern versammelt, die etwa von ihrer Arbeit an den Confirmanden redend und ihre Erfahrungen darin austauschend, nicht auf das Lebhafteste die Vorzüge und Mängel desselben an's Licht gestellt und ihre Wünsche geäußert hätten!

Gott sei Dank! eine Katechismus-Frage, ein Streit über den Inhalt desselben, eine prinzipielle Gegnerschaft hat in unserer Synode nie stattgefunden oder Raum gehabt! Von allen Seiten ist stets bereitwillig anerkannt worden, daß unser evangelischer Katechismus im Ganzen den Inhalt des Wortes Gottes, wie die evangelische Kirche ihn faßt, auch unsere Väter ihn verstanden und gelehrt haben, treulich wiedergebe.

Zu einer Bekenntnißschrift unserer evangelischen Synode ist er jedoch nie erhoben worden. Denn einmal hat die evangelische Kirche eine, ich möchte sagen, angeborne Scheu, von Menschen verfaßte Bekenntnisse neben oder eigentlich über das vom heiligen Geist eingegebene Gotteswort zu stellen, damit dieses nach Darlegung und Anweisung jener verstanden und geglaubt werde. Zum Andern aber sind zur Klarlegung unseres Glaubens gegen Freund und Feind in unserm Kirchenbekenntnisse schon das Augsburger Bekenntniß, Luthers und der Heidelberger Katechismus in ihrer Uebereinstimmung aufgeführt. Es fehlt uns also gar nicht an Bekenntnißschriften. Ja, wer möchte denen ganz Unrecht geben, die da meinen, daß wir derselben schon zu viele hätten!

Unser Katechismus nimmt in unserer Synode eine ähnliche Stellung ein, wie etwa unser Gesangbuch. Beide sind herausgegeben worden, um unsern Gemeinden zu dienen. Die Frage, in wie fern sie ihrem Zweck entsprechen, ist also discutirbar. Ein jedes Synodalglied hat ein gutes Recht, auf einen Mangel an denselben, oder was ihm wenigstens als ein solcher erscheint, aufmerksam zu machen. Freilich geht es hier nach dem alten Satze: „Nicht Jeder kann dichten, doch Jeder kann richten." Unzweifelhafter wäre das Verdienst dessen, der nicht nur einen Mangel aufdeckt, sondern der zugleich ihn zu verbessern, etwas Mustergültiges an seine Stelle zu setzen vermöchte.

Von den Mängeln des Katechismus sich zu unterrichten, hatte der Schreiber dieser Zeilen genugsam Gelegenheit, da er denselben seit Jahren seinem Confirmanden-Unterricht zu Grunde legt. Sieh dir, geneigter Leser, einmal

die Fragen des Katechismus an: viele sind zu lang gerathen; auch Doppelfragen fehlen nicht. Die Sprache der Antworten ist oft schwerfällig und ein wenig geschraubt; in dem Bemühen, eine ganze Antwort zu geben, führt sie alle Einzelheiten, Ober- und Unterabtheilungen an, so daß zwar die Logik gerettet, aber die Sprach- und Denkkraft des Kindes weit überschritten wird. Nun denke man an die dürftige Kenntniß der deutschen Sprache seitens unserer Kinder, besonders in den Städten, wo keine Gemeindeschulen sind. Auch bei dem treuesten Fleiße seitens des Pastoren und der Kinder entspricht der wirkliche Gewinn, der doch die Erlangung einer klaren Einsicht in die christlichen Heilswahrheiten sein muß, nicht der aufgewandten Mühe. Denn mögen die Kinder den Katechismus wörtlich und ganz auswendig gelernt haben, ja haben sie davon auch Alles verstanden, so weit und wie Kinder verstehen können: *nach kurzen Monaten haben sie ihn vergessen*, weil die Form zu schwer, zu wenig anschaulich ist. *Und dieses Letzte ist der allergrößte Uebelstand.*

Ein Katechismus soll in kurzen, kräftigen, klaren Sätzen die göttliche Wahrheit darstellen; ähnlich wie gute Sprüchwörter anschaulich und treffend Wahrheiten des gemeinen Lebens enthalten, gleichsam den Nagel auf den Kopf treffen. — Denn unser Christenthum, und daher auch unsern Katechismus, haben wir für die ganze Zukunft, für das tägliche Leben nöthig, für die Noth und Trübsal des Hauses, für die Arbeit, den Schweiß und Staub der Heerstraße des Lebens, gegen die Versuchungen und Anläufe des Teufels und zur Stärkung unseres Glaubens. Dazu gehört aber, daß wir nicht nur die Einsicht in die christlichen Wahrheiten haben, sondern wir müssen auch die Wahrheit selbst, sei es in Katechismussätzen, Sprüchen oder Liederversen, auswendig wissen. Wo die Form fehlt, verflüchtigt sich auch bald der Inhalt. Ja, bestände das Leben darin, in einer Schule zu sitzen und Denkübungen anzustellen. Wohl dem, der in seiner Jugend das Glück hatte, einen guten Katechismus, eine Anzahl guter Kernsprüche und Liederverse zu lernen, die ihm helfen, dem Teufel, den bösen Lüsten, der gottvergessenden Trauer und dem Unglauben Widerstand zu leisten und den Sieg zu behalten!

Nun möchte wohl der geneigte Leser bei sich den Gedanken aufkommen lassen: Am Ende hat der Schreiber dieses Artikels selbst einen Katechismus geschrieben oder beabsichtigt es wenigstens. Wir werden nun bald Anpreisungen der großen Vorzüge dieses Kindes seiner Muse vernehmen und bestürmt werden, denselben anzuschaffen oder ihn mit einer Revision oder Verbesserung des alten zu betrauen. — Gemach, lieber Leser! Der Schreiber hat sich nie an eine solche Arbeit begeben, noch wird er je die Thorheit oder Vermessenheit dazu haben. Zwar hält er es nicht für sehr schwer, einen Katechismus zu verfassen. Wie? Sollte es denn so schwer sein, seinen Christenglauben, nach der Hauptmaterie geordnet, aufzusetzen und alsdann zu jedem Gedanken eine Frage zu stellen, damit sie durch den betreffenden Satz beantwortet werden könne? Das vermag nebst manchen Gliedern unserer Gemeinden gewiß jeder Pastor. Und wie viele Leute haben nach diesem Re-

cepte Büchlein verfaßt, die sie Katechismen nennen! Da ruft uns Dieser und Jener mit wichtiger Miene in die Ecke und theilt uns mit Ehrfurcht fordernder Miene mit, daß er einen Katechismus geschrieben und stellt uns das Manuscript huldvollst zur Verfügung. Der Schreiber hatte sich vorlängst zweier solcher wunderlicher Gesellen zu erwehren.

Und wie viele von den besten Männern der evangelischen Kirche haben sich, nur allein in diesem Jahrhundert, mit großer Sachkenntniß und mit großen Gaben ausgerüstet, daran gegeben, einen guten Katechismus zu schreiben! Des Schreibers Ueberzeugung ist es, daß unser evangelischer Katechismus im Ganzen ebenso gut ist, wie der beste der von Einzelnen oder von kirchlichen Behörden herausgegebenen. Wo sind aber alle diese Katechismen geblieben? Die anerkannten Mängel der alten ließen von Zeit zu Zeit neue entstehen, die wiederum von andern verdrängt wurden oder werden. Nicht die uns Menschen innewohnende Veränderungslust, sondern die zum allgemeinen Bewußtsein durchgedrungene Ueberzeugung, daß das Vorhandene nicht vollkommen sei, verursachte und erklärt diesen schädlichen Wechsel.

Auf jede Bemängelung unsers evangelischen Katechismus werden wir mit dem Nachweise eines wenigstens ebenso großen Mangels an irgend einem der neuen Katechismen antworten können. Aber das macht uns nicht glücklich; denn wir Evangelischen haben ja nicht unsern Sinn auf's Verkleinern, Bemängeln, Verbannen und Verdammen Anderer gerichtet, sondern bedenken das Wort: Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er stehet und fällt seinem Herrn.

Unserer Aufmerksamkeit sind nnr die zwei alten, auch in dem evangelischen Bekenntnißparagraphen ausdrücklich genannten Katechismen werth: der Lutherische und der Heidelberger. Jeder derselben ist in seiner Art gewissermaßen vollkommen.

Der Heidelberger durchmißt in knapper, klarer Darlegung die Länge, Breite, Höhe und Tiefe des göttlichen Heilsplans. Ja, er betritt Regionen, die gar dunkel und geheimnißvoll sind, und faßt das Unfaßbare. Er führt eine schwere Rüstung vieler biblischer Stellen mit sich, die er jeder seiner Aufstellungen als Stütze und Beweis unterstellt. Derselbe macht den Eindruck eines gründlichen Werkes scharfsinniger Theologen, die ihr System mit Klarheit und Würde vortrugen.

Darum ist er selbst in reformirten Gegenden kein eigentliches Volksbuch geworden, in dem Sinne, daß der gemeine Mann denselben als Gebet oder treffendsten Ausdruck seines Glaubens wörtlich anwendete. Auch findet man weder in reformirten Gebet- oder Andachtsbüchern, noch in volksthümlichen Predigten besonders viele Stellen aus demselben zur Erbauung oder als besonders treffenden, kernigen Ausdruck der abgehandelten Wahrheit. Soll ein Katechismus doch eine kurze Zusammenfassung des christlichen Glaubens sein, die von schwachen Kindern gefaßt und behalten werden könne, und die auch erwachsenen, göttlich einfältigen Christenleuten die Summe ihres Glaubens und was zum gottseligen Leben in dieser Welt gehört, vorhalte.

Wo wäre ein Büchlein, das alle Vorzüge, die ein Katechismus haben soll, auf eine vollkommenere Weise in sich vereinigte, als der kleine Luthersche! Wie ein lauterer Quell lebendigen Wassers, dem Kinde verständlich, dem gereiften Christen tröstlich, ihn kräftigend und unterweisend, quillt er wie aus Einem Guße hervor aus dem kindlich freudigen, männlich festen gläubigen Herzen des Verfassers; nicht nur dem Verstande, sondern auch dem Herzen zusprechend, Bekenntniß und Gebet, Mahnung und Trost zugleich. — Jesaias 6, 1—9 lesen wir: Des Jahrs, da der König Ulsia starb, sahe ich den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Stuhl; und sein Saum füllete den Tempel. Seraphim stunden über ihm, ein jeglicher hatte sechs Flügel; mit zween deckten sie ihr Antlitz, mit zween deckten sie ihre Füße und mit zween flogen sie. Und einer rief zum andern und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll! Daß die Ueberschwellen bebeten von der Stimme ihres Rufens, und das Haus ward voll Rauchs. Da sprach ich: Wehe mir, ich vergehe; denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen; denn ich habe den König, den Herrn Zebaoth, gesehen mit meinen Augen. Da flog der Seraphim einer zu mir, und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit der Zange vom Altar nahm; und rührete meinen Mund und sprach: Siehe, hiemit sind deine Lippen gerühret, daß deine Missethat von dir genommen werde und deine Sünde versöhnet sei. Und ich hörete die Stimme des Herrn, daß er sprach: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein? Ich aber sprach: Hie bin ich, sende mich! Und er sprach: Gehe hin, und sprich zu diesem Volk: Höret es, und verstehet es nicht; sehet es, und merket es nicht.

So hat auch das heilige Feuer des Geistes Gottes die Lippen, das Herz Luthers erfüllt und ihn befähigt, dieses Büchlein zu schreiben, daß es eine Botschaft Gottes sei an seine Kinder. Diejenigen, die sich für die vornehmlich, ja wohl allein als im Sinne Luthers Lehrenden und Glaubenden betrachten, gebrauchen gern und oft das Verslein: „Gottes Wort und Luthers Lehr', vergehen nun und nimmermehr." Es scheint unpassend, unsern Herrgott und einen Menschen so in Einem Athem zu nennen und neben einander zu stellen, als ob sie Beide ein Compagniegeschäft etablirt hätten. Aber das ist wohl nach der Erfahrung der vergangenen vierthalb Jahrhunderte sicher, daß der kleine Katechismus Luthers nicht veralten wird, sondern bei der gläubigen Christenheit stets wird in hohen Ehren gehalten werden.

Von den Verfassern unsers Evang. Katechismus ist Vieles demselben entnommen worden. Das kann man denselben nicht zum Vorwurfe machen; im Gegentheil war es ein Zeichen eines richtigen Taktes. Denn weder der selige Luther noch irgend eine Partei hat ein Patent gegen Nachdruck darauf erworben. Sondern zum Nachdrucken, zum Nachlernen, zum Nachglauben und zum Nachbekennen ist er, gerade wie der Heidelberger, verfaßt worden. Manche hätten es gern gesehen, daß sie noch mehr benutzt wären. Aber durch diese Benutzung hat unser Buch etwas Ungleichartiges in seiner Sprache be-

kommen; so würdig und klar im echt evangelischen ernstgläubigen Geiste er auch immer in den übrigen Theilen geschrieben ist.

Es sind viele Pastoren in unserer Synode und gewiß noch viel mehr gläubige Gemeindeglieder, die, im Interesse der Jugend vornehmlich, gern den kleinen Luther wieder mehr in die ihm gebührende Stelle gesetzt sähen. Vielleicht sind auch solche vorhanden, die den Heidelberger an's Licht gezogen wünschten. Solche Wünsche sind berechtigt. Wir Evangelische bekennen uns zu dem Consensus der beiden Katechismen. Wäre es da nicht das gewissermaßen Sichvonselbstverstehende, daß auch beide Katechismen miteinander den Kindern in die Hand gegeben würden? Natürlich nur Einer derselben zum Auswendiglernen; der andere mehr zur Vergleichung.

Wollte Jemand nun einwenden, daß dieselben nicht neben einander gebraucht werden könnten, so würde er damit direkt unser Bekenntniß angreifen, darin wir eine Uebereinstimmung beider als ein Vorhandenes setzen. — Dieser Einwurf bedarf also keiner Widerlegung.

Berechtigter ist wohl ein zweites Bedenken: Wie? könnte man sagen, ist nicht der Consensus in unserm Evangelischen Katechismus vollzogen? Der Schreiber ist für seine Person davon überzeugt, und fügt mit Freuden hinzu, daß er noch nie von einem Synodalgliede eine gegentheilige Meinung gehört hat. Aber wird das auch gern und von Allen zugegeben, so würde doch die in dieser Besprechung dargelegte Anschauung über den Zweck und Gebrauch und Eigenschaften, die ein Katechismus haben soll, folgenden Wunsch als gerechtfertigt erscheinen lassen: „Wo Pastoren und Gemeinden, durch ihre besondern Verhältnisse bewogen, es für gut erachten, möchte die Synode ihnen Katechismen verabfolgen, denen entweder der kleine Lutherische oder der Heidelberger beigedruckt wäre." — Dann könnte einer auswendig gelernt, der andere zur weiteren Erklärung und in seiner vorzüglichen Spruchsammlung vornehmlich benutzt werden.

Die Befürchtung, daß dadurch Religionszänkereien entstehen würden, sind gewiß unbegründet; denn wer Lust dazu hat, gehört in keine evangelische Gemeinde, hat sich auch wohl längst schon in die Lager Jener begeben, die aus dem Ketzer-Riechen und -Richten ein Geschäft machen. Ja, wenn auch hie und da ein Pastor Glaubensänderungen in den Gemeinden betreiben möchte, so sind diese, welche Schwächen sie sonst auch haben mögen, durchgehends fest in ihrem evangelischen Bekenntnisse. Wir wollen Alle nicht weichen noch wanken, weder zur Rechten, noch zur Linken. — Sind wir Alten, trotzdem die meisten von uns in der Jugend den Heidelberger oder den Lutherischen Katechismus gelernt haben, doch durch Gottes Gnade gute evangelische Christen geworden; so wird der treue Gott gewiß auch unsere Kinder bei denselben im rechten **einigen** Glauben erhalten.

Der Schreiber will als Nebensächliches die Bemerkung noch hinzusetzen, daß er in seinen jungen Jahren außer dem kleinen Luther noch hat drei Katechismen lernen müssen. Es waren Eintagsfliegen; er muß gestehen, daß er sich an Nichts davon mehr erinnern kann, sogar das meiste von den Titeln

derselben hat er vergessen. Nur den kleinen Luther weiß er noch; und wird ihn bis zum letzten Athemzuge nicht vergessen.

Nichts liegt dem Schreiber dieser Zeilen ferner, als confessionellen Hader zu erregen. Der evangelische Bruder mit lutherischen oder mit reformirten Ueberzeugungen sind ihm gleich theuer. Absonderliche confessionelle Neigungen mag Einer in seinem theologischen Küchengarten hegen und pflegen, wenn es ihm anders Freude macht. In dem Weinberge des Herrn, darin wir arbeiten sollen, haben dieselben, gewiß nach unser Aller Ueberzeugung, keine Berechtigung. Wie St. Paulus, da er von der schwierigen Lehre von der Gnadenwahl seine römischen Brüder unterrichtet, am Ende ein kräftiges, Allen klares, tröstliches Wort spricht: „Wer den Namen des Herrn wird anrufen, soll selig werden;" — so wollen wir es auch halten, und was zu unserer Buße, zu unserm Glauben und zu unserm gottseligen Leben gehöret, fleißig treiben, an Christum, für uns gestorben und auferstanden, von Herzen glauben, ihn lieben und ihm dienen. Das Andere wollen wir der Ewigkeit überlassen, davon der Dichter sagt: Einst werd' ich das im Licht erkennen, was hier auf Erden dunkel war.

Theologisches Intelligenzblatt.

Inland. Ungebührlichkeiten lutherischer Blätter gegen die Unirten. Die missourische „Lehre und Wehre" behandelt im Allgemeinen die Unirten mit aristokratischer Zurückhaltung, indem sie die Klopffechterei andern Blättern überläßt und uns mit einer fast prinzipiell scheinenden Beharrlichkeit ignorirt. Es ist gewiß nur löblich, wenn man Gegner, von denen man sich durch zu prinzipielle Differenz geschieden weiß, lieber ganz ihre Wege gehen läßt; solches Zurückhalten kann in gewissem Grade den wirklichen Frieden anbahnen. Wir bedauern, daß von diesem Verfahren je und dann in unschöner Weise Abstand genommen wird. Die letzte Nummer enthält die Anzeige einer Ausgabe des Liedes: „Eine feste Burg" 2c., welche P. Pick in Rochester als Jubiläumsgabe veröffentlicht hat; dieselbe enthält außer einer kurzen Entstehungsgeschichte des Liedes die Zugabe von 23 Uebersetzungen in fremde Sprachen. Lehre und Wehre freut sich, daß einmal ein Unirter sich an so eine lutherische Arbeit gemacht habe und findet dies um so anerkennenswerther und wunderlicher, als doch die unirte Kirche als solche „das Wort sie sollen lassen stan" nur mit einer reservatio mentalis singen könne. Was soll eine solche mit der Selbstverständlichkeit eines Axioms hingeworfene Insinuation eigentlich nützen? Daß ein unirter Gegner dadurch überzeugt, gewonnen und gebessert würde, hat der Schreiber wohl kaum in Aussicht genommen; es kann sonach zu nichts Anderem dienen, als den prüfungslosen Zelotismus zu nähren, der davon lebt, daß er immer neu hingeworfene Schlagwörter sich aneignet. Unter einer Reservation versteht man einen Hintergedanken, durch welchen man die Wahrheit von etwas äußerlich Ausgesprochenem für sich negirt oder einschränkt. Die Beschuldigung lautet also dahin, daß die unirte Kirche als solche von etwas, was sie als Gottes Wort anerkennt, doch nicht die Ueberzeugung seiner Erhabenheit und Unvergänglichkeit habe; es wird also der unirten Kirche als solcher das Prinzip des Unglaubens zugesprochen. Hiermit ist das Wesen der unirten Kirche völlig verkannt. Sie ruht nicht auf dem Preisgeben des Wortes Gottes, sondern auf der Unterscheidung desselben von einer bestimmten menschlichen Fassung, auf der Ueberzeugung, daß weder der lutherische noch der reformirte

Lehrausdruck sich mit dem Worte Gottes selbst völlig deckt, und sie gewinnt diese Ueberzeugung eben aus dem Worte Gottes selbst.

Auch die luth. Zeitschrift, welche sich kürzlich mit dem luth. Herold zu einem Blatte vereinigt hat, bleibt ihren Traditionen in der Verwechselung zwischen Union und Unglauben getreu. Sie schreibt unter der Ueberschrift: „Unirte". „Eine erwünschte Freiheit bietet die Union allen stolzen Geistern. In der Union kann man die Fessel der Bekenntnisse zerreißen und von sich werfen die Bande des evangelischen Schriftglaubens. Wenn man unirt ist so ist man nicht mehr gebunden an ein lutherisches oder reformirtes Glaubensbekenntniß, sondern man hat Freiheit zu glauben und zu predigen, was man will. Und wer will da einen Prediger zur Rechenschaft über seinen Glauben ziehen, wo man eigentlich gar keinen Glauben hat. Jeder glaubt und predigt über die Sakramente, die Person Christi und andere Hauptstücke so ziemlich, wie es ihm einfällt. Und daß wir dies nicht aus der Luft greifen, deßhalb verweisen wir unsre Leser auf die Erklärung des Pfarrers Voß von Cincinnati (Pastor der evang. protestantischen St. Pauls-Kirche und Redakteur der „Union", Organ der Union der evang. protestantischen Gemeinden Nordamerikas), welche derselbe in einem Vortrag neulich abgegeben hat. Er redete über die Person Christi, verwarf ganz kühn das Bekenntniß der heiligen Schrift und der ganzen christlichen Kirche: daß Jesus Gottes Sohn und überhaupt eine Person in der Gottheit sei und erklärte ebenso unverfroren: daß er ihn für einen bloßen Menschen halte. Wer wird nun aber diesen Voß innerhalb der Union zur Verantwortung ziehen, die selbst nicht weiß, was sie glaubt? Und umsoweniger ist das zu hoffen, da selbst ein großer Theil ihrer Prediger und Gemeinden auf Seiten dieses Christusleugners stehen und ganz keck den Fundamental-Artikel des Christenthums von der Dreieinigkeit leugnen. Als seine Verbündeten nennt Pastor Voß selbst Pastor J. C. Scholz von Cincinnati: Pastor Carl Mönch (früher in der General-Synode und letzthin Mitglied der Synodal-Conferenz) von Mt. Auburn, Ohio; Pastor R. Köstlin von Newport, Ky.; Pastor C. C. Moser von Covington, Ky., und Pastor G. Baum von Carthage, O. Diese Alle verwerfen die Gottheit Christi, seine Auferstehung, die heilige Schrift als Wort Gottes und Gleichstellung mit, ja in manchen Fällen Unterstellung derselben unter menschliche Schriften. Alles dieses wollen sie aber doch aus der von ihnen verworfenen Bibel beweisen und zwar nach Art aller Irrgeister und Schwärmer aus 2 Cor. 3, 6: „der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig." Diese Leute nennen sich „evangelisch protestantisch" — welche Gefahr für viele unsrer deutschen Brüder, die in den „evangelisch protestantischen" Kirchen Deutschlands aufgewachsen sind, daß sie nicht in solche evangelisch protestantische Satanshöhlen verlockt werden. Deßhalb prüfet die Geister."

Der Gegensatz zwischen der sogenannten modernen Theologie und dem Positivismus oder Confessionalismus durchdringt bekanntlich alle Kirchen. Die Vertreter der modern rationalistischen Theologie sitzen auf den Kathedern und stehen auf den Kanzeln der lutherischen und der reformirten sowohl wie der unirten Kirchen. Daß hier zu Lande, wo sich neue Gemeinschaften bilden, die entschiedenen Vertreter dieser rationalistischen Theologie sich nicht den altconfessionellen Namen geben, daß also die lutherische und reformirte Synode unseres Landes mit dieser modernen Theologie noch wenig oder gar nicht behelligt sein mögen, liegt zu sehr in der Natur der Sache, auch mit der größten hiesigen unirten Gemeinschaft, der evangelischen Synode von Nord-Amerika, haben sich diese rationalistischen Vertreter der modernen Theologie nicht verbunden. Wir denken, die luth. Zeitschrift weiß recht wohl, daß zwischen Unirten und Unirten ein eben so großer Unterschied existirt, wie zwischen Lutheranern und Lutheranern, die Generalisirung auf alle Unirten ist also eine tendenziöse, wiederum dazu bestimmt, den prüfungslosen Zelotismus zu nähren. Wenn nun die Zeitschr. fragt, wie die Unirten sich des Unglaubens erwehren wollen, so ist dies freilich nicht möglich, wenn sie, wie die Zeitschr. liebenswürdiger Weise insinuirt, selbst nichts glauben. Wenn sie dies aber thun, so erwächst ihnen von ihrem Standpunkte aus die Aufgabe, das, was ihnen als Unglaube erscheint, aus der Schrift

zu widerlegen und als unevangelisch zu bestreiten, und wir meinen, das können die Unirten gerade so gut wie die Lutheraner. Das Verfahren wird freilich summarisch vereinfacht, wenn man, wie dies die meisten lutherischen Synoden unsres Landes thun, von den Bekenntnissen den Gebrauch macht, daß man sie als Norm für die Behandlung und Auslegung der Schrift hinstellt. Daß dies aber lutherisch sei, wird man doch gerade nach dem ersten Artikel der Concordienformel nicht behaupten dürfen.

Im lutherischen New Yorker Ministerium ist es auf der diesjährigen Synodalversammlung zu dem Bruche gekommen, der freilich den vorangehenden höchst unerfreulichen Zuständen gegenüber immer noch vorzuziehen ist. Die missourische Partei hatte im Gegensatz zu dem Wunsche der Synode fortgefahren, ihr besonderes Organ, den „Zeugen der Wahrheit" fortzuführen. Der Zeuge der Wahrheit hatte seinen Fortbestand mit der guten Absicht motivirt, nun mit dem eigentlichen Synodalorgan, dem Herold, zusammen die lutherische Wahrheit zu verbreiten und zu vertheidigen. Leider hat man von der Ausführung dieser guten Vorsätze nicht viel bemerkt, sondern vielmehr ist Klage geführt worden, daß das Blatt zu Verunglimpfungen der Synode, ihrer Beamten und ihrer Beschlüsse benutzt werde. Verschiedene Anklagen wurden gegen die Redacteure des Zeugen, die Pastoren Busse, Frey und Halfmann erhoben, worauf sie sich nur zu einem sehr bedingten Widerrufe verstanden. Da dieser nicht befriedigend erschien, so wurde ihnen seitens der Synode ein Tadelsvotum zuerkannt, welches ihnen der Präses in sehr milder und brüderlicher Weise ertheilte. Die Betreffenden haben sich darein nicht fügen wollen, und so sind sie und einige ihrer Anhänger, Pastoren und Gemeinden, aus der Synode ausgetreten. Bemerkt ist hierbei ausdrücklich, daß es sich nicht um eine Lehrdifferenz gehandelt, sondern lediglich die verleumderische Art der Polemik den Gegenstand des Angriffs gebildet habe.

Der deutsche literarische Chautauqua-Verein. Chautauqua, am gleichnamigen See im Staate New York, ist unter den Amerikanern schon seit Jahren ein Mittelpunkt literarischer Bestrebungen geworden. Dort versammeln sich jährlich die Sonntagsschul- und Erziehungs-Conferenzen 2c. der verschiedenen Denominationen und werden von Tausenden besucht. Reiche Leute, die ein Bedürfniß nach gebildetem wissenschaftlich anregendem Verkehre haben, verbringen dort die Badesaison, und zahlreiche Besucher treffen auf kürzere Zeit ein. Eine Reihe von Privatcirkeln widmet sich der Pflege einzelner Zweige wissenschaftlichen Verkehrs und zahlreiche Vorträge werden gehalten, für welche die besten Redner und bedeutendsten Vertreter einzelner Zweige wissenschaftlicher und kirchlicher Bestrebungen gewonnen und welche von einem gewählten Auditorium besucht werden. Man hat nun von dort aus auch versucht, einen systematischen Fortbildungsplan für das Volk in's Leben zu setzen, um auch denen, die keine besondere Fortbildungsschule besuchen können und denen andre Gelegenheiten nicht geboten sind, die aber nach weiterer Ausbildung Verlangen tragen, zur Erreichung ihres Zieles zu Hülfe zu kommen. Dr. Liebhart in Cincinnati, der Redakteur von Haus und Herd, schreibt darüber: „Zu diesem Zweck wurde in diesen Chautauqua-Conferenzen "The Chautauqua Literary and Scientific Circle" organisirt, und zwar auf folgende einfache Weise: wer jeden Tag 40 Minuten zum Studium eines vorgeschriebenen Buches verwendet, — ob er nun einsam im Hinterwald wohnt, oder in einer Großstadt zu einem Lokal-Verein der Hauptgesellschaft gehört — und jährlich 50 Cents zur Bestreitung der Unkosten des Vereins beiträgt, der ist Mitglied. Der ganze Cursus währt vier Jahre, und wer am Ende desselben ein schriftliches Examen ablegt, der erhält als Ermunterung ein sogenanntes Diploma, oder vielmehr ein Zeugniß, daß diese oder jene Fächer studirt worden sind.

So mangelhaft dem gründlich gebildeten Schulmann solcher Studienplan auf den ersten Blick auch vorkommen mag, so wird doch mehr damit erreicht, als man annehmen sollte. Diese Gesellschaft zählt gegenwärtig nahezu 40,000 Mitglieder, meistens junge Leute beiderlei Geschlechts. Anstatt nun nichts zu thun, oder ohne Auswahl das nächste Buch zu lesen, studiren so viele Tausende ein bestimmtes, nützliches Fach, das ihren Geist bildet und ihre Kenntnisse vermehrt. Ist das Studium eines oder mehrerer Fächer dem

Plane gemäß zu Ende, so erhält jedes Mitglied eine Anzahl Fragen zugesandt, mit der Aufforderung, die Antworten an das dazu bestimmte Committee zu senden, und wer diese Examinationen vier Jahre lang besteht, erhält auf Wunsch ein Diploma.

Eine Anzahl Deutsche, die mit diesem Chautauqua „Plan" bekannt wurden, äußerten den Wunsch, daß etwas Aehnliches für Solche, welche die deutsche Sprache vorziehen, ausgearbeitet würde, und da der Unterzeichnete in diesem System ein Mittel erkannte, Kenntnisse und Bildung unter dem so bildungsfähigen deutschen Volke zu verbreiten, so correspondirte er mit Dr. J. H. Vincent, dem Präsidenten des Chautauqua Literary and Scientific Circle, und arbeitete einen deutschen Studien-Plan aus, welcher zur Einsicht, sowie zum Zweck Andeutungen und Verbesserungen entgegen zu nehmen, vorliegt.

Die Anlage dieses Studien-Plans ist einfach und erklärt sich beinahe von selbst. In einem bestimmten Zeitraum (1—2 Monate) wird ein festgesetztes Fach nach einem bezeichneten Textbuche so studirt, daß der Betreffende jeden Tag eine Stunde auf das Studium verwendet.

Wohnen mehrere Theilnehmende nahe beieinander, so mögen sie einen Lokal-Verein gründen und zum Zwecke der gegenseitigen Aufmunterung und Belehrung jede Woche, alle zwei Wochen, oder monatlich zusammen kommen, um das zu Hause Erlernte zu wiederholen. Auch können in diesem Falle vor dem Verein, oder auch vor größerem Publikum Vorträge über das vorliegende Fach gehalten werden, wozu der Plan ebenfalls wenigstens Andeutungen bietet.

Die Auswahl der Bücher wurde nicht allein mit Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit und Billigkeit derselben, sondern auch mit Hinsicht darauf getroffen, daß dieselben für Solche, deren Mittel beschränkt sind, den Kern einer guten Bibliothek darstellen, wodurch ein großer Uebelstand beseitigt wird; denn leider werden, namentlich von jungen, unerfahrenen Leuten sehr oft auf's Gerathewohl Bücher gekauft, die es kaum werth sind, einmal gelesen, geschweige denn für's Leben aufbewahrt zu werden.

Häufig sind für jedes Studium zwei oder drei Bücher angegeben, in welchem Falle die ersteren immer die eigentlichen Textbücher, während die übrigen als Lesebücher für Solche genannt sind, deren Mittel die Anschaffung derselben erlauben.

Die Vortheile dieses Planes liegen auf der Hand: 1. Jeder Einzelne, Alleinstehende kann sich das Nothwendigste aus dem Gesammtwissen unter systematischer Leitung aneignen. — 2. Wo Lokal-Vereine gegründet werden können, wird dieser Zweck noch besser erreicht werden. — 3. Bereits bestehenden Literarischen, oder Jugend-, oder andern Vereinen wird hier ein Plan geboten, nach welchem sie ihre Zeit auf nützliche sowohl wie angenehme Weise zubringen können, anstatt wie dies leider nur zu oft der Fall — Kraft und Zeit mit nicht systematischer Arbeit, oder gar blos mit humoristischer Unterhaltung zu verbrauchen. — 4. Jeder, auch der Aermste, kann so viel erübrigen, sich nach und nach die angegebenen Bücher anzuschaffen, und erhält dadurch eine zwar kleine, aber auserlesene Bibliothek. — 5. Der englische "Chautauqua Literary and scientific Circle" räumt den Mitgliedern des deutschen Zweig-Vereins alle Vorrechte der Gliederschaft ein. Das deutsche Vereinsmitglied erhält auf gleiche Bedingung wie das englische ein Diploma, es hat das Recht, jährlich in Chautauqua alle die Einrichtungen und Anstalten sich zu Nutz zu machen, welche dort für die Glieder der Gesellschaft bereitet werden u. s. w. 6. Diese Gesellschaft hat durchaus keine denominationelle Färbung. Ihr einziger Zweck ist die Verbreitung gesunden Wissens auf christlicher Grundlage, und Niemand hat zu fürchten, daß sein spezielles Glaubensbekenntniß durch Beitritt gefährdet werde.

Wie die Einzelheiten des deutschen Zweiges sich gestalten, z. B. wer die Examinations-Committeen sein sollen u. s. w., dessen bin ich mir noch nicht klar bewußt, meine aber, daß jede Denomination, die sich an der Sache betheiligt, ein solches Committee ernennen, und überhaupt die Sache nach Belieben einrichten könnte, während von einem Central-Bureau aus die gedruckten Fragen gesandt, die Diplomata vertheilt würden u. s. w."

Diejenigen, welche etwa im Interesse von Jünglingsvereinen an der Sache näheres Intereste nehmen wollen, mögen sich mit Dr. Liebhart in Verbindung setzen.

Ausland. Ueber die Angelegenheit des Prof. R. Smith vom Aberdeen College schreibt die Allg. luth. Kztg: „Vor wenigen Tagen ist eine cause celebre in der schottischen Freikirche zur Entscheidung gekommen. Und diese Entscheidung wurde in einer Weise getroffen, welche, wie mit Grund zu hoffen, für die Kirche Christi und für die theologische Wissenschaft gleich ersprießlich sein wird.

Es ist die Angelegenheit des Prof. Robertson Smith. Dieselbe schwebte seit mindestens drei Jahren. William Robertson Smith ist Professor an dem theologischen College der Freien schottischen Kirche zu Aberdeen, ein Mann von anerkannt vorzüglicher Begabung und großem Eifer. Derselbe hat jedoch seit einigen Jahren Aufsehen erregt, nicht durch sein Wirken in jener theologischen Bildungsanstalt, sondern durch eine Anzahl von Artikeln, die er in die neue Auflage der „Encyclopaedia Britannica" geliefert hat. Was das meiste Aufsehen erregte, war die von ihm ausgesprochene Ansicht über den Ursprung und den geschichtlichen Werth des fünften Buches Moses. Es wurden deßhalb nicht nur Bedenken und Vorwürfe gegen ihn vorgebracht, sondern auch Anklagen bei den kirchlichen Gerichtshöfen der Freien Kirche in verschiedenen Instanzen wider ihn erhoben. Ja es kam so weit, daß er von seinem Lehramt an dem College zu Aberdeen suspendirt wurde. Die Generalsynode der Freien Kirche Schottlands hat 1877, 1878 und 1879 in Sachen des Prof. Smith verhandelt, aber erst die diesjährige General-Assembly ist zu einer endgültigen Entscheidung der Frage gelangt.

Der Stand der Sache war kurz dieser: eine kirchliche Anklageakte (libel) wider Prof. Smith, auf Irrlehre lautend, war aufgestellt worden. Dieselbe umfaßte ursprünglich acht Gruppen von Sätzen, die aus seinen Schriften herausgehoben waren. Dr. Smith hat jene Aufstellung als unzutreffend bekämpft. Darauf hin war die Anklageakte nicht unbeträchtlich abgeändert worden. Die diesjährige Generalsynode der Freien Kirche verhandelte in Sachen von Prof. Smith sowohl am 25. als am 27. Mai. Der Kürze halber beschränkt sich der folgende Bericht auf die letztere Sitzung.

Die Versammlung bestand aus nahezu 600 Mitgliedern (zur Hälfte Geistliche, zur anderen Hälfte Kirchenälteste); denn an der letzten Abstimmung betheiligten sich 591. Den Vorsitz führte als „Moderator" Dr. Thomas Main. Es lagen der Versammlung vier verschiedene Anträge vor, welche wir in einer logischen, sachlich motivirten Folge ordnen. Dr. Begg beantragte einfach, die Generalsynode möge sofort den Beweis für die Anklageakte antreten. Sir Henry Moncreiff dagegen hatte vorgeschlagen: „Da Prof. Smith nicht mehr dasjenige Maß des Vertrauens von seiten der Kirche besitzt, welches zu ersprießlicher Erfüllung seines Lehrerberufs erforderlich ist, erklärt die Generalsynode mit Bedauern, angesichts der Gaben des Mannes, aber im Gefühl ihrer Verantwortung für die theologische Heranbildung künftiger Diener des Wortes, daß er den Lehrstuhl zu Aberdeen für Hebräisch und A. T. nicht mehr ferner inne haben darf." Ein dritter Antrag, gestellt von Dr. Laidlaw in Aberdeen, ging dahin: „Obgleich die Ansichten, welche Prof. Smith über den Ursprung der Pentateuchschriften und -Institutionen öffentlich ausgesprochen hat, nicht die der Freien Kirche sind, sieht die Generalsynode, in Betracht, daß dieselben der Kirchenlehre über Offenbarung und Inspiration nicht dermaßen zuwider sind, um eine weitere Censur und Zuchtübung nöthig zu machen, nachdem er bereits auf Zeit in seinem Lehrerberuf suspendirt worden ist, von der Anklageakte ab und setzt Prof. Smith wieder ein, in demüthigem Aufblick zu Gott um Segen für dessen wieder aufzunehmende Arbeit. Ferner, in Erwägung der Thatsache, daß die Veröffentlichung dieser Ansichten durch einen Professor der Freien Kirche viele Beunruhigung unter dem Volk Gottes in unserem Lande veranlaßt hat, ermahnt die Generalsynode den Prof. Smith dringlich, er möge die äußerste Sorgfalt bei öffentlichen Aeußerungen über Fragen dieser Art anwenden, empfiehlt auch allen Professoren und Dienern des Wortes, die gleiche Sorgfalt zu bewahren, wenn sie Gegenstände dieser Art behandeln." Der letzte Antrag, eingebracht von Dr. Beith, hatte folgenden Inhalt: „In Erwägung, daß der Gang, den die Sache bisher genommen, die Ansicht bestätigt hat, es liege kein genügender Grund vor zu einem Verfahren gegen Prof. Smith auf Grund von Irrlehre, läßt die

Generalsynode die Anklageakte gegen ihn fallen. Da jedoch die Synode findet, daß Prof. Smith Tadel verdient wegen unvorsichtiger und unvollständiger Aufstellungen in seinen Artikeln, welche viele Beunruhigung in der Kirche veranlaßt und vielen Brüdern, welche um die Ehre des Wortes Gottes eifern, Anstoß gegeben habe, beauftragt sie ihren Moderator, den Prof. Smith mit gebührlicher Feierlichkeit in Betreff des Vergangenen zu vermahnen, in vertrauensvoller Erwartung, daß die erwähnten Mängel in Zukunft werden vermieden werden. Schließlich erklärt die Generalsynode, daß die Kirche, indem sie es ablehnt, über diese kritischen Ansichten im Wege der Kirchenzucht zu entscheiden, sich nicht zu Gunsten der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit derselben ausspricht, vielmehr die schließliche Entscheidung der künftigen Forschung im Geiste der Geduld, Demuth und brüderlichen Liebe anheimgibt, wobei sie die Professoren ermahnt, dessen eingedenk zu bleiben, daß sie nicht dazu bestellt sind, ihre eigenen Ansichten zu verbreiten, sondern die der Kirche anvertraute Lehre und Wahrheit aufrecht zu erhalten."

Ueber diese vier Anträge wurde am 27. Mai in einer von Morgens 10 bis Nachmittags 5 Uhr ununterbrochen dauernden Sitzung und dann wieder von Abends 7 U. bis Mitternacht verhandelt, wo die Abstimmungen zu Ende gingen. Diese Verhandlungen fanden in Gegenwart einer außerordentlich zahlreichen, gespannten, theilweise erregten Zuhörerschaft männlichen und weiblichen Geschlechts statt.

Der Antrag von Dr. Begg, welcher oben in erster Reihe genannt ist, wurde von mehreren Seiten befürwortet: derselbe schlage den einzigen, logisch klaren und gerechten Weg ein und entspreche den bisher von den Generalsynoden gefaßten Beschlüssen. Allein gegen den Antrag wurde zweierlei erinnert: erstens, von der ursprünglichen Anklage, welche acht Punkte namhaft machte, seien nicht weniger als sieben fallen gelassen und nur noch ein einziger aufrecht erhalten worden; und dieser letztere Punkt (das Deuteronomium betreffend) sei durch eine Beantwortung von seiten des Prof. Smith in einer Weise beleuchtet worden, daß sich derselbe schwerlich werde halten lassen. Der zweite Gegengrund aber war der, daß beim Einschlagen jenes Weges die Sache noch einmal hinausgezogen und die Erledigung leicht wieder auf ein Jahr vertagt werden würde. Das letztere machte insbesondere Sir Henry Moncreiff geltend, um damit seinen (oben an zweiter Stelle erwähnten) Antrag zu unterstützen. Er und seine Genossen hofften, letzterer werde als ein Mittelweg die Zustimmung Vieler gewinnen und dem Zustande der Erregung und Parteiung ein Ende machen, in welchem die Freie Kirche nur zu lange schon sich befinde.

Allein gegen den hiermit empfohlenen Ausweg wurden die gewichtigsten Einsprachen erhoben. Nicht ohne Humor erinnerte Prof. Lindsay aus Glasgow, die vorausgeschickte Begründung des fraglichen Antrags (welche ihrer Weitläufigkeit wegen oben nicht mit aufgeführt ist) habe den Sinn: Prof. Smith ist nicht schuldig. Dagegen der Schluß des Antrags gehe dahin: man müsse ihn strafen und absetzen. Wenn das Vorausgeschickte den Text vorstelle, so sei klar: Sir Henry Moncreiff bleibe nicht bei seinem Text. Allein der Haupteinwand gegen den fraglichen Antrag war, er lasse die Anklageakte fallen, verzichte auf eine Beweisführung für dieselbe, verlange aber dessenungeachtet, den Mann zu strafen, als sei die Anklage erwiesen worden. Die beantragte Absetzung sei derart, daß ein strengeres Urtheil niemals gefällt worden sein würde, falls die Anklage erwiesen worden. Das sei vollständig ungerecht und werde ein tödtlicher Schlag sein, der gegen die evangelische Freiheit der Kirche geführt würde. Und wenn der Antrag sich darauf stütze, Prof. Smith habe das Vertrauen der Kirche verloren, so sei das eine Behauptung, die erst zu beweisen sei. In dieser Beziehung fragte ein Redner: wie ist dieser Mangel an Vertrauen entstanden? Geschah es nicht in Folge der gegen Prof. Smith gerichteten Agitation? Und diese Agitation sei ursprünglich von einem Professor der presbyterianischen Staatskirche aus Eifersucht in's Werk gesetzt worden. Ferner wurde erinnert, wenn dieses Prinzip des Mangels an Vertrauen, und zwar ohne bekenntnißmäßigen Grund, einmal angenommen sei, wo würde es hinführen? Welcher Professor oder Diener des Wortes in einer Kirche sei dann vor Entlassung aus diesem Grunde sicher? Allerdings schließe jede Anwendung der Disciplin einen Mangel an Vertrauen gegen den Angeschul-

digten in sich. Allein das Neue und Gefährliche an dem hier empfohlenen Verfahren liege darin, daß man auf dem Verwaltungswege eine Maßregel anwenden wolle, die nur auf dem Rechtswege, kraft eines kirchlichen Richterspruches, auf Grund evidenten Erweises verfügt werden dürfe. Hier stehe die sittliche Unbescholtenheit der Kirche, die Ehre der Freien Kirche, der Ruf des Presbyterianismus auf dem Spiele. Man dürfe die überkommene Freiheit nicht einer falschen Zweckmäßigkeit opfern.

Nach dem allem ist es begreiflich, daß viele Mitglieder Bedenken trugen, dem Antrag von Sir Henry Moncreiff beizutreten. Die beiden Anträge von Dr. Laidlaw und Dr. Beith hatten viel Aehnlichkeit miteinander. Mit Sir Henry waren beide darin einig, die Anklageakte fallen zu lassen. Aber in der Hauptsache weichen sie von ihm vollständig ab: der Angeschuldigte soll nicht abgesetzt, sondern nur vermahnt werden und seine Berufsarbeit als Professor wieder aufnehmen dürfen. Die beiden letztgenannten Anträge unterscheiden sich jedoch voneinander darin, daß der Antrag Beith einerseits günstiger für Prof. Smith lautet, sofern von vornherein anerkannt wird, daß zu einem ferneren, über die bisherige Suspension hinausgehenden Akt der Disciplin gegen den Angeschuldigten kein genügender Grund vorliege; andererseits aber spricht dieser Antrag, zwar maßvoll aber doch unverhohlen, einen Tadel gegen Prof. Smith aus wegen der Art und Weise seiner Aufstellungen, und zugleich eine vertrauensvolle Erwartung für die Zukunft. Endlich geht der Antrag von Dr. Beith insoweit auf die Sache ein, daß er es zwar ablehnt, über die einschlagenden kritischen Fragen zu entscheiden, die Erledigung dieser Fragen vielmehr der künftigen Forschung anheimstellt, jedoch mit dem Bemerken, daß diese Forschung ein ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ, in Demuth und Geduld sein müsse, und mit der Ermahnung an die Lehrer der künftigen Diener des Wortes, stets im Auge zu behalten, daß der ihnen ertheilte Auftrag nicht dahin gehe, ihre persönlichen Ansichten zu verbreiten, sondern die evangelische Wahrheit und die Lehre der Kirche aufrecht zu erhalten. Kurz der von Dr. Beith formulirte Antrag erscheint klarer und objektiver gehalten als der ihm sehr nahe stehende Antrag Laidlaw. Immerhin liegt in der von beiden in Aussicht genommenen Vermahnung eine Art Verweis oder kirchlicher Censur gegenüber dem Angeschuldigten. Es ist Thatsache, daß nicht ein einziger von allen Rednern, auch unter denen, welche am wärmsten für Prof. Smith eintraten, seine Ansichten und sein Verhalten rückhaltlos vertheidigt hat. Ein Haupteinwand aber gegen die Anträge Laidlaw und Beith war der: man habe keine Gewähr dafür, daß Dr. Smith die Vermahnung anzunehmen und sich derselben zu unterwerfen gewillt sei. Indessen scheint es, daß Männer, die demselben nahe standen, sich dessen versichert hatten, daß er sich eventuell dieser Maßregel unterwerfen werde.

Die Abstimmung, durch itio in partes, wurde so vorgenommen, daß zuerst zwischen den Anträgen Bell und Beith, also den am weitesten auseinanderliegenden Gegensätzen, die Wahl getroffen wurde, wobei die Mehrheit für Beith 31 betrug. Darauf folgte eine Entscheidung zwischen den zwei einander am nächsten stehenden Anträgen Laidlaw und Beith, wobei diejenigen, welche in dem ersten Gange mit Bell gestimmt hatten, sich offenbar nicht betheiligten (oder nicht betheiligen sollten?) Bei der dritten und letzten Abstimmung stand der bis dahin siegreiche Antrag Beith dem Antrage Sir Henry Moncreiff gegenüber; die Mehrheit für ersteren betrug 7 (298 gegen 291). Sowohl Dr. Bell als Sir Henry gaben sofort je ihren und der Gleichgesinnten motivirten Dissensus zu Protokoll.

Nun wurde Prof. Smith vor die Schranke geladen, und der Moderator, Dr. Main, hielt eine sehr ernste Ansprache an ihn, in welcher er ihm eröffnete, es sei das einmüthige Urtheil der Synode, daß die Ansichten, die er ausgesprochen, in unvollständiger und unvorsichtiger Weise aufgestellt worden seien und weit und breit Beunruhigung erzeugt haben. Aber man hege das Vertrauen zu ihm, daß er in Zukunft sich vor einem Betreten desselben Weges und vor einem Anstimmen des gleichen Tones sorgfältig hüten werde. Prof. Smith antwortete unter lautloser Stille des Hauses in männlicher und würdiger Weise: „Ich danke Gott für die Entscheidung dieses Abends! Ich bin überzeugt, dieselbe wird zu seiner Ehre und zur Sicherung seines Volkes dienen. Ich habe nie tiefer als in diesem Augenblick den Tadel gefühlt, der für Aufstellungen auf mir lastet, welche sich als so unvollständig erwiesen, daß sogar nach Verlauf von drei Jahren die Meinung dieses Hauses über sie eine so getheilte war. Ich fühle, daß dies nach Gottes Fügung eine sehr gewichtige Lektion für einen Mann ist, der wie ich in dem Amt eines Lehrers steht, und ich hoffe, mit Gottes Hülfe sicherlich daraus zu lernen."

Die ganze Verhandlung sammt der Entscheidung erscheint uns als ebenso würdig wie den Forderungen des Glaubens und der christlichen Wissenschaft entsprechend."

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang VIII. September 1880. Nro. 9.

Kirche und Theologie.

Vortrag von Professor Dr. Ed. Riehm,
gehalten auf der Versammlung des Evangelischen Vereins in Potsdam. *)

(Aus den Deutsch-Evang. Blättern.)

I.

Nicht blos im Mittelalter, sondern auch noch lange nach der Reformation stand die Theologie und in gewissem Maße auch die Wissenschaft überhaupt im denkbar engsten Verhältniß zu der Kirche, im Verhältniß dienstbarer Abhängigkeit. In demselben Maße, in welchem der Staat ein confessioneller blieb, wirkte die Anschauung nach, daß die Wissenschaft, daß die Universitäten in allen ihren Facultäten den kirchlichen Interessen zu dienen hätten. Erst im Lauf des 18. Jahrhunderts wurde zugleich mit der Emancipation des Staates aus der confessionellen Beschränkung die allgemeinere und selbständige Bedeutung der Wissenschaft für das nationale Leben anerkannt; die Universitäten wurden mehr und mehr Staatsinstitute; doch blieb jene Anschauung noch für die Theologie und die theologischen Facultäten in Kraft; heutzutage aber wagt es Niemand mehr, dieselbe auch nur für die Theologie und die theologischen Facultäten ohne Einschränkungen und Clauseln geltend zu machen. Es ist heutzutage anerkannt, daß auch der theologischen Wissenschaft eine relative Selbständigkeit gegenüber der Kirche zukommt, daß sie nicht schlechtweg kirchlich sein soll, daß ihr vielmehr ein zweiseitiger Charakter eigen ist, der sich institutionell in der zweiseitigen Stellung der theologischen Facultäten darstellt. Diese sind einerseits Glieder eines großen dem Staate unterstellten und in der Pflege der Wissenschaft in freier Selbständigkeit sich bewegenden Gemeinwesens, dem die allgemeine und umfassende Aufgabe gestellt ist, an der Erforschung der Wahrheit in möglichster Allseitigkeit und an dem Fortschreiten der gesammten nationalen Cultur in erster Stelle mitzuarbeiten. Andrerseits sind die theologischen Facultäten auch Organe der Kirche, die kirchliche Aufgaben zu erfüllen haben, und zwar

*) Anm. d. Red. Die Ausführungen des in vielen Beziehungen vortrefflichen Vortrags setzen natürlich den Bestand der Kirche als Landes- bezw. Staatskirche voraus und bedürfen deßwegen schon in dieser Beziehung wie auch wohl in einigen andern Punkten in ihrer Anwendung auf unsere Verhältnisse einer Correctur; die Grundgedanken sind jedoch unter allen Verhältnissen höchst beherzigenswerth.

nicht blos in der Vorbildung der künftigen Diener der Kirche, sondern auch in der wissenschaftlichen Forschung und literarischen Arbeit. Darum bestimmen alle jetzt bestehenden Synodalordnungen, daß auch die theologischen Facultäten Recht und Pflicht haben, die kirchliche Gesammtheit an ihrem Theile mit zu vertreten, und andrerseits hat sich, wenn auch nicht an allen, so doch an vielen theologischen Facultäten irgend welche Verpflichtung auf das Bekenntniß der Kirche erhalten oder ist wohl auch, wenn sie in Abgang gekommen war, aus eigener Initiative der Facultäten wiederhergestellt worden. In dieser zweiseitigen Stellung der theologischen Facultäten kommt zu institutioneller Darstellung, daß sowohl der unauflösliche Zusammenhang von Kirche und Theologie als ihre gegenseitige relative Unabhängigkeit etwas allgemeiner anerkanntes ist.

Versuchen wir nun zunächst jenen für beide wesentlichen Zusammenhang näher zu bestimmen!

Daß derselbe nicht so aufgefaßt werden darf, als ob die Theologie das Fundament der Kirche wäre, erscheint ganz selbstverständlich. Und doch, wie schwer hat es gehalten diesen selbstverständlichen Satz zu klarem Bewußtsein und praktischer Geltung zu bringen und wie schwer hält es noch, die Kirche gegen seine praktischen Consequenzen zu sichern! Wie vielen Schaden hat der Doctrinarismus der Kirchen der Reformation, der alles auf die reine Lehre stellte, in der zweiten Hälfte des 16. und im 17. Jahrhundert angerichtet. Jede bedeutende theologische Controverse schien sofort die ganze Kirche in Frage zu stellen. Man mußte die schlimmsten und sittlich verwüstendsten Erfahrungen darüber machen, daß der theologische Schulgeist mit seiner auf seinem eigenen Gebiete berechtigten Exclusivität nimmer an die Stelle des Geistes der Kirche, der ein Geist der Gemeinschaft ist, treten kann und darf; daß seine Versuche, die reine Lehre zur einheitlichen Basis der Kirche zu machen, diese nicht einigen, sondern zertrennen und immer größere Zersplitterung anrichten. Dadurch daß zwischen theologischer Lehre und evangelischem Glauben nicht mehr gehörig unterschieden wurde, ist namentlich die lutherische Kirche mehr und mehr zur bloßen Theologenkirche geworden, und das Evangelium statt als seligmachende Kraft Gottes als eine bloße Wissenschaft von Gott angesehen und gepredigt worden. Dem Pietismus verdanken es die protestantischen Kirchen, daß sie wieder zum Bewußtsein davon gekommen sind, das Christenthum sei seinem innersten Wesen nach nicht Lehre, sondern Kraft, Licht, Leben; eine erneuernde und seligmachende Lebenskraft, die auch bei sehr unvollkommener theologischer Erkenntniß kräftig wirksam sein kann. Aber vor den Nachwirkungen jener Verirrung sind wir auch heute noch keineswegs gesichert. Wenn noch von Vielen an theologischen Lehrsätzen die Befähigung eines Geistlichen für den Dienst der Kirche gemessen wird, wenn andererseits die wirklichen oder vermeintlichen Fortschritte der theologischen Wissenschaft so angesehen und angepriesen werden, als ob die Kirche kein höheres Gut und Interesse kennen dürfte und alles andere dagegen zurückstellen müßte, so ist das im Grunde derselbe Doctrinarismus, dieselbe intellectualistische

Ueberschätzung der Theologie, die der Kirche jene schweren Wunden geschlagen hat. Auch in unsern Tagen scheint mir darum für kirchliche und liberale Theologen und nicht minder auch für theologisirende Laien die Erinnerung daran nicht überflüssig, daß Glaube und evangelische Frömmigkeit, Christenthum und kirchliches Leben vor aller theologischen Erkenntniß ihr selbständiges und von dieser unabhängiges Dasein haben, und daß auch die Predigt und alle andere pastorale Thätigkeit ihre belebende und befruchtende Quelle nicht in erster Linie in der Theologie hat.

So sehr eine Ueberschätzung der theologischen Wissenschaft vom Uebel ist und nur dazu verleitet, daß von Seiten der Kirche unberechtigte Anforderungen an dieselbe gestellt und unerfüllbare Erwartungen von ihr gehegt werden, so wenig darf die Bedeutung der Theologie für die Kirche unterschätzt werden. Es ist ein innerer Lebenstrieb der Kirche, ein ihr wesentliches Bedürfniß, aus welchem die Theologie erwachsen ist. Nur mittelst der theologischen Wissenschaft kann sie zur vollen Klarheit des Bewußtseins über ihr eigenes Wesen, über ihre Geschichte, über ihre Existenzbedingungen und Lebensgesetze, über ihre Aufgaben und ihre Bestimmung gelangen. Wenn auch die unmittelbare Gewißheit des Glaubens und der Glaubenserfahrung für ihr Vorhandensein im einzelnen Subject der Theologie nicht bedarf, so erfordert doch schon für den einzelnen Christen das dem Menschengeist wesentliche intellectuelle Bedürfniß, daß die πίστις wenigstens in irgend welchem Maße zur γνῶσις werde; für die Kirche aber ist es unumgänglich erforderlich, daß jene unmittelbare Gewißheit einen correcten, in sich übereinstimmenden, wissenschaftlich durchgearbeiteten erkenntnißmäßigen Ausdruck erhalte, einen Ausdruck, in welchem jene Glaubens- und Erfahrungsgewißheit der ihr anhaftenden Beschränktheit der Subjectivität und des Individuellen entkleidet und in eine gemeingiltige und gemeinverständliche Form gebracht wird, und welcher dadurch geeignet wird, die allgemeine Verständigung in der gegenseitigen Mittheilung des religiösen Erkenntnißbesitzes zu ermöglichen. Für das gemeinsame kirchliche Bewußtsein ist der dauernde Besitz der Glaubenserkenntnisse erst durch ihre Erhebung zu wissenschaftlicher Klarheit gesichert. Es ist ferner ein Lebensbedürfniß der Kirche, daß der specifisch christliche Inhalt ihres Glaubens zu dem allgemein Menschlichen in lebendige Beziehung gesetzt wird, da jener dazu bestimmt ist, das Menschliche auf allen Gebieten zu erneuern, zu heiligen, zu verklären. Nicht nur für die Befriedigung dieser Bedürfnisse, sondern um überhaupt lebenskräftig und für die Erfüllung ihrer Aufgaben geschickt zu bleiben, muß die Kirche ferner im Stande sein, unmittelbar aus dem lauteren und lebendigen Quell der geheiligten Urkunden der göttlichen Heilsoffenbarung, aus den heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments immer auf's neue und in immer vollerem Maße die göttliche Wahrheit zu schöpfen. Weiter bedarf sie eines klaren Bewußtseins und möglichst vollständiger Orientirung über den gesammten äußeren und inneren Verlauf ihrer eigenen geschichtlichen Entwickelung. Und endlich führen alle praktischen Aufgaben des

öffentlichen kirchlichen Lebens schließlich auf principielle und historische Fragen, über die man zur Klarheit gekommen sein muß, um die rechten Ziele auf dem rechten Wege verfolgen zu können. Es ist die Theologie, die der Kirche alles dies leisten soll, und sie kann es nur mittelst eines Apparats allgemein wissenschaftlicher, philosophischer Begriffe und mittelst einer Summe philologischer und historischer Gelehrsamkeit, anderer Hilfskenntnisse nicht zu gedenken. Von dieser Unentbehrlichkeit der Theologie für die Kirche gibt die Geschichte vielfaches Zeugniß; unter anderm durch die Wechselwirkung, in welcher jederzeit der Zustand der Kirche und der der Theologie zu einander gestanden haben. Wenn einerseits praktische Verirrungen der Kirche, ihre Entartung, ihre Verweltlichung, sich immer auch in dem Charakter der herrschenden Theologie gespiegelt haben, und die Erneuerung der Kirche auch zu einer Erneuerung der Theologie geführt hat, so ist doch auch aus der Geschichte deutlich genug zu sehen, wie umgekehrt theologische Verirrungen die gefährlichsten religiös-praktischen Folgen für das Leben der Kirche gehabt, und wie eine tiefgreifende Erneuerung der theologischen Wissenschaft, wie wir sie z. B. Schleiermacher zu verdanken haben, in der Hand des Herrn der Kirche auch ein wirksames Mittel neuer Belebung der Kirche geworden ist.

Ist die theologische Wissenschaft das Product eines innern Lebenstriebes der Kirche und für diese unentbehrlich, so muß ihr auch irgendwie kirchlicher Charakter zukommen. In welchem Maß und in welcher Weise soll dies der Fall sein? Bei der Antwort auf diese Frage kommt ihre Grundlage und ihr Zweck in Betracht.

Thatsächlich ist der Theologie kirchlicher Charakter von verschiedener Art und in sehr verschiedenen Stufen der Ausprägung eigen. Keine bedeutendere und umfassendere theologisch-wissenschaftliche Arbeit, welcher theologischen Disciplin sie auch angehören möge, kann den Mutterboden des kirchlichen Gemeinschaftslebens, aus dem sie erwachsen ist, ganz verleugnen. Es sind eben nicht ausschließlich wissenschaftliche Principien, welche den theologischen Anschauungen ihr individuelles Gepräge geben; jeder Theologe ist durch Geburt oder Lebensführung in eine kirchliche Gemeinschaft hineingestellt, und ist in seinem individuellen Entwicklungsgang, in den Objecten, auf welche sein wissenschaftliches Streben sich richtet, in den Gesichtspunkten, von welchen aus er sie betrachtet, in dem ganzen Anschauungskreis, in welchen er neugewonnene Erkenntnisse einordnet, immer mehr oder weniger, und bewußter oder unbewußter Weise von dem Geist, den Interessen, den Anschauungen, kurz von der ganzen geistigen Atmosphäre der kirchlichen Gemeinschaft, deren Glied er ist, beeinflußt. Daher hat die Theologie auch mehr oder weniger confessionellen Charakter, der sich allerdings in den verschiedenen Disciplinen in verschiedenem Maße geltend macht, in der Dogmatik und in der praktischen Theologie am stärksten, während er in den exegetischen und historischen Disciplinen mehr zurücktreten muß. So gibt es auch innerhalb des Protestantismus noch eine besondere lutherische und eine besondere reformirte Theologie, anderer derartigen Unterschiede zu geschweigen. Das Recht und die Bedeutung solchen sonder-

kirchlichen Gepräges der theologischen Wissenschaft mag nun hier unerörtert bleiben. Auf dem Boden der unirten evangelischen Landeskirche stehend, ist es uns vor allem um den kirchlichen Charakter zu thun, der aller evangelisch-protestantischen Theologie gemeinsam sein soll. Da ist zunächst selbstverständlich, daß sich dieselbe weder in der Leere der Voraussetzungslosigkeit aufbauen, noch ihren Gehalt aus den dünnen Fäden einfacher, unmittelbar gewisser, abstracter Principien herausspinnen kann. Ihr Prinzip kann nur das rein und ganz erfaßte, namentlich in seiner einheitlichen Zusammenfassung des ethisch-religiösen und des intellectuellen Elementes erfaßte lebensvolle reformatorische Princip selbst sein, dasselbe Princip, welches den Kirchen der Reformation ihr Dasein gegeben hat. Jeder Defect in der Erfassung des reformatorischen Princips, jede Trübung oder nur theilweise Aneignung desselben führt nothwendig auch den Verlust des für die protestantische Theologie erforderlichen kirchlichen Charakters herbei. Wie eine auf ein katholisirendes Autoritätsprincip gebaute Theologie, so muß auch eine Theologie, welche sich nur die mehr negative Seite des Protestantismus, nur das Princip der Emancipation des Subjects von der bindenden Macht der äußeren Autorität angeeignet hat, uns als Gliedern der evangelischen Kirche als eine unkirchliche Theologie gelten. Unkirchlich ist also ein theologischer Kriticismus, möge er die heilige Schrift oder das Dogma zu seinem Object machen, der seine tiefste Quelle nicht in den ethisch-religiösen Impulsen des reformatorischen Princips hat. Muß aber alle echt protestantische Theologie das volle und reine Princip der Reformation zu ihrem Princip haben, so bildet auch — zwar nicht der Inbegriff der formulirten kirchlichen Bekenntnisse — wohl aber der in diesen urkundlich bezeugte Glaube der Kirche den Boden, in welchem sie wurzelt und aus welchem sie in materialer Beziehung ihre Wahrheitserkenntnisse entnimmt. Die Summa dieses Glaubens aber ist die Ueberzeugung, daß der sündige Mensch allein durch Jesum Christum und in Jesu Christo Rechtfertigung, Leben und Seligkeit finden kann. Aus den persönlichen und gemeinsamen Erfahrungen dieses Glaubens entspringt wie das Gemeindebekenntniß, so auch die Substanz der theologischen Erkenntniß; und je mehr eine Theologie fähig ist, diese persönliche und gemeinsame Erfahrung über das Heil in Christo Jesu in sich aufzunehmen, um so mehr ist sie aus dem Geist der Kirche geboren und hat echt kirchlichen Charakter, um so mehr hat sie auch bleibenden, sich immer wieder bewährenden Wahrheitsinhalt.

Hieraus ergeben sich sofort noch einige weitere Momente. Die Voraussetzung jener Glaubensüberzeugung ist die Erfahrungsthatsache der Sünde, der das ganze Gebiet des natürlichen Menschenlebens beherrschenden Macht des Bösen. Zu dem kirchlichen Charakter der protestantischen Theologie ist darum auch eine solche unumwundene Anerkennung des Wesens und der innern Natur der Sünde, der durch sie begründeten Schuld und ihrer extensiven und intensiven Herrschermacht erforderlich, welche geeignet ist, die Unterlage für den Glauben zu bilden, daß der Mensch sein Heil ganz

und allein Jesu Christo verdanke. Mit jeder blos negativen Fassung des Begriffs der Sünde, mit jeder Abschwächung des Schuldbegriffes, mit jeder Anschauung, welche die Sünde irgendwie zu einem nothwendigen Entwickelungsmomente macht, ist ein bedenklicher Defect des kirchlichen Charakters der protestantischen Theologie verbunden. —

Ferner: wie die Herrschaft der Sünde über die Menschheit eine sehr reale geschichtliche Thatsache ist, so ist auch das ihren Fluch aufhebende und aus ihrer knechtenden Macht erlösende Heil in Christo Jesu durch bestimmte Heilsthatsachen in der Geschichte der Menschheit begründet worden. Seinen letzten Grund hat es allerdings in den ewigen Heilsgedanken der göttlichen Liebe; aber diese Heilsgedanken stehen zu den Thatsachen der Heilsgeschichte in keinerlei blos zufälligem und unwesentlichem Verhältniß. In den Thatsachen der alttestamentlichen Heilsgeschichte haben sie ihre vorbereitende, in den Thatsachen der evangelischen Geschichte, insbesondere in Christi Kreuzestod und Auferstehung, ihre erfüllende geschichtliche Ausführung; und nur vermöge dieser geschichtlichen Ausführung haben jene Heilsgedanken begonnen, sich im Leben der Menschheit und der Einzelnen als fort und fort wirksame, erneuernde und seligmachende Gotteskraft zu bewähren, und nur in ihrer geschichtlichen Ausführung liegt für den Glauben die ausreichende vergewissernde Bürgschaft für ihre Wahrheit und Realität. Der geschichtliche Charakter ist dem Christenthum wesentlich. Kirchlich soll darum die protestantische Theologie auch darin sein, daß sie die geschichtlichen Heilsthatsachen in ihrer Bedeutung für das Christenleben voll und ganz anerkennt, und unkirchlich ist jede speculative oder kritische Glaubenslehre, welche das geschichtliche Fundament des evang. Glaubens entwerthet; unkirchlich ist jener falsche christliche Idealismus, welcher vorgibt, das Heil in Jesu Christo ergreifen und bewahren zu können, auch wenn das Kreuz auf Golgatha und das leere Grab des Ostermorgens umgangen wird. — Endlich ist es dem Protestantismus wesentlich, daß ihm die heilige Schrift als die urkundliche Bezeugung sowohl der geschichtlichen Ausführung der Heilsgedanken Gottes als des durch dieselbe begründeten Heiles gilt, daß er sich darum bewußt ist, in ihr die lautere und lebendige Quelle zu besitzen, aus welcher er den Inhalt seines Glaubens und seiner religiösen Erkenntniß immer auf's neue zu schöpfen hat, das unentbehrliche Mittel zu der ihm nöthigen stets neuen Selbstvergewisserung über seinen Glauben, den Prüfstein für alles echt und ursprünglich Christliche und darum auch die alleinige und völlig ausreichende Norm für den Christenglauben und das Christenleben. Wie jeder Fortschritt in der gesunden Entwickelung des Protestantismus darum durch neue Vertiefung in die heilige Schrift bedingt ist, so ist es auch jeder echt protestantischen Theologie wesentlich, daß sie aus solcher Vertiefung in die heilige Schrift entstanden ist und mit dem Formalprinzip des Protestantismus, dem normativen Ansehen der heil. Schrift wirklich Ernst macht. Wie eine das protestantische Schriftprincip durch die Autorität der Kirche oder der Tradition beschränkende Theologie, so gilt uns auch jede nicht

auf die Schrift gegründete und aus ihrem Geist geborene, jede die normative Autorität der heil. Schrift verleugnende Theologie als unkirchlich.

Kirchlichen Charakter soll aber die evangelisch-protestantische Theologie auch haben, sofern sie die Förderung der praktischen Aufgaben des kirchlichen Gemeinwesens bewußter Weise zum Zweck hat. So gewiß die Erkenntniß überhaupt und die religiöse Erkenntniß insbesondere ihre relativ selbständige Bedeutung und darum ihren relativen Werth in sich selbst hat, so verwerflich ist doch jene absolute Selbstherrlichkeit der Wissenschaft, in welcher sich der wissenschaftliche Dünkel gefällt; doppelt und dreifach verwerflich, wenn die theologische Wissenschaft damit umkleidet werden soll. Sie hat alle Ursache, sich Worte nicht aus dem Sinn kommen zu lassen, wie „Das Wissen bläset auf, aber die Liebe erbaut" und „Wer will unter euch der größeste sein, der sei euer aller Diener." Es wird wohl Mancher mit mir die bekannte Schleiermacher'sche Begriffsbestimmung der Theologie als „Inbegriff der wissenschaftlichen Kenntnisse und Kunstregeln, ohne deren Besitz und Gebrauch eine zusammenstimmende Leitung der christlichen Kirche nicht möglich ist" ungenügend finden, weil sie die Einheit der theologischen Wissenschaft zu äußerlich nur in ihren praktischen Zweck setzt; daß sie aber aller Theologie die praktische Abzweckung gibt, der Kirche zu dienen, das ist ohne alle Frage eine Wahrheit, die bei keiner theologischen Arbeit aus den Augen gesetzt werden sollte. Die Kirche hat darum ein Recht, von den Lehrern der Theologie zu fordern, daß es ihnen ein rechter Ernst sei nicht blos um die Wissenschaft, nicht blos um die Religion im allgemeinen, sondern auch um die Kirche und ihre Bedürfnisse und Aufgaben, daß also auch bei der Berufung von Professoren nicht blos wissenschaftliche Tüchtigkeit und das Maß der Gelehrsamkeit, sondern auch die innere Qualification zur Ausbildung der theologischen Jugend für die praktischen Aufgaben der Kirche in Betracht gezogen werde; und gerade hier haben auch die Eigenthümlichkeiten, Bedürfnisse und Aufgaben der sonderkirchlichen Gemeinschaft und des Dienstes an ihr allen Anspruch auf sorgsame Berücksichtigung. — Die Kirche hat ferner ein gutes Recht, die theologische Wissenschaft in concreto nach dem Maße zu werthen, in welchem dieselbe ihren praktischen Zwecken förderlich ist. Sie ist nicht „dazu da, um für die Entwickelung des wissenschaftlichen Geistes mit allen ihren Gegensätzen einen freien Spielraum abzugeben, und sie kann ihre Aemter nimmermehr" — um mit Hundeshagen zu reden — „als leidliche Versorgungsplätze für sonst minder begünstigte Leute aller Art, die sich mit Theologie beschäftigt haben" ansehen lassen. Fordert es auch ein innerer Lebenstrieb der Kirche, daß sie sich der Glaubensobjecte wissenschaftlich zu bemächtigen suche, so steht doch immer das wissenschaftliche Interesse als solches für die Kirche erst in zweiter Linie. Ihr erstes und hauptsächlichstes Interesse ist immer ein praktisches, sittlich-religiöses, und nur in dem Maße, in welchem eine Theologie diesem Interesse förderlich ist, kann sie dieselbe werthschätzen. Fern sei es, diesen Werthmaßstab an die theologische Wissenschaft in der engen und beschränkten Weise eines einseitigen

Pietismus anzulegen, der nur zu würdigen weiß, was unmittelbar auf das Heil der einzelnen Seele abzweckt, oder wenigstens nur das dem spezifisch-religiösen Leben unmittelbar dienende Wissen gelten läßt und darum einseitig die Erbaulichkeit zum Kriterium der echten Theologie macht. Die praktische, religiös-sittliche Aufgabe der Kirche ist eine viel umfassendere; sie besteht in der Arbeit an der Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden, besteht also auch darin, daß die erneuernde Kraft des Evangeliums auf dem ganzen großen und weiten Gebiet der Sittlichkeit in volle Wirksamkeit tritt, und daß so auch das rechte Verhältniß in allen Beziehungen der Menschen zu einander hergestellt wird. Aber andererseits darf auch nicht vergessen werden, daß die Botschaft vom Reiche Gottes mit der Predigt: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium" begonnen hat, daß diese Predigt es ist, durch die Gottes Geist neue Menschen schafft, und daß die nachhaltige, die sittlichen Beziehungen der Menschen zu einander erneuernde Kraft nur von dem Herz- und Quellpunkt der wiederhergestellten Heilsgemeinschaft der Einzelnen mit Gott durch Christum im heiligen Geist ausgehen kann. So ist im allgemeinen die Kraft in möglichst weitem Umkreis und in möglich tiefgreifender Weise die Arbeit an den Aufgaben der christlichen Sittlichkeit anzuregen und zu fördern, insbesondere aber die Fähigkeit, dem Werke des Geistes Gottes durch rechtschaffene Buße und lebendigen Glauben neue Gottesmenschen zu schaffen, nicht hinderlich, sondern förderlich zu sein, dasjenige, wodurch sich die theologische Wissenschaft bei der Kirche zu legitimiren hat. So wenig es der Kirche zukommt, vorschnell über ein speculatives System oder über eine neue kritische Richtung abzuurtheilen, so sehr sie aus dem bisherigen Entwickelungsgang der protestantischen Theologie gelernt haben sollte, daß auch, was sie nicht ohne Grund unkirchlich fand, doch oft als Anregung und Anbahnung neuer Erkenntnisse nicht nur für die Wissenschaft große Bedeutung gewann, sondern auch der Kirche selbst reiche Frucht brachte, so wenig hat man es der Kirche zu verargen, wenn sie sich ablehnend verhält gegen einen der rechten ethischen Kraft ermangelnden Intellectualismus, gegen ein die Wirkungskraft der Predigt von Buße und Glauben unterbindendes dogmatisches System, gegen eine Kritik, die bei der bloßen Negation stehen bleibt oder sich nur mit dem Außenwerk des Details literarisch-kritischer Fragen zu thun macht, und noch nicht das Ziel in's Auge gefaßt hat, die geschichtliche Realität und den geschichtlichen Charakter der Heilsoffenbarung Gottes in volleres Licht zu stellen.

Noch eine andere Bemerkung möge mir hier verstattet sein. In der praktischen Abzweckung der Theologie liegt von selbst, daß sie nicht blos für die Schule, sondern für die Gemeinde arbeitet. Man wird nicht in Abrede stellen können, daß in dieser Beziehung gerade die deutsch-protestantische Theologie erst recht spät und noch recht unvollkommen ihrer kirchlichen Aufgabe nachkommt. Um nur an eines zu erinnern: erst in unserm Jahrhundert ist nach dem schüchternen und von dem Zelotismus des kirchlichen Vorurtheils bald verhinderten Anlauf Aug. Herm. Francke's die Aufgabe

ernstlich in Angriff genommen worden, die 300jährige exegetische Arbeit der Theologie auch für die Berichtigung der deutschen Volks- und Kirchenbibel nutzbar zu machen! Es ist bekannt, daß andere Nationen uns in gediegener gemeinverständlicher Verarbeitung der Ergebnisse theologischer Forschung voraus sind. Es thut Noth, daß auch wir es mehr lernen, die theologische Arbeit gründlich und nach den strengen Anforderungen der Wissenschaft zu treiben, und dabei doch ohne die schwere Rüstung des ganzen gelehrten Schulapparats — der ohnehin nicht immer so werthvoll ist, als er aussieht — in die Oeffentlichkeit zu treten. Vergessen wir es nicht, daß der Protestantismus nach seinem Wesen nicht nur für den Theologen, sondern auch für den sogenannten Laien ein gewisses Maß persönlicher erkenntnißmäßiger Aneignung des christlichen Glaubensinhaltes fordert; und auch nicht das, daß in unsern Tagen weit größere Kreise des Volkes an der allgemeinen Geistesbildung Theil haben als in früheren Zeiten, und daß darum auch das religiöse Erkenntnißbedürfniß — wenn auch nicht überall das Bewußtsein um dasselbe — viel allgemeiner geworden ist. Natürlich soll damit nicht dem leichtfertigen auf den Markt bringen jeder Heterodoxie, oder auch jedes unreifen Einfalls das Wort geredet werden — es wird darauf später zurückzukommen sein —; aber ernstlich ist es auch zu mißbilligen, wenn man, sobald in gemeinverständlicher Sprache geschriebene theologische Schriften mit oder ohne Grund kirchlich unbequem werden, die Nase rümpft über solche Popularisirung der Theologie und so redet, als ob man die theologische Arbeit wieder ganz in die schulmäßige, streng wissenschaftliche und von gelehrten Citaten strotzende Form bannen und die theologische Controverse am liebsten wieder nur in lateinischer Sprache führen lassen wollte. Vielmehr haben wir es zum Dienst zu rechnen, den die Theologie der Kirche zu leisten hat, daß sie den religiösen Erkenntnißbedürfnissen der nicht theologisch gebildeten Gemeindeglieder möglichst entgegenkommt und darum auch in gemeinverständlicher Form aus dem engeren Bereich der Schule heraustritt.

(Fortsetzung folgt.)

Welches Recht und welche Pflicht hat unsere Synode als solche, selbstständige Mission zu treiben?

(Referat von P. C. Bechtold.)

(Schluß.)

Was könnte uns also hindern, eine Mission zu gründen, deren Unterhaltungskosten im Verhältniß zu den disponibeln Mitteln ständen? — Freilich verfügen wir ja einstweilen über keine Fonds. Aber auch der Basler, der Goßner'schen, der Berliner Missions-Gesellschaft, ja den meisten deutschen und auch amerikanischen Vereinen stehen keine Fonds zur Verfügung, die sie in Zeiten der Noth angreifen könnten. Die Mission, wie alle Arbeit im Reiche Gottes, ist ein Glaubenswerk. Dennoch sind diejenigen Missionen ungleich besser daran und (menschlich geredet) sicherer gestellt, welche

*

sich nächst Gott auf die Hülfsquellen und die Opferfreudigkeit ihrer eigenen Kirche verlassen können. Das lehren die schottische, die hochkirchliche, die baptistische, die herrnhutische und andere Missionen. Gewiß gibt's auch bei ihnen Zeiten des Mangels, wie augenblicklich bei den Herrnhutern, aber ihre Klagen dringen kaum über die Grenzen ihrer Kirche hinaus. Diese betrachtet es gewissermaßen als eine Ehrenpflicht, selbst vor den Riß zu treten. —

Aber, so höre ich einwenden, wer bürgt denn dafür, daß alle jene Missionsbeiträge, die innerhalb unserer Synode alljährlich erhoben werden, auch wirklich dem proponirten synodalen Missionswerke zufließen werden? Wird nicht dennoch und trotz der Gründung einer synodalen Heidenmission der größere Theil derselben den alten Gesellschaften gesandt werden? Und könnten wir's den aus Missions-Anstalten hervorgegangenen Pastoren verdenken, wenn sie nach wie vor die Mutteranstalten unterstützen? Sind sie nicht gewissermaßen verpflichtet dazu? Wir antworten darauf:

1. ein synodales Unternehmen hat den nächsten und größten Anspruch auf die Unterstützung aller Synodalglieder, seien dieselben Pastoren oder Gemeinden; —
2. es kann keinem Synodalgliede verwehrt werden, nachdem es seiner synodalen Pflicht in erster Linie genügt hat, auch noch andere Gesellschaften zu unterstützen; —
3. unsere Synode kann sich unmöglich als die Tochter jener 8 verschiedenen Gesellschaften oder Anstalten betrachten, sonst müßte sie gegen 8 Mütter Kindespflicht zu üben haben; —
4. wenn aber ein Pastor glaubt, eine persönliche Dankespflicht oder Schuld an seine Mutteranstalt in baarem Gelde ableisten zu müssen, so möge er in seine eigene Tasche greifen. —

Doch dem rechnenden, zweifelnden Verstande drängen sich immer noch mehr Bedenklichkeiten auf und man wird sogar erfinderisch, um die eigene Unlust zu entschuldigen. So schrieb mir ein Mitglied einer Pastoral-Conferenz: „Die Meinung scheint allgemein zu sein, daß eine der bestehenden Missionsgesellschaften in Deutschland das Missionswerk viel besser und erfolgreicher betreiben könne, als wir es könnten. Daß Zersplitterung in der Mission verhütet werden sollte. Daß unsere Gaben, die wir den bestehenden Missionsgesellschaften übermitteln, wenigstens ebenso gut oder noch besser angewendet seien, als wenn wir selbstständig Mission treiben." —

Ganz abgesehen davon, daß man unserer Synode mit diesem Bekenntniß ein Armuthsattest ausstellt, so ist auch der Einwand betreffs der „Zersplitterung in der Mission" in diesem Sinne wenigstens unhaltbar, wie wir das schon oben bewiesen haben. Nur zum Ueberfluß fragen wir daher noch einmal: müssen wir es beklagen, daß die Gemeinde zu Antiochien auf eigne Hand Mission trieb? Müssen wir es beklagen, daß die evangelische Kirche sich von der Papstkirche trennte? Dürfen wir es um der Mission willen beklagen, daß die Kirche der Reformation sich in viele Sonderkirchen zersplittert hat? Ist es zu beklagen, daß die Herrnhuter, nachdem sie sich zu einer selbstständigen Kirche

organisirt, auch selbstständig Mission trieben? War es zu beklagen, daß Goßner sich aus kräftigen Gründen, die ihm seine originelle Auffassung des Missionswerkes an die Hand gab, von der seit 1823 bestehenden Berliner Missionsgesellschaft für Afrika lossagte und eine eigene Mission, nach mehr apostolischen Grundsätzen, hauptsächlich für Indien im Jahre 1836 gründete, obschon nur seine Personal-Gemeinde ihm zur Seite stand? Haben wir es zu beklagen, daß auch Harms in der armen Lüneburger Haide, trotz der anderweitig bestehenden, gut lutherischen Missionen, als der Leipziger, Bremer, Dänischen, noch im Jahre 1850 glaubte, selbst Hand an's Werk legen zu müssen? — Betreffs der Antwort auf all diese Fragen dürfte wohl Niemand in Verlegenheit sein, sie lautet: „Nein" und abermal „Nein" und dreimal „Nein".

Eine Missionsgesellschaft kann und darf sich zunächst nur auf ein Missionsfeld beschränken. Hat sie ihre Aufgabe da gelöst, so mag sie weiter gehen. Hier gilt es, Zersplitterung zu vermeiden. Schon manche Missionsgesellschaft ist besonders dadurch in Schulden gerathen, daß sie mehrere Missionsgebiete gleichzeitig aufnahm. Man lasse doch andern Kirchen auch Raum neben der eigenen. Auch Goßner sandte gleich Anfangs Missionare nach Neu-Guinea, Australien und Indien, konnte jedoch nur die Mission in Indien halten, während die Sendboten in Neu-Guinea und Australien sich andern Gesellschaften oder Kirchen anschließen mußten. Es liegt ja auf der Hand, daß je ausgedehnter und verzweigter die Thätigkeit einer Gesellschaft ist, desto größer und complicirter auch der Apparat sein muß, durch welchen von der Heimath aus das ganze Werk geleitet wird. Da müssen dann riesige Missionsgebäude sein, eine Menge von Secretären, Beamten, Inspectoren u. s. w., so daß der größte Theil der Beiträge anstatt für die Unterhaltung von Missionaren in der Heidenwelt, für die Instandhaltung der heimischen, modernen Missions-Betriebs-Maschine verwendet werden muß. Dies gilt besonders von jenen großen unabhängigen Missionsgesellschaften. —

Musterhaft stehen ihnen gegenüber die kirchlichen Missionen mit ihrer Einfachheit des Betriebs-Apparats und ihrer nicht minder gesegneten Wirksamkeit bei verhältnißmäßig geringerem Kostenaufwande. — Blicken wir hinüber nach Schottland. Da ist die Staats- und Freikirche mit einer, der unsrigen fast genau entsprechenden synodal-presbyterianischen Verfassung. Der „Moderator" (Synodal-Präses) ist stets ex officio Vorsitzender des Missions-Committees, welches auf der „General-Assembly" (Synodal-Conferenz) entweder neu gewählt oder bestätigt wird und welches alle Jahre ausführlichen Bericht über seine Thätigkeit und den Erfolg der Mission abzustatten hat. Das Kirchenblatt aber bringt zwischenein monatliche Missionsberichte, die einen erklecklichen Gewinn für die Mission abwerfen; Missions-Anstalten, bezahlte Beamte u. s. w. gibt's da gar nicht. Nur in den letzten Jahren hat man einen Reiseprediger angestellt, dessen Aufgabe es ist, durch Missionsvorträge das Interesse der einzelnen Gemeinden immer neu zu beleben und anzuregen. — Nach den uns vorliegenden „Annual-Reports"

der Established Church of Scotland vom Jahre 1877 unterhielt dieselbe in Ost-Indien auf 12 Stationen 14 ordinirte europäische Missionare neben einer großen Zahl von eingebornen ordinirten Predigern, Lehrern und Katechisten mit einem Kostenaufwande aus der Heimath von £10,300 Sterling oder $52,000. — Bedenkt man dabei, daß diese Kirche, nach den im Jahre 1877 neu aufgestellten Gehaltsregeln, ihre Sendboten höher als irgend eine andere Kirche oder Gesellschaft besoldet, (es variirt nach dem Dienstalter bis zu 25 Jahren von £300 bis £600 für Europäer, außer vielen anderen Beihülfen für Häuser, Ausrüstung, Dolmetscher, Reisen zc.), so ist es geradezu unerklärlich, wie sie das ermöglichen konnte. Und dennoch ist es sehr wohl begreiflich, wenn wir eben jenen kostspieligen Betriebsapparat in Abzug bringen und erwägen, daß ihr die Ausbildung eines Missionars keinen „Penny" kostet, während gerade hierauf seitens anderer Missionsgesellschaften das meiste Geld verwendet wird. — Es sei ferne von mir jene splendide Besoldung der schottischen Missionare gutheißen zu wollen; vielmehr behaupte ich, daß man mit demselben Gelde wohl die doppelte Anzahl unterhalten könnte. Aber immerhin ist es eine staunenswerthe Leistung der Kirche, die durch die im Jahre 1843 erfolgte Spaltung in zwei verschiedene Kirchengemeinschaften fast alle Missionsposten im Auslande verlor und gleichsam von vorne anfangen mußte. Dazu unterhält sie aber noch in Ost-Afrika, China, Aegypten, Palästina, der Türkei, Griechenland, Italien, Spanien, Frankreich und Böhmen Missionsposten und endlich noch eine Colonial und Home (Innere) Mission. In gleicher Weise wirkt auch die schottische Freikirche. In der That eine gesegnete Trennung! —

Aber wie ist's möglich, so fragen wir wieder, dieses ungeheure, vielgestaltige Werk zu regieren und wo kommen die Arbeiter her? — Antwort: die Kirche hält sich für solidarisch verpflichtet, Mission zu treiben und daher übernimmt jedes Glied willig die ihm von der „General-Assembly" aufgetragene Arbeit in der Leitung des Werkes. Für jeden Zweig besteht eine besondere Committee, mit einer eigenen Kasse und einer genügenden Anzahl von Mitgliedern aus Laien und Pastoren. Bei den Committeen für auswärtige Missionen wird jedem Pastor eine Missionsstation überwiesen, mit welcher er zu correspondiren und in den gemeinschaftlichen Sitzungen zu referiren oder dieselbe betreffende Anträge zu stellen hat. Kosten entstehen also durch diese Art der Verwaltung fast gar keine, es sei denn für Porto und Reisegelder.

Zu Arbeitern in der äußeren Mission verwendet die schottische Kirche gewöhnlich nur solche Leute, die auf ihren öffentlichen Lehranstalten, Collegien oder Universitäten sich auf eigene Kosten diejenige Befähigung erworben haben, welche sie zu einer Anstellung im Lehr- oder Predigt-Amte in der Heimath berechtigt. Ausnahmsweise wurden je und dann auch Mediziner, Handwerker oder wohl gar deutsche Missionare entsendet. Wird ein solcher ordinirter Missionar oder ein Lehrer unfähig, weiter in der Mission zu dienen, so tritt er nach seiner Heimkehr einfach wieder in das Lehr- oder Predigtamt in

der heimischen Kirche ein oder erhält, wenn völlig invalide, eine geringe Unterstützung aus dem Invaliden-Fond. —

Was können wir hieraus lernen? — Wir lernen:

1. Wenn es der Kirche von Schottland möglich ist, mit $52,000 — 14 splendid besoldete Missionare auf 12, zum Theil weit von einander entfernten Stationen in Indien zu unterhalten; daneben ihre Reisekosten, Häusermiethen, Sprachlehrer u. dgl. zu bezahlen; und endlich noch außer den europäischen auch eingeborne Prediger, Katechisten und Lehrer in großer Zahl zu besolden; — so muß es der evangelischen Synode von Nord-Amerika möglich sein, mit $5000 wenigstens 2 bescheiden salarirte Missionare auf einer Station zu unterhalten, gleichviel in welchem Theile der Welt. —
2. Wie dort die Verwaltung und Leitung der verschiedenen Missionszweige durch unbezahlte, der General-Synode verantwortliche Committeen geschieht; — so läßt sich das auch in unsrer Synode auf ebenso billige und der Verwaltung der inneren Mission ganz analoge Weise durchführen. —
3. Kostet die Ausbildung der Missionare der schottischen Kirche nichts, — so darf sie auch uns nichts, wenigstens nicht mehr kosten, als die Ausbildung unsrer Pastoren. —
4. Wie dort, — so sind auch bei uns Missions-Anstalten überflüssig, weil für den Missionsdienst keine andere Ausbildung erforderlich ist, als für das Predigt- resp. Lehramt hier, eine geringere aber unzulässig wäre. —
5. Wie in jener Kirche, so müssen auch bei uns die Missionare gleichberechtigt mit den Synodalen sein, bezüglich ihres etwaigen Rücktritts in den Kirchendienst oder in den Ruhestand. —

Nach den hier gegebenen Grundzügen könnte unseres Erachtens ein Missionswerk **sofort** begonnen werden. — Es wäre also nur nöthig, daß man fernere Sendungen von Beiträgen an andere Gesellschaften sistire und dieselben, bis zur synodalen Beschlußfassung über diese Angelegenheit, einstweilen in die Hände der Committee für innere Mission lege. Eine von der General-Synode zu ernennende Committee competenter Glieder hätte dann darüber zu berathen, welches Missionsfeld in Angriff genommen werden soll und — der heilige Geist wird Männer erwecken, welche bereit sind, sich senden zu lassen. Die Kirche aber sei dabei eingedenk des Wortes: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ —

Nun wäre ich eigentlich am Ende, wenn nicht der Fragen des zweifelnden, trägen Herzens so viele wären. Aber nur noch eine will ich beantworten. Die schwerwiegendste wird wohl nach der Meinung der Meisten die sein: ob nicht in dem Maße als das Interesse für Heidenmission zunehmen, das Interesse für die innere Mission abnehmen würde? — Hier sind Zahlen am Platze. Laut Bericht des General-Kassirers für 1878 hatte die Kasse für innere Mission eine Einnahme an Liebesgaben von nur $1739; wo-

gegen der Bericht für 1879 eine Einnahme an Liebesgaben von $2091 aufweist. Bekanntlich war der Eifer für die Heidenmission und die Zahl der Missionsfeste noch nie so groß, als im letzten Jahre, so daß sogar unser sehr conservativer „Friedensbote" ein ganz bedenkliches Gesicht dazu machte und eine gar ernste Warnung vor übergroßem Eifer in dieser Richtung für zeitgemäß erachtete. Jedenfalls sind aber die innere Mission, wie auch die Lehranstalten nicht schlecht dabei gefahren. Es bleibt nun einmal dabei: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe." — Also nicht Nachtheile, sondern vielmehr Vortheile, ja unberechenbare Vortheile auch für das geistliche Leben, erwachsen aus diesem Unternehmen. Denn:

1. mit dem Interesse für äußere, wächst auch das Interesse für die innere Mission; —
2. dürfen wir auf einen bedeutenderen Absatz unseres „Friedensboten" rechnen, wenn er statt fremder — eigene Missionsberichte bringt; —
3. wird das geistliche Leben in unsern Gemeinden durch die Mission neu belebt, vertieft und gestärkt werden; —
4. werden auch die ausschließlich in unseren Anstalten gebildeten Pastoren, sowie das in unseren Gemeinden heranwachsende Geschlecht zu größerer Freudigkeit und Opferwilligkeit angespornt werden, wenn sie ihre Liebesthätigkeit einem heimischen, der eignen Kirche zugehörigen Werke zuwenden können; —
5. wird das Missionswerk einen centralen Einigungspunkt der Synode bilden und derselben größere Festigkeit verleihen; —
6. endlich wird auch unsere Anstalten ein neuer frischer Geisteshauch durchwehen. —

Auf denn, Brüder, es verlohnt sich der Mühe! Frisch Hand an's Werk gelegt! Berathet diese heilige Sache in euren Pastoral- und Distriktsconferenzen und tragt sie auf betendem Herzen! Jesus selbst, der Herr der Kirche, wird sein Ja und Amen dazu sprechen! —

O Herr Jesu, Ehrenkönig!
Die Ernt' ist groß, der Schnitter wenig,
Drum sende treue Zeugen aus;
Send' auch uns hinaus in Gnaden,
Viel frohe Gäste einzuladen
Zum Mahl in deines Vaters Haus.

Wohl dem, den deine Wahl
Beruft zum Abendmahl
Im Reich Gottes!
Da ruht der Streit,
Da währt die Freud'
Heut, gestern und in Ewigkeit! —

Exegetische Einzelheiten.

1 Petr. 3, 21. *ὃ καὶ ἡμᾶς ἀντίτυπον νῦν σώζει βάπτισμα, οὐ σαρκὸς ἀπόθεσις ῥύπου, ἀλλὰ συνειδήσεως ἀγαθῆς ἐπερώτημα εἰς θεὸν, δι᾽ ἀναστάσεως Ἰησοῦ Χριστοῦ.*

Welches (Wasser) auch uns im Gegenbilde nun selig macht als Taufe, nicht als Ablegung des Schmutzes am Fleische, sondern als eines guten Gewissens Zuwendung zu Gott, durch die Auferstehung Jesu Christi.

Daß die Stelle von dogmatischer Bedeutung ist, sowohl für die Lehre von

der Taufe wie für die Lehre vom Gewissen, ist unbestritten. Daß ihre Auslegung schwierig ist, ist auch bekannt, aber die Schwierigkeiten sind doch nicht so hoffnungslos, daß es bei einem non liquet bleiben müßte. Das Hauptbedenken liegt in der Uebersetzung des Wortes ἐπερώτημα, das Luther mit „Bund" wiedergegeben hat. Es kommt nur an dieser Stelle im Neuen Testament vor. Es heißt eigentlich „Nachfrage" und kann von dieser Grundbedeutung aus verschiedene Modificationen haben, „Erforschung, Erbittung, Zuwendung" ꝛc. Weil bei einer feierlichen Vertragschließung die Contrahenten um ihre Bereitwilligkeit zur Uebernahme gewisser Verpflichtungen gefragt wurden, so hat das Wort auch die Bedeutung „Vertrag" und weiter gerade zu die Bedeutung einer Antwort auf eine Verpflichtungsfrage, also „Versprechen", „Zusicherung" erhalten. Die fernere Schwierigkeit ist die Fassung des Genetivs: „eines guten Gewissens", ob derselbe subjectiv oder objectiv gefaßt werden soll, ob das Gewissen hier thätig oder leidend eingeführt ist, abgesehen noch davon, ob es als vorangehendes oder nachfolgendes zu fassen sein soll. Endlich ist noch streitig, ob die nähere Bestimmung εἰς θεόν, zu Gott, mit dem Substantiv συνείδησις oder mit ἐπερώτημα zu verbinden sein soll, ob also hier die Rede ist von einem „guten Gewissen zu Gott", cf. 1 Cor. 4, 4. Act. 24, 26 oder von einer „Zuwendung zu Gott". Wir haben also drei Differenzen, a. in der Fassung von ἐπερώτημα, b. in der Fassung des Genetivs, c. in der Verbindung der adverbialen Bestimmung. Ein guter Mathematiker mag ausrechnen, wie viel verschiedene Auslegungen dies nach dem Gesetze der Combination und Permutation ermöglicht. Wir wollen sie nicht alle aufführen, der aufmerksame Leser kann das für sich selbst thun und kann sehen, welche von den möglichen Verbindungen sachlich einen brauchbaren Sinn ergeben und welche nicht. Von vornherein wollen wir nur sagen ad c.: wenn die Verbindung der adverbialen Bestimmung εἰς θεόν, zu Gott, mit dem nächst dabeistehenden Worte ἐπερώτημα, Nachfrage, einen geeigneten Sinn ergibt, so werden wir sie der andern Verbindung mit „Gewissen" vorziehen, weil diese letztere Verbindung wohl sachlich einen recht treffenden Gedanken ergibt (wir bedürfen eines guten Gewissens nicht nur Menschen gegenüber, sondern vor allem Gott gegenüber), aber es doch eine allgemeine exegetische Regel ist, eine nähere Bestimmung womöglich mit dem zunächst dabei stehenden Worte zu verbinden. Ad a.: wenn wir mit der Bedeutung „Nachfrage" auskommen, so werden wir sie der anderen „Bund" oder „Versprechen" vorziehen, weil diese letztere Bedeutung erst aus dem späteren juristischen Sprachgebrauche nachweisbar ist, nicht aber aus dem populären, während dagegen die erstere Bedeutung wenigstens ihre Anlehnung im testamentischen Sprachgebrauche findet. 2 Sam. 11, 7 heißt's nach der Septuaginta: „David fragte nach Joabs Wohlbefinden, ἐπηρώτησεν εἰς εἰρήνην Ἰωάβ." Kommt man mit dem testamentischen Sprachgebrauche aus, so ist dies einem Hineingreifen in anderweitigen Sprachgebrauch allemal vorzuziehen. Danach wird sich auch Nr. b., die Auffassung des Genetivs, bestimmen müssen. Aber nach diesen sprachlichen Gründen wird sich die Sache schwerlich allein entscheiden

lassen. Wir haben zu versuchen, ob wir nicht durch Erwägung innerer Gründe näher kommen.

Der allgemeine Sinn unserer Stelle ist unzweideutig. Die Sintfluth, deren Wasser das Mittel wurden, die acht gläubigen Seelen zu retten, während die andern darin untergingen, hat ihr Gegenbild an der Taufe, welche kraft der Auferstehung Jesu Christi auch ein Rettungsmittel für uns ist. Inwiefern sie dies ist, das ist zuerst aus dem Zusammenhange zu entnehmen. Die ganze Stelle ist eingerahmt von der Ermahnung an die Gläubigen, gerne mit Christo um Gerechtigkeit willen zu leiden, da es ja von Anbeginn keinen andern Heilsweg gegeben als durch Gericht zur Erlösung, durch Leiden zur Herrlichkeit. Hiernach ist ersichtlich, daß es sich hier nicht um eine momentane Wirkung handelt, welche die Taufe als einmaliger Act, concentrisch drastisch hat, sondern von einer psychologisch vermittelten, das ganze Leben des Christen durchdringenden Wirkung, vermittelst deren sie dem ganzen Leben seine Gestaltung aufprägt. Es liegt derselbe Gedanke zu Grunde wie Röm. 6, daß wir durch die Taufe sammt Christo begraben werden in den Tod. Die Taufe versetzt in die Gemeinschaft des Leidens und des Todes Christi, also daß das, was in der Taufhandlung auf eine äußerlich symbolische Weise geschieht, das Begrabenwerden, vermittelst der zwischen Christo und dem Gläubigen bestehenden Glaubens- und Lebensgemeinschaft, zugleich innerlich geschieht, in der Buße, und zugleich in einer anderen Aeußerlichkeit, in der Realität des Lebens, seine Ausprägung findet. Dieses Eingehen in die Leidens- und Todesgemeinschaft würde uns tödten, d. h. unwiederbringlich tödten, wenn nicht die Auferstehung Christi wäre, der sich zur Rechten Gottes gesetzt hat und dem alle Gewalten unterthan worden sind, auch die Gewalt des Todes. Die Auferstehung Christi verbürgt Jedem, der in die Gemeinschaft seines Todes eingeht, auch eine Auferstehung, und so ist die Gemeinschaft des Todes Christi, welche in dem Taufacte ihren concentrirten Ausdruck findet, vielmehr Rettungsmittel für die Gläubigen, gleichwie die Wasser der Sintfluth Noah nicht tödteten, sondern ihm zur Neuheit des Lebens im nachsintfluthlichen Aeon verhalfen. Das ist der allgemeine Gedankenzusammenhang unsrer Stelle.

Wir sehen also hierbei, daß der Apostel von der Taufe in einem vieleinschließenden Sinne redet, daß er die Taufe ohne Weiteres identificirt mit der im Glauben begründeten Leidens- und Todesgemeinschaft des Gläubigen mit Christo, daß er also eine große Voraussetzung stillschweigend macht. Daß diese unmittelbare Identification der Taufe und der Leidens- und Todesgemeinschaft Christo berechtigt sei, das kann nur im Begriffe der Taufe selbst liegen, und diese Berechtigung darzuthun, das kann allein der Zweck der hier hinzugesetzten Begriffsbestimmung der Taufe sein: „die da ist nicht ein Abthun des Unflaths am Fleisch, sondern &c."

Die meisten Auslegungen fassen die negative Bestimmung, daß die Taufe nicht ein Abthun des Unflaths am Fleische sei, zu äußerlich auf und verstehen darunter nur dies, daß die Taufe nicht blos eine k ö r p e r l i c h e Waschung sei. In Folge dessen fällt dann auf die gegenüberstehende positive Bestimmung

daß sie das ἐπερώτημα eines guten Gewissens sei, zu wenig Licht, und man erfährt, wenn man eben die Bedeutung von ἐπερώτημα noch nicht kennt, aus dem Zusammenhange selbst weiter nichts, als daß sie irgend etwas innerliches, die Seele oder das Gewissen betreffendes sein müsse. Was dann aber positiv dies innerliche sei, dafür bleibt der Conjectur freier Spielraum, und die Auslegung richtet sich dann, durch das Textwort selbst nicht gebunden, meist nach dem allgemeinen dogmatischen Standpunkte des Auslegers, indem die einen die Taufe mehr als einen symbolischen Verpflichtungsact des Menschen gegen Gott verstehen, andere sie mehr als einen Verheißungs- und Mittheilungsact Gottes an den Menschen auffassen. Es wäre doch aber eine recht wenig inhaltsvolle und sehr selbstverständliche Belehrung, welche der Apostel geben würde, wenn er weiter nichts sagen wollte, als daß die Taufe keine körperliche Waschung sei; das brauchte er doch einem einigermaßen einsichtsvollen Leserkreise nicht zu sagen, wer läßt denn sich taufen, oder wer läßt in der Gegenwart sein Kind taufen des äußeren Waschens wegen. Allerdings wird durch die vorliegende Behauptung die Taufe den jüdischen Waschungsceremonien entgegengesetzt, aber die waren doch auch mehr als bloße Reinlichkeitsmaßregeln, sondern waren doch auch Handlungen von religiöser Bedeutung und Wirksamkeit, und so werden wir auf einen tieferen Gegensatz geführt.

Für das Verständniß unsrer Stelle durchaus instructiv ist die Beweisführung Hebr. 9, 13 u. 14, wo auf eine äußerliche Reinigung κατὰ σάρκα und eine innere κατὰ συνείδησιν einander gegenüber gestellt werde: „So der Ochsen und der Böcke Blut und die Asche von der Kuh gesprenget heiliget die Unreinen zur leiblichen Reinigung, πρὸσ τὴν τῆς σαρκὸς καθα ρότητα, wie vielmehr wird das Blut Christi unser Gewissen reinigen von den todten Werken 2c." Daß hier unter der Reinheit des Fleisches nicht eine körperliche Reinigung zu verstehen sein kann, ist klar, denn durch Besprengung mit Aschenwasser wird man nicht körperlich rein, sondern es ist eine allerdings die Seele betreffende aber nicht bis in's innere Wesen derselben eindringende Reinigung gemeint. Es wird den alttestamentlichen Opfern allerdings eine Reinigungskraft für die Seele zugestanden, die aber nur eine relativ äußerliche ist, weil die wirkende Ursache eine nicht geistige, sondern nur symbolische ist, und weil die Wirkung selbst eine nur relative ist; der Mensch bleibt dabei unter dem alttestamentlichen Verhältniß der äußern gesetzlichen Stellung zu Gott, erfährt keine Wiedergeburt. Dagegen wird das Blut Christi unser Gewissen reinigen, weil das Opfer ein real geistiges ist, und weil die Wirkung dasselbe in das innerste geistige Wesen erneuernd, wiedergebärend eindringt. So haben wir hier in der Hebräerstelle den Begriff des Gewissens am besten zu beschreiben als „innerstes geistiges Wesen"; die Reinigung des Gewissens ist eine geistige reale Reinigung. Dieselbe Bedeutung von Gewissen als „innerstem geistigen Wesen" ergibt sich aus Hebr. 9, 9, wo es heißt, daß in der vorbildlichen Hütte entsprechende Opfer gebracht werden, die nicht können „nach dem Gewissen vollkommen machen." Der Ausdruck „Gewissen" bezeichnet geistige Realität im Gegensatz gegen Symbolik und Aeußerlichkeit.

Setzen wir nun den gewonnenen Begriff in unserer Petristelle ein, so gewinnen wir den Sinn: die Taufe ist nicht blos eine äußerliche und partielle Ablegung der Sünde, wie sie durch die alttestamentlichen Waschungen symbolisirt ward, kein bloßes Bessern des Menschen an sich selbst, sondern . . eben das Gegentheil davon. Wer die Taufe an sich vollziehen läßt, ist nicht durch ein Symbol bestimmt, sondern durch eine Realität, durch die Auferstehung Christi von den Todten. Er sucht nicht blos dies oder jenes von sich abzulegen, und dabei doch im Uebrigen sein Wesen nach Abzug des Abgelegten zu conserviren, sondern er verliert sein eigenes ganz und gar, er sucht nicht sich, sondern Gott. Er thut dies mit derjenigen Kraft, mit der Seite, mit dem Momente seines Wesens, das ihm selbst noch bleibt, wenn er sich selbst gar nicht mehr sucht, sich selbst ganz fahren läßt, sich ganz in den Tod gibt und sich selbst verleugnet. Das ist das gute Gewissen. Es ist ein merkwürdig Ding um die Selbstverleugnung. Wen soll der Mensch verleugnen, d. i. von sich ausscheiden und für sein Nicht-Ich erklären? Sich selbst, die Totalität seines Wesens. Was bleibt dann aber für ein handelndes Subject, für ein Ich, übrig, welches diese Ausscheidung vollzieht? Was ist es, was der Mensch nicht zu verleugnen braucht und nicht verleugnen darf, auch wenn er die Selbstverleugnung bis zum Aeußersten vollzieht? Das ist das Gewissen.

Für die Exegese unsrer Stelle ergibt sich aus diesen Andeutungen, daß der Genetiv „eines guten Gewissens" hier subjectiv zu nehmen ist, das Gewissen ist das Handelnde; daß ἐπερώτημα in seiner Grundbedeutung „Nachfrage" zu nehmen ist, natürlich aber nicht als theoretische Nachfrage, zur Erlangung irgend welches Wissens von Gott, sondern als practische Nachfrage nach der Gemeinschaft Gottes, und daß die nähere Bestimmung „εἰς θεόν," zu Gott, nicht mit „Gewissen", sondern mit „Nachfrage" zu verbinden ist.

Für die Lehre von der Taufe ergibt sich, daß in unsrer Stelle der Taufact als eine darstellende Handlung in Betracht kommt, in welchem ein inneres geistiges Verhältniß zu Gott, das entweder schon vorhanden ist oder vorhanden sein soll, zum Ausdrucke gebracht wird.

Für die Lehre vom Gewissen ergibt sich, daß das Gewissen als das Centrum der Persönlichkeit des Menschen, als der Factor, welcher die Lebensrichtung des Menschen bestimmen soll, aufgefaßt wird, also keineswegs als eine Kraft, die dazu bestimmt war, latent zu bleiben, die erst durch das Eintreten der Sünde in's Leben geweckt ist und die wieder in Latenz zurücksinken wird, wenn die Sünde getilgt ist.

II.

Gal. 3, 19: Der Mittler aber ist nicht eines einigen Mittler, Gott aber ist einer.

Ob unter der großen Menge der verschiedenen Erklärungen, welche dieser Satz schon gefunden hat, die hier gegebene schon mitenthalten ist, wissen wir nicht recht, halten's aber für wahrscheinlich; dennoch scheint's nicht unangemessen, auch ohne die Absicht, etwas Neues zu bieten, der verschrieenen Stelle noch einmal in's Angesicht zu sehen, ob sie wirklich so vieldeutig ist, wie sie ausgegeben wird.

Die allgemeine Tendenz des ganzen Abschnitts, dem unser Vers angehört, ist einleuchtend, und es ist a priori anzunehmen, daß der einzelne Spruch keine Digression enthält, sondern zur Darlegung des Hauptgedankens dient. Die Verheißung, die Gott dem Abraham, und in Abraham allen Gläubigen gegeben, wird durch das Gesetz nicht aufgehoben oder beeinträchtigt, also daß die Erfüllung der Verheißung nachträglich von Gott abhängig gemacht wäre von dem Verhältnisse des Menschen zum Gesetze. Das wird anschaulich gemacht durch die Vergleichung der göttlichen Verheißung mit einem menschlichen Testamente, Vers 15. Wenn ein Mensch ein Testament rechtskräftig gemacht hat, so wird dasselbe versiegelt und verschlossen bis zu seinem Tode, wo es in Kraft tritt; da kann kein anderer Mensch etwas dazu thun oder davon thun, und auch, was der Erblasser sonst in der Zwischenzeit zwischen der testamentlichen Verfügung und seinem Tode in außertestamentarischer Weise für Verfügungen getroffen, was für Willensmeinungen er den Seinigen kundgethan, was für Forderungen er an sie gestellt haben mag, das kommt alles nicht in Betracht; wenn das Testament eröffnet wird, so gilt nur dasjenige, was in ihm geschrieben steht. So ist's mit der Verfügung Gottes an Abraham; sie ist gewissermaßen ein Testament, das versiegelt bleibt bis auf die Zeit, wo der Same kommt, und zwar nicht irgend welcher beliebige Same, sondern der eine, welcher ist Christus. Was nun Gott in der Zwischenzeit zwischen Verheißung und Erfüllung für anderweitige Bestimmungen getroffen haben mag, die können auf dies Verhältniß zwischen Verheißung und Erfüllung als auf ein einfaches Verhältniß von Grund und Folge keinen modificirenden Einfluß haben. In der Zwischenzeit zwischen Verheißung und Erfüllung hat nun Gott das Gesetz gegeben. Da nun der Gesetzgeber gleichfalls Gott selber ist und Gott doch nicht ein Menschenkind ist, daß ihn etwas gereue, er also nicht seine freie Schenkung an Abraham und seinen Samen hat aufheben wollen, so kann das Gesetz nur einen durchaus anderweitigen Zweck haben, nicht aber den, seine Verheißung zu alteriren. Daß eben Gott bei der Gesetzgebung einen durchaus andern Zweck im Auge gehabt hat als den, seine Verheißung dadurch an eine neue Bedingung zu knüpfen, das hat er durch die A r t der Gesetzgebung selber kund gethan. Dabei kommt 1. in Betracht, daß Gott Verheißung und Gesetzgebung zeitlich von einander getrennt hat, 430 Jahre liegen zwischen beiden; dadurch hat Gott deutlich zu erkennen gegeben, daß beide, Verheißung und Gesetz, gar nichts mit einander zu thun haben. 2. das Gesetz ist geordnet durch die Engel, während er in der Verheißung an Abraham unmittelbar selber geredet; dadurch hat Gott gleichfalls kundgethan, daß diese seine Gesetzgebung keineswegs einen gleichartig testamentarischen Charakter an sich trage wie seine Verheißung, sondern ihre Wirkung für ein ganz anderes Gebiet haben sollte. 3. das Gesetz ist gegeben durch die Hand des Mittlers (Mose). Und nun (V. 20) liegt es ja im Begriffe eines Mittlers, daß er seine Thätigkeit nicht in einer Sphäre zu üben hat, die eine einzige Person allein angeht, sondern daß seine Thätigkeit nur in einem mehr äußeren Verhältnisse zwischen einer Person und einer anderen Bedeutung hat.

Der Mittler ist also in diesem Falle selbstverständlich nicht Mittler zwischen Gott und Gott. Es ist derselbige einige Gott, der die Verheißung gegeben hat und der sie erfüllt; zwischen Ankündigung der Verheißung und Erfüllung derselben ist schlechthin keine andere Vermittelung zulässig, als eben der Wille dieses einigen Gottes. Gott hat den Abraham durch Verheißung freigeschenkt (κεχάρισται) und so schenkt er auch in der Erfüllung frei. Vor der Beschneidung (Röm. 4, 10), vor der Opferung Isaaks, vor dem Auszuge aus seines Vaters Hause, vor irgend welcher Gesetzeserfüllung, vor irgend welchem Versprechen seitens Abrahams, schlechthin bedingungs- und voraussetzungslos hat Gott den Abraham und seinen Samen durch Verheißung frei geschenkt.

Und so sind von Abraham ab alle Verwirklichungen dieser Verheißung freie Gnadenwirkungen Gottes, die vorbildenden und anstrebenden Verwirklichungen an den wahren Abrahamskindern des alten Bundes, die ganze Führung und Heranbildung des Volkes der Wahl, des Israels nach dem Geiste, zum Knechte Gottes, die Sendung des wahrhaftigen Samens Abrahams, des wahren Knechtes Gottes, Jesu Christi, in's Fleisch, die Entstehung des Glaubenslebens in jedem Erwählten nach Christo, und der Bau der ganzen Gemeinde zum heiligen Tempel, das alles sind schlechthin freie Gottesthaten, an keine menschlichen Bedingungen und Leistungen geknüpft, sondern selbst erst alles entsprechende menschliche Thun schöpferisch erzeugend. Hier gilt das Wort: „Ich, der Herr, habe es geredet und thue es auch." Das Mittlerwerk des Mose, durch welches sich Gott zu denen in eine äußerliche Beziehung setzt, in welchen eben die innerliche Beziehung der Gnadenwirkung durch den Glauben durch die Uebertretung gestört und noch nicht durch die Wiedergeburt wiederhergestellt ist, kann in diese rein innere Sphäre des göttlichen Verheißens und Erfüllens schlechterdings nicht hineinreichen; es müßte ja sonst Gott sich selber etwas durch Mosen befehlen.

So verfährt der Apostel hier so wie öfters, daß er in der äußeren Gestaltung der alttestamentlichen Geschichtsverläufe typisch bedeutsame Veranschaulichung ewiger innerlich nothwendiger Wahrheiten erkennen läßt. Daß die Rechtfertigung ohne des Gesetzes Werk aus Gnaden allein durch den Glauben geschehe, das ist der Kern, der uns aus der unserm Denken einigermaßen ungewohnten Argumentation des Apostels entgegenleuchtet.

Alte und neue Pastoral-Sentenzen.

Kein Amt fordert so sehr den ganzen Menschen, als das geistliche Amt.

Es ist ein schreckliches Elend, gute Gaben gehabt und nicht gebraucht zu haben.

Die beste Zucht über das geistliche Amt ist diejenige, welche der Geistliche bei dem Lichte des Wortes und Geistes Gottes über sich selbst übt.

Bei dem Lehramte ist viel zu tragen, aber die Ewigkeit wieget doch über; wenn man dahin seinen Beruf richtet, so kriegen wir Lust und werden nicht müde.

Theologisches Intelligenzblatt.

Synodales.

Einige Bemerkungen zu dem Referat des P. Bechtold

über die Gründung einer eigenen Mission unter den Heiden von Seiten unserer Synode.

Eingesandt von P. Th. Dresel.*)

Wie die Ueberschrift schon andeutet, beabsichtigt der Einsender nicht den Inhalt des ganzen Referats zur Sprache zu bringen, sondern nur den Theil desselben, in welchem Referent unserer Synode die Gründung einer eigenen Mission unter den Heiden zur Pflicht zu machen sucht.

Gewiß, Referent sagt in seinem Referate in Bezug auf die Heidenmission viel Schönes, Gutes und Wahres; nichtsdestoweniger müssen wir gestehen, daß wir seiner Logik nicht in jedem einzelnen Falle folgen, seinen Schlußfolgerungen nicht immer unsere Zustimmung geben können. Mit Recht citirt er wiederholt Dr. Warneck als eine Autorität auf dem Gebiete der Heidenmission. Um so mehr hätte man erwarten können, Referent werde auch mehr Gewicht legen auf das, was Dr. W. gegen die Vervielfältigung und Vermehrung der Missionsgesellschaften und gegen die dadurch entstehende Zersplitterung und Schwächung der Missionskräfte; gegen die selbständigen Missionen der einzelnen Landes- und Staatskirchen, unter dem Vorgeben, daß dadurch das Interesse an der Mission innerhalb der Landeskirche mehr geweckt, genährt und gefördert werde (was alles seine Anwendung auch wohl auf die einzelnen Synoden findet), überhaupt gegen die mehr künstliche als natürliche Bildung von sogen. „Duodez-Missionsgesellschaften“ gesagt hat.

Der Gedanke, eine eigene Mission zu gründen, ist in unserer Synode nicht neu. Vor 32 Jahren schon, als die Synode noch den Namen „Kirchen-Verein“ führte, in Wirklichkeit aber mehr nur eine Pastoral-Conferenz von circa 15 Pastoren bildete, entstand gleichzeitig mit dem Beschluß der Errichtung eines Prediger-Seminars, wenn nicht vorher schon der Gedanke in etlichen Gliedern des noch in seiner Kindheit sich befindenden Kirchenvereins, eine Mission unter den Indianern anzufangen. Man ging mit vollem Ernst an's Werk; als aber das Kind zur Welt kam, zeigte es sich, wie bei der geringen Kraft seiner jungen Mutter kaum anders zu erwarten, daß es ein todtgebornes war.

In den ersten Jahren des Bürgerkrieges regte sich namentlich im damals östlichen Distrikte das Interesse an der Juden-Mission. Es wurde sogar eine Judenmissionskasse gegründet und die ersten Anfänge zur Mission unter Israel gemacht; allein das Werk erwies sich als nicht lebensfähig. Die Gelder in der Judenmissionskasse wurden dann später der Judenmissionsgesellschaft in Basel übermacht.

Bald darauf, im Jahre 1864, befürwortete ein Synodalglied die Gründung einer eigenen Heidenmission, in der Voraussetzung und mit dem Wunsche, die Synode sende ihn als ihren ersten Missionar zu den Heiden. Die Synode ging gar nicht darauf ein und hatte Grund dazu. Wohl darauf hin trat der Betreffende zu einer andern Kirche über und ließ sich von ihr nach West-Afrika senden, kehrte aber innerhalb Jahresfrist zurück, da ihm und seiner Familie das Klima dort gar nicht zusagte.

Ob Referent es auch nicht ausspricht, so kriegt man doch beim Lesen seines Referats den Eindruck, als wünsche er selbst von der Synode in Dienst genommen und zu den Heiden gesandt zu werden. Dadurch aber, daß er vielleicht mehr oder unbewußt zu Gun-

*) Vorbem. der Red. Nachdem der Befürwortung der Inangriffnahme einer eigenen synodalen Mission in diesen Blättern ausreichend Raum gewährt worden ist, ist es auch wohl angemessen, daß die Gegengründe in gleicher Weise zu öffentlichem Ausdrucke kommen; die Fortsetzung der Debatte bleibt nun der Generalsynode überlassen.

sten der Verwirklichung eines Wunsches seines eigenen Herzens redet, verlieren alle seine Argumente schon einen ziemlichen Theil ihrer Beweiskraft. Damit wollen wir aber nicht sagen, daß der Wunsch seines Herzens verkehrt, die Idee, der er Ausdruck gegeben hat, total falsch ist, sondern nur, daß das alles für eine Synode nicht ausreichend und Grund genug ist, eine eigene Mission unter den Heiden zu gründen.

Würde Referent oder irgend ein anderer Bruder sich gedrungen fühlen, den Indianern oder Negern hier zu Lande die frohe Botschaft des Heils zu bringen, und diese Indianer- oder Neger-Mission so warm befürworten, wie hier die Gründung einer eigenen Heidenmission im Allgemeinen befürwortet ist, würde er sie damit begründen, daß auch wir, so viel an uns liegt, wieder gut zu machen suchen sollten, was sowohl den als Waare importirten Negern als den Ureinwohnern dieses Landes von den Angehörigen unseres Landes und Volkes je Böses zugefügt worden ist, und würde er dazu seine Dienste der Synode anbieten, so würde der Einsender einer der Ersten sein, der seine Sache unterstützen und befürworten würde. Unter den gegebenen Verhältnissen ist ihm das aber nicht möglich in Bezug auf das, was Referent in seinem Referate befürwortet und als Pflicht auf die Schultern der Synode zu legen sucht. — Warum nicht?

1. Weil jetzt schon der evangelischen Missionsgesellschaften mehr denn genug sind, unter welchen jedenfalls mehr denn Eine sich findet, die wir auch vom Standpunkt unseres Glaubens aus von Herzen unterstützen und mit deren Unterstützung wir unserer Missionspflicht nachkommen können.*)

2. Weil wir mit unseren Missionsgaben sicherlich im Reiche Gottes mehr erzielen und gewinnen, wenn wir alte und bewährte Missions-Gesellschaften unterstützen und ihre Arbeiten unter den Heiden fördern, als wenn wir selbst zu experimentiren anfangen und eine eigene Mission unter fernwohnenden Heiden gründen.

Ohne Zahlung eines schweren Lehrgeldes ginge das sicherlich nicht ab, wie es jede Missionsgesellschaft früher oder später in größerem oder geringerem, oft in sehr großem Betrage hat zahlen müssen, zuweilen auch in späteren Jahren noch Nachzahlungen an Lehrgeld zu machen hat. Besser, wir sparen wo möglich dies Opfer und lassen es den eigentlichen Zwecken der Mission zu Gute kommen.

3. Weil die verschiedenen Missionsgesellschaften meist alle in Folge der gegenwärtigen Zeitverhältnisse unter dem Druck einer schweren Schuldenlast seufzen, was bei allem Decken des jährlichen Deficits um so mehr chronisch zu werden droht, als in der Christenheit das Interesse an der Mission nicht gleichen Schritt hält mit den Erfolgen und den damit immer größer werdenden Anforderungen der Mission. Es muß demnach das Interesse an der Mission im Allgemeinen in der Christenheit wärmer und reger werden, oder die verschiedenen Missionsgesellschaften werden mit der Zeit genöthigt sein, ihre Arbeiten so zu beschränken und ihre bisherige Thätigkeit so zu vermindern, daß sie mit Sicherheit darauf rechnen können, ihre regelmäßigen Einnahmen reichen aus, ihre laufenden Ausgaben zu decken. Nun ist es doch heilige Christenpflicht, auf dem Gebiete des Reiches Gottes zuerst das bestehende Gute zu erhalten suchen, ehe man daran geht, Neues zu gründen, vollends wenn durch Gründung eines neuen Werkes das schon bestehende alte und vom HErrn so reich gesegnete in Gefahr käme, darunter leiden und am Ende wohl gar sterben zu müssen.

So lange die bestehenden Missionsgesellschaften, mit welchen wir verbunden sind, unserer Hülfe noch so sehr bedürfen, sollten wir sie ihnen nicht entziehen, am wenigsten eigenwillig, um auftreten und sagen zu können: Sehet, das ist unsere eigene Mission! An die Gründung einer eigenen Mission sollten wir dann erst gehen, wenn der HErr

*) Würde der HErr durch Umstände oder Fügungen oder Führungen zur Gründung einer eigenen Mission leiten, so würde ein unevangelischer Gewissenszwang, ein synodaler Beschluß, daß jedes Glied verpflichtet sei, dieser eigenen Mission seine Beiträge zuzuwenden, nicht nöthig sein. Es würden dann auch ohne Nöthigung und Zwang die nöthigen Mittel herzufließen. Auch in Bezug auf die Mission gilt das apostolische Wort: „Nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." (2 Cor. 9, 7.)

durch besondere Umstände und Führungen uns darauf hinleitete, oder wenn die bestehenden und von uns unterstützten Missionsgesellschaften anfangen würden, das Missionswerk in so *unevangelischer Weise* zu führen und zu betreiben, daß wir *gewissenshalber* nicht anders könnten, als unsere Hände von ihnen abziehen und eine *eigene*, dem *Worte Gottes mehr entsprechende* Mission unter den Heiden gründen.

4. Abgesehen davon, daß es *unevangelischer Gewissenszwang* wäre, dem hoffentlich nicht Viele sich fügen würden, wenn die Synode eine eigene Mission gründen und dabei ihre Glieder *verpflichten* und *zwingen* wollte, alle ihre Missionsbeiträge oder doch den größten Theil derselben dieser neuen sog. eigenen Mission zuzuwenden,*) ist es immer leichter, eine Sache, resp. auch eine neue, eigene Mission, *anzufangen* als zu *erhalten* und nach allen Seiten mit Segen *fortzuführen*. Wäre das nicht, dann würden die meisten bestehenden Missionsgesellschaften nicht in so großer Noth sich befinden, die Einen *aus Mangel an Mitteln*, die Anderen aus *Mangel an passenden Arbeitern*. Ob wir auch zum Beginn einer eigenen Mission die rechten Männer hätten, so ist es doch fraglich, ob wir sie auch haben würden, wenn die Arbeitskräfte vermehrt, oder wenn die alten absterben und durch neue ersetzt werden müßten!?

Wir sind also, wie aus dem Vorhergehenden zur Genüge hervorgeht, nicht *prinzipiell* gegen die Gründung einer eigenen Mission — *unter Umständen sogar von Herzen dafür*; aber ohne *bestimmtere* und *deutlichere* Fingerzeige von Oben gegenwärtig in Asien oder Afrika, in Süd-Amerika oder Australien eine eigene Mission anfangen wollen, halten wir ebensowenig für *zeit-* als *zweckgemäß* und können darum auch *im Interesse der Mission selbst nicht dazu rathen*.

Der Streit in der Missourisynode über die Lehre von der Gnadenwahl will sich allem Anscheine nach noch nicht zum Ende schicken und bei der dort geübten Kampfesmethode ist auch kaum darauf zu rechnen, daß die Gegner einander gerecht werden mögen. War der Streit bisher mehr in geheimnißvollem Dunkel geführt worden, so beginnt er nun mehr in's Licht der Oeffentlichkeit gezogen zu werden. In durchsichtiger Anonymität, unter dem Namen Antibarbarus Logicus, hat ein alter Prediger der Missourisynode in Oshkosh, Wis., kürzlich eine Streitschrift herausgegeben, die als eben aus dem Lager der Synode selbst kommend, auffällig bedeutungsvoll ist. „Lutherthum oder Calvinismus? Populäre Beleuchtung des als Einleitung zum 300jährigen Jubiläum der Concordia, innerhalb der Synodal-Conferenz der amerikanisch-lutherischen Kirche ausgebrochenen Lehrstreites über die Gnadenwahl," zu haben für 25 Cents im Selbstverlage des Verfassers. Es wird in dem Schriftchen mit der „höchsten Lehrautorität" der Synode in einer Weise gehandelt, wie man es eben in der Missourisynode kaum für möglich gehalten hätte, so daß event. andere „höchste Lehrautoritäten" sich damit zu trösten vermögen. Es wird dem Hauptredacteur von Lehre und Wehre und des Lutheraners un-

---

*) Daß wir als Synode und jede einzelne Gemeinde in ihr, so gut als die Gemeinde in Antiochien, das *Recht* haben, unsere eigenen Missionare zu den Heiden zu senden, daran zweifelt wohl Niemand; aber damit haben wir noch lange nicht die *Pflicht* dazu.

Es hat ja auch jeder Prediger, jeder Missionar und jeder Christ das *Recht*, wie der Apostel Paulus, *ledig zu bleiben*, aber darum doch nicht die *Pflicht*, *es auch zu thun*. Paulus selbst betrachtet es nur als ein *Recht*, von dem er um seines Dienstes am Evangelio willen Gebrauch gemacht hat, nicht aber als eine *ihm vom HErrn auferlegte Pflicht*, wie das aus seinen eigenen Worten, 1 Cor. 9, 5. 6, hervorgeht. Auch hat jeder verheirathete Christ in einem solchen Falle, wie der HErr selbst ihn Matth. 19, 9 näher bezeichnet, *das Recht*, *sich scheiden zu lassen*; aber zur *Pflicht* wird's ihm darum doch nicht vom HErrn gemacht.

Nicht alles, wozu wir als Christen *ein Recht* haben, ist darum auch *unsere Pflicht*. Der HErr hat *seiner Kirche und allen ihren Gliedern* den Befehl gegeben und damit die *Pflicht auferlegt*, *aller Creatur das Evangelium zu predigen*, aber damit doch ebensowenig jedem Einzelnen zur Pflicht gemacht, es *selbst in eigener Person* zu thun, als jeder einzelnen Gemeinde und kirchlichen Körperschaft *selbständig ihre eigene Mission* zu betreiben, obwohl keinem Theile das *Recht* dazu abgesprochen wird.

redliche Polemik gegen seine Gegner schuld gegeben. Während die Vertreter von „Altes und Neues" treuherzig und rücksichtsvoll zuerst „Alles von Anbeginn mit Fleiß ordentlich berichtet haben", hat man auf der andern Seite versucht, den Gegner lieber todtzuschweigen. „Der „Lutheraner" hat im Januar angefangen und bis zum 1. Mai fortgefahren, seinen Lesern seine, bis zu den subtilsten Haarspaltereien der Dogmatiker sich versteigenden Bekenntnisse von der Gnadenwahl mitzutheilen, ohne bisher die gegenseitig aufgestellten und angefochtenen Sätze angeführt, ohne den oder die Gegner genannt, ja ohne selbst das Erscheinen von „Altes und Neues" auch nur erwähnt zu haben. Nr. 2 des L. enthält 2, Nr. 3 reichlich 10 und Nr. 4 schon ganze 12 Spalten davon und nur 2½ Seiten anderen Lesestoff. Das ist seit Nr. 1 seines ersten Jahrganges 1844 ganz unerhört. Daß das ohne Gefährdung des Blattes nicht so fortgehen konnte, scheint man bereits eingesehen zu haben; weil es sich dabei um die große Mehrzahl einfältiger Leser handelt und nicht vielleicht nur um „starke Speise", sondern um Fußangeln und Fallstricke des Glaubens, so vermöchte nur Gottes, des h. Geistes besonderer Gnadenschutz, großen Seelenschaden abzuwenden. Wer die Veranlassung des Streites nicht kennt, findet ohne A. und N. gar nicht aus, ob die Gegner des L. zu den früheren Mitkämpfern desselben, oder zu irgend welcher Oppositions-Synode gehören und welche ihre, als Krypto-Pelagianismus verketzerten Sätze eigentlich sind. Es wäre unbegreiflich, wenn noch Keiner unter Tausenden sich darüber beschwert und Auskunft erhalten hätte."

Sachlich wird der „höchsten Lehrautorität vorgeworfen, daß sie sich wissentlich immer tiefer in die Irrlehren des Cryptocalvinismus verstrickt habe." „Es schien zwar in den ersten Artikeln des L. von der Gnadenwahl, als wolle man den Rückweg antreten. Der Satz Pg. 11: „Ob wir uns immer mit höchster Vorsicht ausgedrückt haben, . . . das wird sich schließlich zeigen", ließ sogar erwarten, es sollten zuletzt noch gewisse Ausdrücke aus den Syn.-Ber. citirt und, in Form von plausibeln Deutungen derselben, eine vorsichtige Art von Widerruf geleistet werden. Aber anstatt dessen kamen die calvinist. Ohren und Klauen aus dem luth. Lämmerfelle nach und nach immer deutlicher zum Vorschein. Ja ohne irgend welchen Widerruf, ohne jede klare Auseinandersetzung mit A. und N. ist in L. Nr. 9 der Schluß erfolgt, als wäre der Streit damit siegreich ausgefochten. Im L. und L. u. W. fährt man dagegen ungenirt fort, die Lehrabweichungen anderer Kirchen zu strafen, ohne zuvor den, doch wohl nachgerade gewahr gewordenen Balken im eigenen Auge heraus zu ziehen, d. h. ohne den eigenen Calvinismus zu widerrufen, der, wenn von der Syn.-Conf. gutgeheißen, für alle Zukunft eine giftige Quelle immer frecheren Calvinismus unter luth. Namen sein würde. „Erkläre mir o Leser nur, auch diesen Zwiespalt der Natur": Erst unter Gottes sonderlichem Beistande die luth. Kirche in N. A. zu herrlicher Blüthe und imponirender Größe aufbauen und sie dann, im Jubeljahr der Concordia, durch Calvinismus um so erfolgreicher zu verwirren, zerreißen und verderben: (man bedenke nur, wie Wenige unverführt geblieben sind und protestiren!) Eine solche Constellation ist wohl in der Kirchen-Geschichte bisher noch nicht vorgekommen. Als gesegnetes Werkzeug Gottes in seiner h. Kirche zu hohem Ansehen und großer Macht über die Gewissen gelangen, das dürfte wohl eine der größesten Versuchungen sein für ein sündiges Menschenherz; aber dabei wie St. Paulus und Luther kindlich demüthig bleiben und in h. Einfalt kein Papstthum anstreben, Macht und Ansehen nicht mißbrauchen, stets ein armer Sünder und klein bleiben in seinen eigenen Augen und schließlich nicht Schiffbruch leiden an der reinen Lehre, am Glauben und gutem Gewissen: das ist, nächst der Bekehrung eines verstockten Sünders, wohl das denkbar größeste Gnadenwunder des h. Geistes an von Natur so grundverderbten Menschenherzen. Ein solcher Fall von solcher Höhe herab, eine solche Wendung des Herzens von dem demüthigen Meister zur Selbstsucht hin, ist, wie das Exempel der römischen Bischöfe zeigt, weil er, meist fast unmerklich, sich Schritt vor Schritt vollzieht, der subjectiv gefährlichste und für die Kirche folgenschwerste Abfall."

Der Streit ist durch die Broschüre aus dem rein dogmatischen mehr auf das ethische Gebiet gezogen, und auf diesem Gebiete wird es nicht schaden, wenn die Vorwürfe des Antibarbarus wegen Hierarchismus 2c. von der Synode etwas in Beherzigung gezogen werden. Was die dogmatische Seite betrifft, so ist Antibarbarus allerdings ein guter Lutheraner, auf dem Boden der Concordienformel stehend, d. h. sie mit ihrem ungelösten Selbstwiderspruche in diesem locus hinnehmend, wogegen „Lehre und Wehre" die persönlichen Aussprüche Luthers für sich hat. Der Streit wird eben auf dem Boden des Lutherthums, so oft sich die theologische Aufmerksamkeit darauf richtet, immer wieder ungelöst hervorbrechen. Was die Art der Polemik betrifft, so könnte der ehrliche Kämpe nach manchen Stellen auch barbarus antilogicus genannt werden.

☞ Durch Versehen ist unter dem Aufsatze in voriger Nummer: „Bemerkungen über unsern Katechismus" der Name des Einsenders, P. F. Weygold, weggelassen worden.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang VIII. October 1880. Nro. 10.

Kirche und Theologie.

Vortrag von Professor Dr. Ed. Riehm,
gehalten auf der Versammlung des Evangelischen Vereins in Potsdam.

(Aus den Deutsch-Evang. Blättern.)

(Fortsetzung.)

II.

Der kirchliche Charakter, welcher aller echt protestantischen Theologie eigen sein soll, darf ihrem wissenschaftlichen Charakter keinen Eintrag thun. Als Wissenschaft muß die Theologie ihren Standpunkt außer und über der Kirche nehmen. Die Wissenschaft hat ihr eigenes, ihr nicht von außen gegebenes Gesetz und ihre eigene Methode. Nicht: „was ist kirchlich? was ist christlich?" sondern: „was ist wahr?" lautet die Frage, welche sie stellt. Um diese Frage auf ihrem Gebiet zu beantworten, muß die theologische Wissenschaft alles, den ganzen Kirchenglauben, den Ursprung und die Geschichte der Kirche, die Schriftlehre, ja alle Grundlagen, auf denen die Kirche ruht, prüfen. Prüfen aber kann sie nur, wenn sie für das Suchen und Forschen ihren Standpunkt außer und über dem zu prüfenden Gegenstand einnimmt. Eine Prüfung, die von der Voraussetzung beherrscht ist, daß die in der Kirche herrschende Ansicht herauskommen müsse, ist ein bloßer Schein, ein werthloses Spiel. So muß denn die Theologie jede kirchliche Regelung, jede kirchliche Autorität ablehnen. Sie kann keine lutherische und keine reformirte, überhaupt keine kirchliche Etikette gelten lassen; auch in ihr, wie in allen Wissenschaften, gelten nur Beweise, welche die innere Zustimmung abnöthigen, Gründe, welche gemeinwissenschaftlichen Werth haben. Darum eben ist die katholische Theologie, soviel die gelehrte Forschung auch einzelnen katholischen Theologen verdankt, soweit sie specifisch katholisch ist, d. h. so weit sie das kirchliche Autoritätsprincip geltend macht, wissenschaftlich werthlos, wogegen der Protestantismus, sofern er das kirchliche Autoritätsprincip im Gebiet der Wahrheitserkenntniß principiell nicht anerkannt, seiner Natur nach mit der Wissenschaft verwandt ist.

So wahr es nun auch ist, daß die protestantische Kirche nicht bestehen könnte, wenn sie blos nach der Wahrheit suchte und sich nicht im Besitz der heilsamen seligmachenden Wahrheit wüßte, so gewiß bleibt die vollkommene Erkenntniß der ganzen in Christo persönlich erschienenen göttlichen Wahrheit ein Ziel, zu welchem die Kirche erst hinankommen soll (Eph. 4, 13). Aber auch alle Erhebung der vorhandenen unmittelbaren Glaubenserkenntniß zur Klarheit der

wissenschaftlich vermittelten Erkenntniß ist nie etwas ein und für allemal fertiges, sondern eine Aufgabe, an der fort und fort gearbeitet werden muß. Denn aller erkenntnißmäßige Ausdruck des göttlichen Glaubensinhaltes hat etwas menschlich unvollkommenes. Die Theolgie muß daher stets danach ringen, eine reinere und vollständigere Darstellung der christlichen Heilserkenntniß zu gewinnen. So wenig es eine Perfectibilität des Christenthums gibt, so gewiß gibt es immer eine Perfectibilität seiner lehrhaften Darstellung. Die Theologie ist darum im steten Werden, in steter Bewegung. Nur wer kein Bewußtsein von der Größe und Schwierigkeit ihrer Aufgaben hat, kann wähnen, daß es anders sei; und wer jene stete Bewegung nicht will, „der muß überhaupt den Protestantismus aufgeben." Jenem Streben würden nun Fesseln angelegt, und die theologische Wissenschaft könnte ihre Aufgabe nicht erfüllen, wenn die Freiheit ihrer Entwickelung durch irgendwelche äußerliche Gesetzesautorität beschränkt würde. Die Pflicht der Prüfung setzt das Recht des Zweifels voraus; und der kritische Zweifel, möge er sich gegen die heilige Geschichte oder gegen das Dogma richten, „kann nie durch das Gebot eines blinden Glaubens niedergeschlagen, sondern nur aus einem höheren und volleren wissenschaftlichen Princip geistig überwunden werden;" und zu solcher geistigen Ueberwindung ist oft auch erforderlich, daß der Zweifel die Freiheit habe „bis zu seinen äußersten Consequenzen fortzuschreiten." Jede neue Darstellung der Glaubenslehre, welche einen reineren und entsprechenderen wissenschaftlichen Ausdruck der christlichen Wahrheit erstrebt — und nur dann ist sie innerlich berechtigt — wird auch nothwendig Sätze enthalten, die „den Schein der Heterodoxie haben;" ja je energischer sie mit ihrer wissenschaftlichen Aufgabe Ernst macht, um so eher wird sie auch *wirkliche Heterodoxien*, und das vielleicht nicht blos in untergeordneten Lehrstücken, enthalten. Nur durch das Sprengen ungenügender Formen wird sie oft das reine edle Gold der Wahrheit an den Tag bringen können. Noch mehr! Auch der Freiheit, es mit *einseitigen* Auffassungen des protestantischen Princips zu versuchen und damit unkirchliche Bahnen einzuschlagen, bedarf die Theologie; ihr kirchlicher Charakter ist ein *Soll*, darf aber kein *Muß* sein. Die Wahrheit wird nicht immer auf dem geraden Wege erreicht; auch die Verirrung muß zu ihrer reinen und klaren Herausstellung beitragen; auch sie hat eine, oft nicht geringe, anregende und reinigende Kraft, und für alle Fälle ist es schon ein Gewinn, wenn ein Irrweg, dadurch daß er eingeschlagen und verfolgt worden ist, sich schließlich als ungangbar erwiesen hat. Mag die Kirche immer Vorkehr gegen die ihr Leben gefährdenden Einflüsse solcher Verirrungen treffen, die theologische Wissenschaft muß eine auch das Einschlagen unkirchlicher Richtungen offenlassende Freiheit der Bewegung beanspruchen, und die Kirche darf nicht darauf ausgehen, in ihrem Interesse, etwa mit Beihülfe des Staates, eine Beschränkung dieser Freiheit herbeizuführen und in irgend einer Weise die theologische Wissenschaft bevormunden wollen.

Wird doch die Freiheit der theologischen Wissenschaft von ihrem wohlverstandenen *eigenen Interesse* erfordert! Es kann nicht darauf ankom-

men, dies hier erschöpfend nachzuweisen. Es genügt drei Punkte hervorzuheben, an welchen dieses kirchliche Interesse an der Freiheit der theologischen Wissenschaft besonders deutlich hervortritt. Diese drei Punkte sind: die Bedeutung, welche gemäß dem Wesen des Protestantismus die Subjektivität hat; das Verhältniß unsrer Kirche zu der heiligen Schrift und ihr Verhältniß zu der Zeitbildung.

Wenn das Wesen des Protestantismus darin besteht, daß er das Hauptgewicht auf die innerliche persönliche Aneignung des Heiles in Christo legt, so muß auch die volle Ausgestaltung der christlichen Persönlichkeit nach allen Beziehungen hin das Ziel seines Strebens sein, und so muß die immer neue, freie, innerliche, subjective Aneignung der kirchlichen Lehre seitens der Einzelnen seine Aufgabe sein. Nichts widerspricht mehr dem Wesen des Protestantismus als die dogmatische Gesetzlichkeit, möge sie aus Geistesträgheit oder aus dem mißverstandenen Streben nach kirchlicher Lehreinheit hervorgehen, und nichts hat verderblichere Folgen für das gesammte kirchliche Leben. Daß die theologische Arbeit mehr und mehr zur bloßen scholastischen Vertheidigung der kirchlichen Lehre ohne lebendige Produktion und andrerseits zur bloßen gedächtnißmäßigen Aneignung überlieferter Lehrformeln heruntersinkt, ist nur die nächste Folge des Ueberhandnehmens der dogmatischen Gesetzlichkeit. Auch dabei bleibt es nicht, daß die kirchlichen Dogmen allmälig ihren ursprünglichen Sinn und Geist, die religiöse Lebendigkeit und sittliche Kraft, welche ihnen von Hause aus eigen war, verlieren, die Vorstellungen sich vergröbern und mit manchen abergläubischen und parasitischen Auswüchsen verunstaltet werden. Am schlimmsten sind die Folgen für das innere geistliche Leben selbst, insbesondere für das sittliche Leben: der Mangel an freudiger Selbstgewißheit des Glaubens, die Aengstlichkeit vor Verlusten, die Furcht vor allem Neuen, die Scheu selbst vor der Mannigfaltigkeit, und weiterhin, wo kein kräftiges sittliches Gegengewicht vorhanden ist, die Enge des Herzens, der lieblose Eifer, die Neigung zur Gewaltsamkeit und zur Geringachtung gegenüber dem Recht der persönlichen Freiheit, die Trübung und Ertödtung des Wahrheitssinnes. Auf dieser abschüssigen Bahn kommt es schließlich zu jenem Orthodoxismus, in dessen Händen die kirchlichen Dogmen — um mit Hundeshagen zu reden — nur noch harte, feste Metallstücke sind, mit denen er „nichts anderes anzufangen weiß, als sie in übereiltem kirchlichen Eifer den Leuten an die Köpfe zu werfen oder an die Brust, wodurch er nicht eine einzige Seele wahrhaft bekehrt, sondern den Leuten nur Beulen und blaue Mäler beibringt." Ja, es liegt in solcher gesetzlichen Rechtgläubigkeit „eine mächtige Neigung sich selbst zu einem neuen Gesetzeswerk zu machen, darauf man sich auch vor Gott verläßt, und der Buße und dem Glauben und dem ernsten Trachten nach der Heiligung aus dem Wege geht." Der Schutz gegen solche Gefahren liegt allein darin, daß die protestantische Kirche sich dessen bewußt bleibt, daß sie, um sich selbst treu zu bleiben, auf die freie innere Selbstvergewisserung der göttlichen Wahrheit zu bauen hat, und daß der kirchliche Lehrbe-

griff bei jedem evangelischen Christen nur so viel Anerkennung beanspruchen kann, als er ihm durch diese Selbstvergewisserung, d. h. aber in letzter und höchster Beziehung durch die alleinige Autorität Jesu Christi selbst, innerlich beglaubigt ist. Nun ist ja freilich diese innerliche Beglaubigung und Aneignung der evangelischen Wahrheit nicht allein und auch nicht in erster Linie Sache der Erkenntniß; in erster Linie ist sie Sache des Herzens, der inneren Erfahrung, des Lebens in der Gemeinschaft mit Jesu Christo. Und so hat es immer auch eine Orthodoxie gegeben, die in den überlieferten christlichen und kirchlichen Lehrformen einen großen Reichthum lebendiger persönlicher Glaubensüberzeugung und Glaubenserfahrung zu fassen wußte und der Kirche durch treue Arbeit reichen Segen gebracht hat. Und wir dürfen uns freuen und Gott dafür danken, daß die Orthodoxie unsrer Tage, nicht nur in ihren edelsten, sondern auch weitaus in ihren meisten Repräsentanten, unter den Nachwirkungen des Pietismus stehend, viel von ihrer Starrheit, Steifheit und Gesetzlichkeit verloren hat und das Hauptgewicht auf den in der Liebe thätigen Glauben legt. — Was aber hier zu betonen ist, ist das, daß jene vom Wesen des Protestantismus erforderte innerliche, persönliche Aneignung der evangelischen Wahrheit auch Sache der Erkenntniß ist, und daß darum auch die kirchliche Lehre Gegenstand stets neuer Produktion aus den Tiefen des religiösen Bewußtseins heraus sein muß. Von dieser Produktion ist aber die Individualisirung unabtrennlich. Soll sie eine lebendige und organische sein, so wird sie immer, durch die Eigenthümlichkeit, den Bildungsgang, die Lebenserfahrung der Einzelnen bedingt, zu einer Mannigfaltigkeit von Gestaltungen führen, die einander relativ entgegengesetzt sein können. So wird es auch bei der im Boden des kirchlichen Glaubens wurzelnden Individualisirung der Lehre immer einen Gegensatz zwischen einer strengeren und einer freieren theologischen Richtung geben müssen, die dazu bestimmt sind, sich nicht in zwei feindliche Heerlager zu trennen, sondern „beisammen zu bleiben, einander in Liebe zu tragen, und sich gegenseitig zu ergänzen und zu berichtigen." Insbesondere ist jene individualisirende Produktion der kirchlichen Lehre nicht möglich ohne Freiheit auch für die Heterodoxie. Es wäre weder der Wahrheit noch der Gerechtigkeit gemäß, alle Heterodoxie auch in Fundamentalartikeln nur aus Mangel an Glauben oder an Vertiefung in die Schrift, oder an Willigkeit, die Vernunft unter den Gehorsam Christi gefangen zu nehmen, ableiten zu wollen. Sie geht vielfach aus dem redlichen, ernstlichen und berechtigten Streben hervor, die scharf ausgeprägten und starr gewordenen Lehrformen für das individuelle religiöse Lebens- und Erkenntnißbedürfniß umzubilden und so für einen kleineren oder größeren Kreis die innerliche Aneignung der evangelischen Wahrheit zu erleichtern. Es bedarf nur der Nennung des Namens Schleiermacher, um die evangelische Kirche daran zu erinnern, daß diesem Streben aus Furcht vor der Heterodoxie den freien Spielraum nehmen, nichts anderes wäre als der Verzicht auf reiche, belebende und erneuernde Segensströme.

Wie aber, wenn diese Freiheit zum Zweifel an den Fundamentalartikeln des kirchlichen Bekenntnisses führt, wenn die Theologie den Boden des Kirchenglaubens verläßt, unkirchliche Bahnen einschlägt und nur verstümmelte und des rechten Lebens ermangelnde Zerrbilder der christlichen Lehre producirt?

Wer die Freiheit für gut und nöthig hält, muß wohl oder übel auch die Möglichkeit ihres Mißbrauches zulassen. Und auch in solchen Fällen hat die Kirche von der Freiheit nicht blos Gefahr und Schaden, sondern auch Gewinn und Frucht. Abgesehen davon, daß es auch einen Thomaszweifel an den Fundamentalartikeln gibt, der aus einer besonders lebendigen Vorstellung von der wunderbaren Größe der Glaubensobjekte und aus dem Bedenken, so Großes sich ohne völlige Vergewisserung aneignen zu dürfen, entspringt, abgesehen hiervon, muß aller Zweifel, auch der des Unglaubens, muß alle, auch die feindseligste Bestreitung der evangelischen Wahrheit, schließlich dazu helfen, daß die kirchliche Lehre lebendig bleibe und sich immer wieder und in immer reinerer Ausgestaltung aus den Tiefen des echten Glaubens erneuere. Denn aller wissenschaftlich begründete Zweifel und alle wissenschaftliche Bestreitung der kirchlichen Lehre nöthigt dazu, immer wieder auf die religiösen Lebenswurzeln der Dogmen zurückzukehren, und führt von da aus zu vollerem Verständniß und reinerer Fassung derselben. Mag man darum immer mit dem Schwert des Geistes solche Angriffe zurückweisen, zu einer Beschränkung der Freiheit der theologischen Wissenschaft darf das vermeintliche Interesse der Kirche nicht führen. Am wenigsten darf die Kirche einen solchen Versuch machen gegenüber solchen unkirchlichen Geistesrichtungen und Denkweisen, welche „aus dem geschichtlichen Entwickelungsgang unserer deutsch-protestantischen Kirche und Theologie, und zwar nicht ohne schwere Mitverschuldung der ihr vorangegangenen und gegenüberstehenden Geistesrichtungen entsprungen sind" und die ganzen Perioden ihrer Geschichte beherrscht haben; denn immer bringt eine solche Geistesrichtung ein Moment der Kirchenindividualität zur Geltung, wenn auch einseitig und in Verzerrung, und sie kann darum auch nur durch Anerkennung und Aufnahme des von ihr einseitig geltend gemachten Wahrheitmomentes geistig überwunden werden. Lassen Sie mich endlich noch die eine Bemerkung hinzufügen, daß jede Beschränkung der Freiheit der theologischen Wissenschaft auch das Gewicht des Zeugnisses für die kirchliche Lehre herabmindert, welches in der innerlichen völlig freien Zustimmung vieler der hervorragendsten Männer liegt.

Unsere Kirche hat ein Interesse an der Freiheit der theologischen Wissenschaft, weil die Bewahrung und Durchführung des echt protestantischen Schriftprinzips durch jene bedingt ist. Die Anerkennung der alleinigen normativen Autorität der heiligen Schrift und das Prinzip der freien Schriftforschung sind im echten Protestantismus unauflöslich mit einander verbunden. Es handelt sich hier ganz und gar nicht um eine erst in neuerer Zeit gewonnene freiere Auffassung des Schriftprinzips, der Schriftau-

torität, sondern nur darum, die alte echt reformatorische klar und kräftig gegenüber den Nachwirkungen und Folgerungen einer zwischeneingekommenen Entartung geltend zu machen und sie vollständiger durchzuführen.

Das wird heutzutage wohl Niemand, auch Niemand im streng confessionellen Lager, in Abrede zu stellen wagen, daß das Ansehen der kirchlichen Bekenntnisse dem Ansehen der heiligen Schrift specifisch unterzuordnen ist, daß jedem evangelischen Christen das Recht zusteht, gegenüber jedem kirchlichen Dogma an die Norm der heiligen Schrift zu appelliren, und daß jeder Versuch, die Bekenntnisse als authentische Interpretation der heiligen Schrift seitens der Kirche geltend zu machen, Abfall vom Protestantismus wäre. Und auch das wird schwerlich Widerspruch finden, daß unsere Kirche aus dem Grunde ein nicht geringes Interesse an der Freiheit der Schriftforschung hat, weil ihre Lehre wohl aus der Schrift geschöpft ist, den Reichthum der Schrift aber nicht von ferne ausgeschöpft hat.

Aber diejenige volle Achtung und Anerkennung des Princips der freien Schriftforschung, welche das Lebensinteresse unserer Kirche fordert, ist doch vielfach nur zu sehr zu vermissen. Die Anschauung von der heiligen Schrift, welche in der nachreformatorischen Zeit, besonders im 17. Jahrhundert gemäß der intellectualistischen Richtung der herrschenden Theologie ausgebildet worden ist, wirkt in den kirchlichen Kreisen, auch bei solchen, welche sich der Einsicht rühmen, daß das altprotestantische Inspirationsdogma unhaltbar sei, noch stark nach; die Anschauung nämlich, welche die heilige Schrift zu einem mit göttlicher Autorität ausgestatteten Gesetzcodex der christlichen Lehre, zum Nomokanon aller, mindestens aller religiösen, Erkenntniß macht, dessen autoritative Gesetzesverbindlichkeit im Einzelnen nur durch den Satz beschränkt wird: die Schrift müsse nach der analogia fidei oder — wenn man sich correcter ausdrückt — nach der Schriftanalogie ausgelegt werden. Aus dieser Anschauung erwächst dann für die theologisch-wissenschaftliche Arbeit das Bestreben, zuerst und vor Allem den Glauben an die normative Autorität der heiligen Schrift zu wecken und für die kirchliche Praxis die Methode sofort dem Gewissen mit der Forderung des Gehorsamglaubens an das Wort Gottes zuzusetzen. — Ich will nicht weiter davon reden, in welche Fesseln des Dogmatismus und der Tradition in Folge davon das kirchliche Schriftverständniß geschlagen worden ist. Und auch davon nicht, wie große Mitschuld an der traurigen Geringachtung der heiligen Schrift, welche unter dem deutsch-protestantischen Volke, insonderheit in seinen gebildeten Schichten verbreitet ist, diese Geltendmachung der heiligen Schrift als äußerlicher gesetzlicher Autorität und die daraus gezogenen theoretischen und praktischen Folgerungen tragen. Das aber sollen sich die heutigen Vertreter solcher Betrachtungsweise und solchen Gebrauches der heiligen Schrift nicht einbilden, daß sie in diesem Stück echte Söhne der Reformation seien, oder daß sie gar ein Recht hätten, ihre unevangelische Verirrung mit Luthers Namen zu decken. Es that unserer Kirche wahrlich noth, von diesem Irrweg

umzukehren zu der Verfassung des Schriftprinzips, welche die großartige Geistesfreiheit und Genialität, oder vielmehr, welche der gesunde und lebendige Glaube Luthers gewonnen und — ob auch im Einzelnen dann und wann ohne volle Consequenz — doch im Ganzen jederzeit hell und klar und kräftig bezeugt hat. Nicht der Glaube an die göttliche Autorität der heiligen Schrift, sondern der Glaube an Jesum Christum, in dessen Namen das geängstigte Herz Vergebung seiner Sünden findet und sich in der Macht seiner versöhnenden und erlösenden Liebe fort und fort als der Lebendige erweist, war für Luther und ist im echten Protestantismus das Erste. Die Autorität des Schriftwortes aber ist bedingt durch die Autorität Christi, und darin begründet, daß es von ihm zeugt, daß es als die urkundliche Bezeugung des in ihm erschienenen Heils im Stande ist, den Glauben an Christum zu wecken. So ruht die normative Autorität der heiligen Schrift allgemeiner ausgedrückt einmal darauf, daß sie die Urkunde ist von Gottes Heilsoffenbarung, die ihre Geschichte hat von den ersten grundlegenden Anfängen bis zu ihrer Vollendung in Christo, und sodann auf ihrer fort und fort an den Herzen und Gewissen sich beweisenden Wirkungskraft als Gnadenmittel. Die so begründete normative Autorität der heiligen Schrift hat nichts gemein mit der äußeren eines dogmatischen Gesetzescodex; sie ist eine innerlich nach dem königlichen Gesetz der Freiheit wirksame Autorität, eine Autorität, die gerade darum einerseits mit um so heiligerer, in der tiefsten Innerlichkeit sich bezeugender Verpflichtung bindet und doch andrerseits volle Freiheit bringt gegenüber dem Buchstaben, gegenüber der ganzen menschlichen Außenseite der heiligen Schrift. So war Luthers Schriftprinzip geartet. Für unsere Kirche aber mußte nach jener Verirrung erst die ganze Wasserfluth des Rationalismus sich über die Schriftauslegung ergießen, ehe sie sich wieder auf dieses echt reformatorische Schriftprinzip zu besinnen vermochte. Daß sie es wieder vermocht hat, das hat sie der freien Schriftforschung ganz wesentlich mit zu verdanken, der freien Schriftforschung mit all der kühlen und fremden Stellung, welche dieselbe vielfach zu dem religiösen Schriftinhalt eingenommen hat, und mit all der oft kecken, alle überlieferten Ansichten auf den Kopf stellenden und keinerlei Autorität der Schrift gelten lassenden alt- und neutestamentlichen, literarischen, geschichtlichen und an der Schriftlehre geübten Kritik. Und nur vermöge der vollen Freiheit der Schriftforschung ist sie auch ferner im Stande, das fruchtbare und segensvolle reformatorische Schriftprinzip in seiner Reinheit und vollen Lebendigkeit zu bewahren und in Lehre und Praxis vollständiger durchzuführen. Die freie exegetische Schriftforschung nöthigt sie immer wieder den geschichtlichen Sinn des Schriftwortes allen dogmatisirenden Neigungen und aller Gebundenheit an die exegetische Ueberlieferung gegenüber in seinem Recht und in seinem wahren Werth anzuerkennen, den geschichtlichen Sinn des Schriftwortes, mittelst dessen allein klare und lebensvolle Vorstellungen von dem wahren Charakter der geschichtlichen Heilsthaten, Heilsveranstaltungen und Heilsordnungen Gottes zu gewinnen sind. Die freie kritische

Forschung bewahrt die Kirche vor der wahrlich nicht geringen Gefahr, menschliche, kirchliche Traditionen über die heiligen Schriften zum Fundament des Schriftglaubens zu machen, den Kanon der heiligen Schrift aus der Hand der Kirche und auf ihre Autorität hin anzunehmen und so schließlich doch wieder den Protestantismus zu verleugnen. Wir können gerade in unseren Tagen an der freien Kirche Schottlands, an der nun schon zum fünften Mal zur Verhandlung kommenden Anklage gegen den Professor Robertson Smith in Aberdeen wegen der Leugnung der mosaischen Abkunft des Deuteronomiums und an den sich schon vorbereitenden neuen Anklagen ähnlicher Art sehen, wie nahe diese Gefahr liegt; und meine doch nur Niemand, daß es sich blos dabei um Unbequemlichkeiten und Absetzungen einiger Professoren handle, daß es überhaupt blos eine Gefahr für die theologische Wissenschaft sei. Es liegt eine schwere Gefahr für die Kirche selbst darin, wenn sie wähnt, den einigen ewig festen Grund, der gelegt ist, mit allerlei menschlichen Traditionen untermauern oder durch solche von Menschen gelegte Fundamente verbreiten zu müssen, und dann — wie es der Natur der Sache nach zu gehen pflegt — das Schwergewicht ihres Baues gerade auf dieses morsche Menschengemäuer stellen will. Die Kirche hat wahrlich allen Grund, es der kritischen Forschung zu verdanken, wenn sie von derselben genöthigt wird, dem Gewissensbedürfniß des Glaubens Genüge zu thun, daß nur dasjenige normative Geltung beanspruchen darf, was sich als kanonisch legitimiren kann, und nur so weit, als es seine kanonische Bedeutung legitimiren kann; wenn sie genöthigt wird, nur auf den Felsen des göttlichen Wortes zu bauen und nicht auf Menschenmeinungen über die Entstehung und die Geschichte der heiligen Schriften. Auch daß die Kritik der alttestamentlichen und der evangelischen Geschichte sich in voller Freiheit bewegen könne, auch dessen bedarf die Kirche. Geschichtliches kann nun einmal nur kritisch erforscht werden, und die Kirche darf und soll im Glauben der Zuversicht sein, daß sich die geschichtliche Realität der Heilsoffenbarung und Heilsdarbietung Gottes, insbesondere die ihrer Vollendung in Jesu Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, gegen alle Anzweifelung vor einer ernsten und gewissenhaft geübten kritischen Forschung bewähren wird. Der aber leistet ihr einen schlechten Dienst, der ihr vor der Kritik der heiligen Geschichte bange machen und sie verleiten will, in solcher Aengstlichkeit der frischen Luft der freien Forschung die dumpfe Luft hinter fest verschlossenen und wohl verwahrten Thüren und Fenstern vorzuziehen. Und nichts ist mehr geeignet, der Kirche zu schaden, als jene falsche Apologetik, die sich einbildet, mit ihren advocatischen Künsten und klugen Menschengedanken der Wahrheit Gottes zu Hilfe zu kommen und den Thaten des lebendigen Gottes den Anspruch, daß sie wirklich geschehen sind, sichern zu müssen. Solche Apologetik pflegt — auch wenn sie wohl gemeint ist — nur den Wahrheitssinn zu trüben. Endlich: es ist für die Kirche ein großer Gewinn, wenn sie von der freien Schriftforschung genöthigt wird, in ihrer Lehre und in ihrer Praxis immer mehr und immer entschiedener auf den Gebrauch der heiligen

Schrift als eines Gesetzescodex der christlichen Lehre zu verzichten und alles Gewicht darauf zu legen, daß das Wort der heiligen Schrift als urkundliche Bezeugung des Heiles Gottes sich an den Herzen und Gewissen als seligmachende und erneuernde Gotteskraft beweist. Wie dadurch der Schriftbeweis den Charakter des Aeußerlichen und Mechanischen abstreift, den er hat, so lange er in der bloßen Berufung auf eine Schriftstelle oder auf eine Reihe von Schriftstellen besteht, wie er in seiner geschichtlichen, in seiner biblisch-theologischen Ausführung erst wirkliche innere Ueberzeugungskraft gewinnt, so gewinnt dadurch auch der praktische Schriftgebrauch an Fruchtbarkeit und Lebensreichthum. Geschichte und Erfahrung zeugen genugsam davon, daß mit der äußerlich gesetzlichen Geltendmachung des Schriftwortes immer mehr oder weniger Unterschätzung, Verkennung und Unterbindung seiner Wirkungskraft als Gnadenmittel verbunden ist: und der freiwillige oder durch die Ergebnisse der freien Schriftforschung abgenöthigte Verzicht auf solchen gesetzesartigen Schriftgebrauch muß für die Kirche zum Antrieb werden, sich um so eifriger zu befleißigen, daß unter ihren Mitgliedern die Erfahrung von der lebendigen Gotteskraft des Schriftwortes immer allgemeiner werde und sich immer mehr vertiefe.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Vorbildung der Diener des göttlichen Wortes.

Referat auf der Versammlung der evangelischen Allianz in Basel im October 1879 von Prof. Ch. Porret in Lausanne.

(Aus dem Französischen übersetzt von P. A. H. Zeller in Buffalo, N. Y.)

Die Frage, welche uns beschäftigt, gehört zu den dringendsten der neuen Zeiten, in welche wir eingetreten sind. Neue Bedürfnisse erheben sich von allen Seiten und die Kirche Gottes hat die heilige Verpflichtung, alle Mittel ausfindig zu machen, mit denen sie die ihr anvertraute Aufgabe erfüllen kann. Unter all den wirksamen Kräften, die der Herr seiner Kirche anvertraut hat, ist die Verkündigung des Wortes Gottes die wichtigste; was soll sie nun thun, damit die Predigt mit den wirklichen Bedürfnissen gleichen Schritt halte? Zwei Thatsachen haben sich seit einer gewissen Anzahl von Jahren klar genug herausgestellt und zugleich zur Beachtung dieses Punktes aufgefordert. Die eine ist der Prediger-Mangel und die andere die Scheidung, welche sich vollzieht zwischen dem Volke und der Kirche. Nicht blos, daß es für die jetzige Aufgabe der Pastoren zu wenige sind, sondern die noch da sind, sehen ihren Einfluß abnehmen, die Gotteshäuser stehen leer und die Masse des Volkes, besonders die Arbeiterbevölkerung, entzieht sich der Einwirkung des Evangeliums. Diese doppelte Thatsache hat auch ein besonderes Streben nach zwei Seiten hervorgerufen. Der Pastor, der in den protestantischen Kirchen alle die verschiedenen Kirchenämter in sich vereinigt, muß wieder zur Decentralisation und zur Theilung der Arbeit zurückkehren, und es müssen andere Aemter in der Kirche sich nützlich zu machen suchen. Warum sollte man in Betreff der Predigt des Wortes besonders von Seiten der Pastoren nicht gerne Mitar-

beiter zulassen, die keiner so langen Studienzeit bedurft hätten und sich leichter wieder ersetzen ließen? An diese erste Frage schließt sich eine zweite ganz natürlich an: Könnte man nicht in der Vorbereitung der Pastoren selbst Aenderungen eintreten lassen, damit sie durch erneuerte Predigt eine ermüdete Generation bei der altgewohnten Predigtweise wieder für sich gewinnen, und vielleicht auch zahlreichere Kandidaten an sich ziehen? So liegt gegenwärtig die Aufgabe, welche noch lange nicht gelöst ist, sie ist vielmehr noch in voller Gährung und erwartet, daß jeder Einzelne an ihrer Lösung mitarbeite.

Wir stellen zunächst die Principien auf, welche die bleibende Grundlage für die Vorbildung der Diener am Worte bilden müssen. Nachdem wir so den bestimmten Ausgangspunkt für unsere Betrachtung gewonnen haben, wollen wir die Punkte in's Auge fassen, welche sich mehr direkt auf die gegenwärtigen Zustände beziehen.

I. Die grundlegenden und bleibenden Principien.

Wir finden die wesentlichen und leitenden Principien, indem wir folgende drei Fragen untersuchen:

A. Wer ist der Lehrer und Erzieher der Diener am Wort?

B. Was ist der Gegenstand ihrer Studien?

C. Wo ist das Ziel ihrer Vorbildung?

Das Wort Diener setzt voraus einen Meister. Der Meister ist der verherrlichte Herr Jesus Christus. Er ist es, der aus dem Schooß seiner Herrlichkeit seiner Kirche Diener gibt zum gemeinen Nutzen. Eph. 4, 11, 1 Kor. 12, 7; wie auch Er es ist, der sie erwählt. Joh. 15, 16. Er ist es auch, der sie bildet und ausrüstet mit alle den Gaben, die sie so nöthig haben, um ihren Auftrag zu erfüllen. Er behält sich allein das Recht vor der Vorbereitung und Begabung Derer, die er zu seinem Dienst beruft, und er führt das aus durch das Mittel seines Geistes. Der heil. Geist ist also der einzig wahre Führer bei der Ausbildung der Diener Christi; er ist der Lehrer und der Meister, der die Gnadengaben austheilt, „nachdem er will," 1 Kor. 12, 11, nach dem Maße der Gabe Christi, Eph. 4, 7. Das heilige Amt ist nach dem allgemeinen Sinn dieses Wortes nichts Anderes, als die Verwaltung einer Geistesgabe zum Dienste Jesu Christi. Diese von oben gegebenen Fähigkeiten können durch nichts Anderes ersetzt werden. Die glänzendsten Talente, die vollendetste Wissenschaft berechtigen noch nicht zum Antheil am Heiligthum. Es gibt keinen wahren Amtsträger da, wo der innere Gehalt fehlt, der vom heiligen Geist kommt.

Um diese Hauptwahrheit in Mitten seiner Kirche lebendig zu erhalten, erweckt sich der Herr von Zeit zu Zeit freie Diener, die ohne theologische Studien, ohne durch eine menschliche Schule gegangen zu sein, ohne Diplom noch kirchliche Weihe einen Erfolg ihrer Wirksamkeit erreichen, welcher die Thätigkeit der regelmäßigen Diener Gottes weit hinter sich läßt. Wir glauben so gern, Gott brauche unser Wissen und unsere Studien! Da erinnert der Herr uns ernstlich daran, wenn er auch unserer und unserer mühsam errungenen Kenntnisse sich bedienen will, daß er auch, wenn es ihm gefällt, darüber hin-

ausgehen kann und daß die einzig befähigende und unerläßliche Vorbereitung, mit oder ohne gelehrte Studien, die Vorbildung ist durch den heiligen Geist.

Daher ist es nun die erste Pflicht der theologischen Fakultäten, daß sie ihren Unterricht dem des heiligen Geistes unterordnen und zu seiner Ehre es offen aussprechen, daß Er allein seine rechten Diener selber bereitet. Die Professoren können ebenso wenig einen Menschen zum Diener Christi ausbilden, als die Pastoren von sich aus einen Menschen bekehren können. Die Einen wie die Anderen sind nur Werkzeuge, wirksam, wenn der Herr sie segnet, unnütz, wenn sie ohne Ihn schaffen. Der Herr will seine Ehre keinem Anderen lassen; als seine Arbeiter erkennt er an und segnet er nur Diejenigen, welche jede Krone ihm zu Füßen legen und ihm das Lob dafür darbringen. Die erste Bedingung für den Bestand und das Gedeihen einer theologischen Fakultät ist daher die, daß die Professoren und die Studenten stets den Unterricht des heiligen Geistes über ihre Wissenschaft stellen; es muß Alles im Wandel und im Unterricht der Professoren durchdrungen sein von der Ueberzeugung, daß die theologische Wissenschaft, so wichtig sie ist, doch nur ein Beiwerk bleibt, das werthlos, ja schädlich werden kann, wenn man ihm den obersten Ehrenplatz einräumt, daß sie dessen stets eingedenk bleibe, daß menschliche Studien für den, der die göttliche Waffenrüstung nicht anhat, zu einer Quelle vielen Uebels werden und durch ihn noch für viele andere Menschen. Die Zöglinge ihrerseits müssen vor Allem das lernen, daß sie nach den geistlichen Gaben streben, 1 Kor. 15, 1, welche keine noch so anhaltende Selbstbemühung erreicht, sondern welche der Herr aus Gnaden gibt Denen, die seine Ehre suchen. Nur allein auf diesem Wege erlangen sie die heilige und edle Freiheit vor aller Menschenfurcht, die zu einem überzeugenden Predigen so nothwendig ist. Wenn sie ihre Gaben vom Herrn selbst empfangen haben, so wissen sie auch, daß sie nur ihm dafür verantwortlich sind, und wenn sie treulich austheilen, was sie empfangen haben, so brauchen sie sich auch nicht ängstlich zu bekümmern um der Leute Meinung.

B. Was ist der Gegenstand der Studien Solcher, welche sich auf das Predigeramt vorbereiten?

Dies liegt schon in dem Namen, den sie tragen und den wir in der Ueberschrift unserer Arbeit lesen: sie sind die Diener des Wortes Gottes. Die Botschaft, welche sie an die Welt zu bringen haben, ist das Wort, welches Jesus, der selbst das Lebenswort ist, den Seinigen gegeben hat, Joh. 17, 8, und welches auf Erden erschallen soll, damit daraus der Glaube komme, Röm. 10, 17. Es ist das Wort Gottes, die Offenbarung des Geheimnisses, das vor Zeiten verborgen, aber nun geoffenbart ist durch die Apostel und Propheten, Röm. 16, 26, Eph. 3, 2. Es ist das Wort, das wir in der heiligen Schrift besitzen.

In ihr haben wir Gottes Gedanken über die Menschen, den Rathschluß seiner Liebe zum Heil der Sünder, in ihr haben wir die Person Jesu Christi, er ist die Seele der Schrift von ihrem ersten bis zum letzten Blatte und Er ist zugleich der Gegenstand der Predigt, 1 Kor. 1, 23, 2, 2. Die Schrift ist

es daher, was die künftigen Prediger sich aneignen müssen, weil sie es ist, was sie zu predigen haben. Weder die Vernunftschlüsse, noch die Lehrsysteme von Menschen können je die Stelle der Weisheit Gottes einnehmen. An die Schrift müssen alle die Studien, welche zur Vorbildung für das Amt des Wortes gehören, angereiht und eingeordnet sein. Das Ziel aller theologischen Disciplinen muß das sein, daß sie die Schrift auslegen, ihre verschiedenen Grundbegriffe ordnen, oder erforschen, wie sie sich anwenden lasse auf die Bedürfnisse der menschlichen Seele und der christlichen Gemeinschaft. Je mehr ein theologischer Unterricht biblisch ist, desto mehr entspricht er den Bedingungen einer gläubigen Predigt. Die feste, gründliche und praktische Kenntniß der heiligen Schrift muß das wirksamste Mittel sein für die Thätigkeit des Predigers. Ja, noch mehr: Die Bibel ist nicht nur das Objekt, deren Kenntniß man sich aneignen und darin man immer fester werden muß, sondern sie ist vielmehr das Hauptmittel zur Bildung des künftigen Predigers, wenn aus ihm ein Mensch Gottes werden soll, vollkommen zu allem guten Werk geschickt, 2 Tim. 3, 17. Denn das Wort Gottes ist das Schwert des Geistes, Eph. 6, 17. Das Wort ist es, durch welches der Geist wirkt, Hebr. 4, 12, Jer. 23, 29, bei der Erweckung, bei der Heiligung, Joh. 17, 17, bei der Rechtfertigung, Joh. 8, 32, und bei der Erleuchtung, Apostelgesch. 26, 18, 2 Kor. 4, 6, Eph. 3, 9. Die Bibel ist die Schule, worin der Diener Jesu Christi lernen muß Denken, Reden und die Menschen behandeln, je nach ihrem verschiedenen Seelenzustand.

Die Bibel ist also der Mittelpunkt, aus dem alle die einzelnen Predigeramts-Studien Strahlen gleich hervorkommen, sie ist das Licht, das zu allem weiteren Studiren erst seinen hellen Schein geben muß. Wir verstehen darunter nicht blos, daß die Exegese den wichtigen Platz einnehmen und deßhalb alle anderen Wissenschaften sich auf sie beziehen und sich nach ihr richten müssen. Mit der Bibelerklärung allein ist es nicht genug. Jenes wissenschaftliche Sichvertiefen in der Erforschung eines zusammenhängenden Textes kann man während der Studienzeit nur bei einem verhältnißmäßig kleinen Theil der heiligen Schriften vornehmen, und der Hauptnutzen desselben besteht vielleicht darin, zu zeigen, wie man zu Werke geht, um einen Text zu ergründen und zu benutzen. Aber es handelt sich noch um mehr: Man muß lernen, die Bibel durchzulesen und sie zu durchwandern, wie eine wohlbekannte Gegend und die wichtigsten Abschnitte zu kennen und die Stellen, welche sich auf ein und denselben Gegenstand beziehen, herausfinden. Die Bibel muß für den christlichen Prediger, und zwar noch in ganz anderem Maße, das sein, was die Klassiker für den Literaten sind: Nocturna versate manu, versate diurna. „Uebet euch darin bei Tag und Nacht."

Man könnte vielleicht sagen, dies hänge von der persönlichen Arbeit des Einzelnen ab, dem wollen wir auch nicht widersprechen; aber wir glauben, diese Art Studium sollte auch in den eigentlichen Vorlesungen zum Ausdruck kommen und sie sollte darin für sich allein viel mehr Raum einnehmen, so daß das Bibelstudium Allen zur wichtigsten Hauptsache wird, der sich alles Andere

unterordnen muß. Aber wir begegnen hier einem ernsten Hinderniß in dem, was man gewöhnlich unter Theologie versteht, und das führt uns zur Untersuchung unseres dritten Prinzips.

C. Was ist das Ziel der Studien?

Das Ziel ist, Pastoren zu bilden und nicht Theologen. Der letzte Theil unserer Antwort könnte sehr befremdend scheinen. Warum zwischen Pastor und Theologen einen Gegensatz behaupten, da doch das Studium der Theologie die Bedingung der pastoralen Thätigkeit ist. Könnte man denn nicht mit voller Wahrheit sagen, um ein Pastor zu sein, muß man Theologe sein? Es hängt offenbar Alles davon ab, was man unter einem Theologen versteht. Das Mißverständniß kommt daher, daß dieses Wort heute seine erste und tiefe Bedeutung verloren hat, und daß man es seitdem in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen nimmt. In dem Begriff unserer Vorfahren handelte es sich dabei um ein inniges, lebendiges Bekannt- und Erfahrensein in den Wahrheiten des Glaubens, nämlich so, wie die alte Kirche den St. Johannes den Theologen genannt hat, sowie Neander den Satz eines Alten sich aneignete und wiederholt sagte, das Herz ist es, was Einen zum Theologen macht. Diese Auffassung hat ihren deutlichsten Ausdruck erhalten in dem wohlbekannten Denkspruch: Gebet, Nachdenken und Anfechtung machen Einen zum Theologen.

Es ist klar, daß in diesem Sinne ein Pastor niemals zu viel Theologie haben kann. Aber wir sind jetzt weit entfernt von der Zeit, wo dies Wort Theolog eine wesentlich religiöse Bedeutung hatte und vor Allem eine praktische Kenntniß Gottes und eine erfahrungsmäßige Einsicht in seine Liebesgedanken bezeichnete. Die Grenzen der Theologie sind heutzutage mehr als jemals sonst verrückt worden. Leute, welche niemals einen Beruf dazu hatten, das Ackerfeld Gottes zu bebauen, sind in den Zaun eingebrochen und haben seine Grenzpfähle versetzt. Sie haben einen Boden aufgepflügt und mit ihrem Schweiße begossen, den der Thau von oben nie befruchtet. Die Sandwüste hat sich auch mit einer zwar vorübergehenden, aber bestehenden Vegetation bedeckt. Die Gläubigen selbst haben sich über die Grenzen des heiligen Landes hinauslocken lassen, und den fruchtbarn Boden mißachtet, der köstliche Früchte für das ewige Leben hätte bringen sollen.

Ohne Bild zu reden, es haben ungläubige und vom Leben in Jesu Christo entfremdete Gelehrte sich des theologischen Gebiets bemeistert und da sie mit den wesentlichen Lebensfragen nichts anfangen konnten (sie sind ihnen unzugänglich, weil ihnen der Sinn für deren Verständniß abgeht), so haben sie sich an solche Probleme gemacht, die nur in entfernter Beziehung zum christlichen Glauben stehen. Theils durch ihre Gewandtheit, theils durch das Verlangen der Leute nach etwas Neuem, das den Geist kitzelt, ist die Veränderung des theologischen Begriffs zu Stande gekommen, sie haben es dahin gebracht, daß Nebenfragen als Hauptsache behandelt, die eigentlichen Centralwahrheiten aber fast Nebensachen geworden sind. Nach ihnen hat die historische Kritik von der Theologie sagen können, was ein Römer von seiner Vaterstadt in

dem Vers des Dichters Corneille sagt: „Rom ist nicht mehr in Rom, sondern es ist nur noch da, wo ich bin.“

Was ist denn nun im modernen Sinn des Worts ein Theologe? Es ist ein Gelehrter, ein Philosoph, ein Kritiker, ein wissenschaftlich gebildeter Mensch, der mit allen Erzeugnissen der modernen Wissenschaft, mit ihren Büchern oder Artikeln bekannt ist, aber nach dem tieferen und eigentlichen Sinne des Wortes fragt man gar nicht mehr. Wohlan, eine solche Theologie wollen wir nicht für einen Seelsorger. Mit dem Gesagten haben wir jedoch nicht den Sinn, die theologische Wissenschaft herabzusetzen, sondern, wenn Leute, die nur dem Namen nach Theologen sind, Alles in Zweifel gezogen und unsre heiligen Schriften und die Wahrheiten des Glaubens mit ihren Verdächtigungen angegriffen haben, dann wissen wir wohl, ist es nöthig, daß christliche Gelehrte ihnen auf ihr Gebiet folgen und ihre ungläubige Wissenschaft durch eine gläubige Wissenschaft widerlegen, aber wir wissen auch, daß die weitaus größte Mehrzahl der Pastoren diese Aufgabe nicht hat, da sie von den betreffenden Einwürfen nur aus zweiter Hand Kenntniß erlangen können und die Widerlegung derselben ebenfalls Anderen übertragen müßten. Die Studienzeit ist gar nicht zu lang für die Aneignung der nöthigen biblischen und praktischen Kenntnisse. Lasset uns nur um keinen Preis dieselbe noch dadurch verkürzen, daß man müßige und unfruchtbare Studien machen und Kenntniß nehmen soll von all den albernen Hirngespinsten, die solchen Leuten einfallen, denen es vor Allem blos darum zu thun ist, daß man viel Redens von ihnen machen soll.

Die Theologie ist die Wissenschaft des Glaubens; die Wissenschaft, welche in der Kirche, von der Kirche und für die Kirche gepflegt wird. Lassen wir uns doch die Errungenschaften nicht wieder rauben, welche, obwohl von einem Manne wie Schleiermacher bestätigt, seitdem doch noch nicht vollständig genug gesichert scheinen. Die theologischen Fakultäten können ihrer Aufgabe, Prediger des Evangeliums zu bilden, nur dann entsprechen, wenn sie auf den Begriff von Theologie verzichten, der durch gewissenlose Gelehrte in Aufnahme gekommen ist, aber dagegen vor Allem an die Wahrheit sich halten, welche die Kirche Christi heiligt und belebt.

Hieraus ergibt sich eine wichtige Folgerung, betreffend den Unterrichtsplan, den man auf den Fakultäten befolgt. Wenn wir fragen, woher derselbe kommt, so erfahren wir, daß er uns durch Tradition überliefert ist, und daß diese Tradition wiederum von den Universitätsgebräuchen herrührt. Um die Bedürfnisse der Kirche scheint man sich dabei gar nicht zu kümmern. Die Fakultäten stehen meistens nur in sehr entfernter Beziehung zur Kirche, um nicht zu sagen, daß sie ganz von derselben geschieden sind, ihre Einrichtung bekommen sie von ganz anderer Seite her. Steht ihre Verwaltung nicht fast überall unter der Verfügung oder wenigstens unter der Oberaufsicht des Staats, der doch nichts weniger als befähigt ist, die Interessen des Reiches Gottes zu beurtheilen? (Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Das kirchliche Begräbniß.

Von P. M. Otto.

Das Begraben der Todten ist eine alte, ehrwürdige Sitte, wie uns das im alten Testament mehrfach bezeugt wird. Abraham kaufte einen Acker zum Erbbegräbniß, im fremden, wiewohl verheißenen Lande, woselbst er Sarah, sein Weib, begrub; wo er selbst begraben sein wollte; wo auch Isaak, Jakob und Joseph begraben wurden. Auch das neue Testament erzählt uns mehrere Beispiele von Begräbnissen; der reiche Mann wurde begraben; Lazarus war bei seiner Erweckung schon vier Tage im Grabe gelegen; der Jüngling zu Nain sollte eben begraben werden, und der Heiland selbst wurde nach seinem Tode begraben. Das Urtheil über den Menschen nach dem Fall heißt: Du bist Erde, und sollst zu Erde werden. Gen. 3, 19 und Pred. 12, 7 heißt es: Der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist. Das sind Zeugnisse und Vorgänge genug, um das christliche Begräbniß zu rechtfertigen und zu begründen, und auch für die Zukunft dasselbe beizubehalten und treulich zu pflegen, besonders gegenüber der neu auftauchenden heidnischen Unsitte, die Leichen zu verbrennen. Diese Unsitte, weit entfernt, ein Fortschritt zu sein, ist vielmehr ein Rückschritt in die Zeit des vorchristlichen Heidenthums, und der Anklang, den sie in unserer Zeit findet, ist nur ein trauriges Zeichen von dem gegenwärtig herrschenden Zeitgeist und dem Verluste des christlichen Bewußtseins. Was seit Jahrtausenden schöne, fromme Sitte war, das wird sich die christliche Kirche nicht rauben noch verkümmern lassen; vielmehr ist es für sie eine ernste Pflicht, diese löbliche Sitte allezeit zu üben, und durch Uebung und Pflege zu bezeugen, daß sie dieselbe hochachte für sich und ihre Glieder und sie nicht entbehren oder aufgeben wolle. — Bei Betrachtung unseres Gegenstandes sind hauptsächlich drei Fragen zu beantworten, deren erste diese ist:

A. Was gehört zu einem kirchlichen Begräbniß?

Es kommen dabei in Betracht: Die Bestattung und die Mitwirkung der Kirche.

Zu der Bestattung gehört 1. das Glockengeläute. An manchen Orten wird, wenn ein Glied der Gemeinde verstorben ist, gleich nach dem Tode ein Zeichen mit der Glocke gegeben. Und am Tage des Begräbnisses wird zu verschiedenen Zeiten geläutet, besonders während des Zuges zum Grabe.

2. Die Begleitung des Pastors. Ein Begräbniß wird zu einem kirchlichen nur dadurch, daß der Pastor als solcher daran Theil nimmt, die Leiche begleitet. Die verschiedenen Acte, welche er zu verrichten hat, mögen folgende sein:

a. Abholen der Leiche im Hause mit Gebet und Gesang.
b. Begleitung in die Kirche. (Mit Gesang der Schule auf dem Wege.)
c. In der Kirche: Gesang, Predigt und Gebet.
d. Begleitung auf den Friedhof; Gesang; Unser Vater; Erdstreuen auf den Sarg; Segen.

Ein Begräbniß, auf diese Weise ausgerichtet, ist ein kirchliches Begräbniß

im vollen Sinne des Wortes. Wenn aber auch bei einem Begräbniß mehrere der obengenannten Theile wegfallen sollten, wie es ja in Wirklichkeit oft geschieht, wo man nicht Alles leisten kann, — so verliert dasselbe den kirchlichen Charakter noch nicht, wenn nur die Begleitung des Pastors nicht fehlt. Ja, selbst in dem Fall, daß derselbe nicht in amtlicher Eigenschaft, sondern nur aus Freundschaft oder als Familienglied eine Leiche zu Grabe geleitete, und dort etwa blos ein freies Gebet verrichtete, so dürfte man einem solchen Begräbnisse den kirchlichen Charakter nicht absprechen. (?) Wie wir allenthalben, zu Hause wie auf der Reise, — auf der Straße wie in der Kirche, als Diener der Kirche, als Geistliche angesehen und beurtheilt werden, so gewiß auch dann, wenn wir etwa privatim eine Leiche begleiten und dabei eine Funktion verrichten. Das Amt läßt sich von der Person nicht trennen.

B. Wem ist nun ein solches Begräbniß zu gewähren?

Die christliche Kirche als solche ist Eine, und alle ihre Angehörigen sind Glieder eines Leibes. Diese gliedliche Zusammengehörigkeit soll sich auch noch im Tode und beim Begräbnisse darstellen. „Die Kirche begräbt ihre Glieder, und zwar von Rechts wegen alle ihre Glieder. Die Begleitung des Pastors bei jeder Beerdigung eines Gemeindegliedes ist durchaus angemessen, und wo sie außer Gebrauch gekommen ist, wieder herzustellen.“ (Dieffenbach.) Die Glieder der Gemeinde sollen durch ihre Theilnahme am Begräbniß bezeugen, daß sie die verstorbene Person auch im Tode noch als mit ihnen verbunden betrachten und ihr die „letzte Ehre“ erweisen wollen. Denn auch am Grabe bekennen wir als Christen, im Unterschiede von der Welt, daß wir eine Auferstehung von den Todten glauben, und daß unsere Todten, wenn sie in Christo entschlafen sind, mit ihm leben werden. Ein solch kirchlich Begräbniß ist daher allen denen zu gewähren, welche sich während ihres Lebens zu der Kirche gehalten und durch ihr Leben in Wort und Wandel sich nicht von der Kirche ausgeschlossen haben, die also am Gebrauch des Worts und Sacraments Theil genommen und sich auch sonst den Ordnungen und Gebräuchen angeschlossen haben und von der Kirche nicht ausgeschlossen waren.

Wenn aber hiegegen eingewendet worden ist, „daß beim Begräbniß ungetaufter Kinder, weil sie nicht Glieder der Kirche sind, kirchliche Ceremonien nicht angemessen seien,“ so kann der Verfasser diesem nicht unbedingt beistimmen. Es kommt dabei auf die Beantwortung folgender Fragen an: Ist ein Kind ungetauft gestorben ohne Schuld und ohne den Willen der Eltern; oder wegen Gleichgültigkeit oder Verachtung der Taufe? Das letztere würde dann in sich schließen, daß die Eltern selbst unchristlich und gottlos wären, und also auch ihr Kind nicht mehr als ein Christenkind angesehen werden könnte. Und in diesem Fall möchte der obige Satz Anwendung finden. Sind aber die Eltern eines solchen Kindes unschuldig, dann wäre es doch hart, ein kirchliches Begräbniß zu versagen. Auch die ungetauften Christenkinder sind Glieder der Kirche, weil ihre Eltern solche sind, 1 Cor. 7, 14, und die Taufe, sofern sie als Act der Aufnahme des Täuflings in die Kirche betrachtet wird, ist doch wohl nur die äußere, ordnungsmäßige Form derselben. Wenn nun diese

äußere Form, ohne Schuld der Menschen, nicht in Anwendung gebracht worden wäre: sollte nun deßwillen ein solches Kind der Rechte und Ehren der Kirche verlustig gehen? Was die Eltern etwa versäumt hatten, das sollte an dem Kinde geahndet werden?

C. Wem ist dagegen ein solch Begräbniß zu versagen?

Nach dem, was unter B gesagt worden ist, wäre hier zu antworten: ein kirchliches Begräbniß ist allen jenen Personen zu versagen, welche von der Kirche ausgeschlossen, nicht mehr Glieder derselben sind. In der Theorie mag dieser Satz ganz richtig sein, aber in der Praxis läßt er sich, zumal in diesem Lande, nicht durchführen. Die strenge Anwendung desselben würde in manchen Fällen die größte Ungerechtigkeit sein. Die kirchlichen Zustände unseres Landes erfordern ein anderes Verhalten. In den Staatskirchen Europas sind diese Verhältnisse gesetzlich geregelt, und der Diener der Kirche weiß in jedem vorkommenden Fall genau, wie er sich zu verhalten habe. Aber hierzulande bleibt es ja meist in jedem Fall dem Ermessen des einzelnen Pastors anheim gestellt, wie er es halten wolle. Unsere Amtshandlungen beschränken sich ja nicht blos auf unsere Gemeinden, sondern wir müssen auch Solchen dienen, welche nicht Glieder derselben sind. In solchen Fällen muß dann Jeder für sich selbst untersuchen und entscheiden, was er zu thun oder zu lassen habe. Und gerade diese Entscheidung ist um so schwerer, da es an einer allgemeinen gültigen Form fehlt, an die man sich halten könnte. — Die Art und Weise der Ansiedlung in diesem Lande, der Mangel an kirchlicher Gemeinschaft und des Amtes machen es manchen Christen unmöglich, sich einer Gemeinde gliedlich anzuschließen und des Genusses der Gnadenmittel theilhaftig zu werden. Es ist seines Herzens Wunsch und Verlangen, all dieses zu haben und zu genießen; aber sein Wunsch kann nicht erfüllt werden. Wenn nun beim Tode eines solchen Christen die Begleitung des Pastors begehrt würde und dieselbe läge im Bereich der Möglichkeit, sollte sie dann nicht gewährt werden? Es wird nicht nöthig sein, mehr ähnliche Fälle aufzuzählen; wir kennen sie ja wohl alle aus Erfahrung.

Bedenklich wird die Sache erst dann, wenn unsere Mitwirkung begehrt wird beim Begräbniß

a. eines Gliedes einer geheimen Gesellschaft;

b. eines Duellanten; und

c. eines Selbstmörders.

Der erste Fall ist ohne Zweifel der schwierigste; theils, weil es noch an an einem richtigen Maßstabe zur Beurtheilung desselben fehlt; theils, weil man in vielen Fällen nicht behaupten kann, daß ein Mitglied einer Loge außerhalb der christlichen kirchlichen Gemeinschaft stehe. Sodann käme es hier noch darauf an, ob die kirchliche Beerdigung um des Todten oder um der Angehörigen willen zu gewähren sei? Wird das letztere bejaht, dann ist die ganze Sache erledigt, und zwar nicht blos für diesen Fall, sondern auch für die beiden folgenden. Aber diese Meinung, daß die kirchliche Mitwirkung um der Angehörigen willen zu leisten sei, ist nach des Verfassers Ansicht falsch, und

zwar deßhalb, weil es sich hier um Fragen oder Acte der Kirchenzucht handelt. Für solche Fälle wäre es gut und wünschenswerth, wenn für die Mitglieder unserer Synode feste Grundsätze und Verhaltungsregeln aufgestellt würden, damit jeder Pastor wüßte, wie er sich zu verhalten hätte. Dadurch würden vorherige Bedenken und nachfolgende Vorwürfe wegfallen.

Was den zweiten Fall, das Begräbniß eines im Duell Gefallenen, betrifft, so ist derselbe schon viel leichter zu beurtheilen, als der vorhergehende. Wird ja doch heutzutage das Duell ziemlich allgemein, besonders aber vom christlichen Standpunkte aus, als eine gottlose, sündhafte Sache, als ein heidnisches Ueberbleibsel angesehen und verdammt. Dasselbe beruht auf einer falschen Anschauung von weltlicher oder sogenannter Standesehre, deren Kränkung und Wiederherstellung. Es ist seiner Praxis nach eine Uebertretung des göttlichen und menschlichen Gesetzes, also eine Sünde gegen Gott und Menschen. Durch Begehung einer Sünde, eines Unrechts, kann aber verletzte Ehre nie wieder hergestellt, sondern nur noch mehr verletzt werden. Und wenn vollends, wie es ja oft geschieht, der Beleidigte auf dem Platze bleibt, wo bleibt dann die verletzte oder gerettete Ehre? Das Duell ist eine arge Geringschätzung des menschlichen Lebens, sowohl des eigenen als eines fremden, und seinem Vorkommen liegt ein großer Unsinn zu Grunde. Es ist ein Zeugniß davon, daß seinen Vertheidigern der Begriff wahrer Ehre und männlichen Christenthums gänzlich abhanden gekommen sei, und sie nun eine Fratze an seine Stelle gesetzt haben. Es wäre ein Fortschritt unserer Zeit und ein Sieg des Christenthums über das Reich des Teufels, des Mörders von Anfang, wenn das Duell aus der Christenheit verbannt würde.

Ein Mensch, der im Duell bleibt, ist nicht viel besser als ein Selbstmörder. Er gibt sich mit Vorsatz und Willen in Gefahr des Todes, wirft also ganz leichtsinnig und frevelhaft sein Leben von sich. Er setzt mit Vorbedacht sein Leben auf ein Spiel, bei welchem er Nichts gewinnen, wohl aber Alles verlieren kann. Ohne Beruf, ohne Zweck, ohne Verheißung geht er dem Tode entgegen; und stirbt er, so ist er dem Gerichte Gottes anheimgefallen, indem er sich der Zeit und Mittel zur Buße beraubt hat. Was man auch zur Beschönigung und Vertheidigung des Duells vorbringen mag: — vor dem göttlichen Gesetze kann es nicht bestehen. Es ist ein Stück Heidenthum mitten in der Christenheit; und je eher es fällt, desto besser ist es. Und zu diesem Fall kann und soll auch die Kirche das Ihre beitragen durch Verdammen desselben und hauptsächlich durch Versagung des kirchlichen Begräbnisses.

Der dritte Fall, das Begräbniß des Selbstmörders, sollte für die Beurtheilung der leichteste sein, und wäre es wohl auch, wenn man sich den Blick nicht durch Bedenken und Rücksichten hätte trüben lassen. Getrübt wird aber der Blick durch das Bedenken über die Zurechnungsfähigkeit des Selbstmörders bei Begehung der That. Aber damit haben wir ja gar nichts zu thun; das ist Gottes, des Herzenskündigers, Sache. Wir haben es blos mit der vollendeten Thatsache zu thun, ob ein Mensch sich selbst das Leben genommen

habe. Sind wir hierüber im Klaren, dann wissen wir für unser Verhalten genug.

Der Blick wird ferner getrübt durch die Rücksicht auf die Angehörigen des Todten. Der Selbstmörder hat sich und die Seinen mit Schmach bedeckt; dieses Gefühl macht sich in solchen Fällen allgemein geltend. — Hier entsteht also wieder die Frage: Soll die Kirche um des Todten oder um des Lebendigen willen ihre Mitwirkung leihen oder versagen? Es mag hart scheinen, in solchem Fall die Mitwirkung zu versagen; aber, frage ich: ist es denn nicht auch hart für die Kirche, wenn sich ein Glied derselben auf solche Weise gegen Gott und Menschen versündigt und der Verdammniß muthwillig in den Rachen springt? Ist denn die Kirche dazu da, daß sie durch ihre Mitwirkung solchen Frevel an Gott und Menschen gut heiße? Daß sie durch ihre Theilnahme die Schmach bedecke, bezw. wegnehme? Das sei ferne. Die Kirche ist dazu da, daß sie bete, segne und tröste. Kann sie das am Grabe des Selbstmörders? Ja, wird man sagen, trösten kann und soll sie die Angehörigen des Todten. Wie aber dieses geschehe, worauf sich dieser Trost gründen solle, das vermag ich nicht zu sagen. Das Wort Gottes wird sich dazu schwerlich verwenden lassen. Auch ist zum Trösten Raum und Zeit genug, ohne Theilnahme am Begräbnisse.

„Die Kirche vor und nach der Reformation hat den Selbstmördern das ehrliche Begräbniß versagt. In Preußen wurde 1728 dies Urtheil sogar auf Diejenigen ausgedehnt, die sich im unzurechnungsfähigen Zustand entleibt hatten. Sie sollten, Andern zum Abscheu, vom Scharfrichter begraben werden. Welches Urtheil dann 1747 dahin modificirt wurde, daß solche zwar ehrlich, aber in aller Stille begraben werden sollten. — Indem die Kirche einen Selbstmörder ehrlich bestattet, befleckt sie sich mit der Sünde, in welcher er gestorben ist. Nach dem allgemeinen preußischen Landrecht sollten Selbstmörder nach ihrem Tode zwar nicht beschimpft werden, aber alles dessen, womit sonst das Absterben und Andenken anderer Leute von ihrem Stande geehrt zu werden pflegt, verlustig sein. Solche aber, die sich selbst das Leben nahmen, um sich einer infamirenden Strafe zu entziehen, sollten nach Befinden des Gerichts auf dem Richtplatz verscharrt werden. — Der Leichnam eines mit dem Tode bestraften Verbrechers wurde, wenn das Verbrechen ein infamirendes gewesen, an der Gerichtsstelle vom Scharfrichter verscharrt."

In diesen Beispielen haben wir noch Zeugen von dem Ernst der Alten und von ihrer Kraft, das Böse böse zu heißen und auch zu bestrafen. Unser Geschlecht, vom Sentimentalitäts- und Humanitätsdusel ganz eingenommen, (mit seinen Mördern, Betrügern, Selbstmördern, vollen Zuchthäusern und unbestraften Schurken aller Art) versteht jene Art von Bestrafung des Bösen nicht mehr und hat auch nicht mehr die Kraft dazu. Aber die Bosheit wird so sehr überhand nehmen, daß man es wieder wird lernen müssen. Gerade der Selbstmord ist ja eine solche sociale Krankheit geworden, daß ein Christ nur mit Schrecken und Grauen daran denken kann. Ein direktes Abhilfsmittel für diesen Schaden gibt es nicht, und auch das indirekte, das uns noch

geblieben ist, die Versagung des kirchlichen Begräbnisses, kann ja von uns selten oder nie in Anwendung gebracht werden. Sollte es aber auch nur einmal der Fall sein, dann sollten wir davon Gebrauch machen. Es ist gewiß eine unlautere Liebe, ein falsches Mitleid, einen Selbstmörder um der Angehörigen willen zu Grabe zu geleiten. Versuchen wir einmal, uns die Sache deutlich vorzustellen. Die Mitwirkung der Kirche, die Begleitung des Pastors wird begehrt zum Begräbniß. Was will man dadurch bezwecken? Antwort: Die Kirche soll dem Todten und seinen Angehörigen die Ehre erweisen. Der Selbstmörder soll auf eben dieselbe Weise bestattet werden, wie ein Christenmensch, wenn er auch nicht wie ein Christ und als ein Christ gestorben ist. In der begleitenden Person des Pastors erscheint die Gegenwart, das Ansehen und der Segen der Kirche. Das wissen die Leute und begehren es, und wäre es auch nur um der Sitte und des Gebrauchs willen. Durch seine Gegenwart und Mitwirkung fühlt man sich, als von der Kirche geehrt. Als einfache, private, freundschaftliche Begleitung wird er nicht begehrt. Auch nicht hauptsächlich um des Wortes Gottes, um des Trostes willen. — Man versuche es und versage die Mitwirkung, dann wird es sich herausstellen, was der eigentliche Grund gewesen sei, daß unsere Mitwirkung gewünscht wurde. Durch solche Weigerung fühlt sich die Welt zurückgesetzt, beleidigt, an der Ehre angegriffen. Und das nimmt sie sehr übel und vergißt es schwer wieder. Ein Pastor, der es wagte, so zu handeln, hätte vielleicht lange an den Folgen eines solchen Schrittes zu leiden. Das ist aber nur die eine Seite der Sache, sie hat auch noch eine andere. Sehen wir zunächst wieder auf Diejenigen, welche durch die Weigerung beleidigt wurden! Sollte nicht eine solche feste Haltung auf Seite der Kirche auch dem Gegner Respekt einflößen und ihn zum Nachdenken und zu billigerer Beurtheilung eines solchen Actes bewegen? — Und würde nicht auch die Rückwirkung auf die Glieder der Kirche eine heilsame sein, wenn sie sähen, daß doch ein Unterschied sei in der Behandlung von Christen und Unchristen? Würde die Kirche dadurch nicht an Ansehen gewinnen? Durch Versagen werden besser Menschen gewonnen, als durch Gewähren!

Es kommt bei Beurtheilung unsres Gegenstandes hauptsächlich darauf an, daß man die Versagung als einen Act der Kirchenzucht ansehe und übe. Geschieht dieses, dann werden wohl auch die Bedenken gegen dieselbe weniger groß sein, oder vielleicht ganz verschieden. Es muß uns als Dienern der Kirche hauptsächlich daran gelegen sein, das Ansehen der Kirche zu bewahren und das gesunkene wieder zu heben. Und dazu kann unter Umständen eine Weigerung mehr beitragen, als zwei Gewährungen. Darin sind wir ja wohl alle mit einander einverstanden, daß uns die Uebung der Kirchenzucht abhanden gekommen, aber für unsere kirchlichen Zustände sehr nöthig sei. Wir erkennen, daß ohne dieselbe ein gesundes, gedeihliches Wachsthum unserer Gemeinden nicht stattfinden könne. Wir müssen also darauf hinarbeiten, jenem erwünschten Ziel wieder näher zu kommen, und das kann geschehen, wenn wir diejenigen Mittel, welche uns noch zur Verfügung stehen, in Anwendung brin-

gen. Wir haben darauf hinzuarbeiten, daß ein Umschwung in der öffentlichen Meinung zu Stande komme, daß z. B. der Selbstmord nicht mehr als „freiwilliges Sterben," oder als Beweis „moralischen Muthes" angesehen, sondern als infam, als ein Frevel gegen Gott und Menschen; als die größte Inhumanität erkannt und verurtheilt werde. In den Städten, wo ja solche Fälle öfters vorkommen, wäre es gewiß sehr gut, wenn die Kirche durch Wort und That gegen solchen Schaden zeugen würde. Das Versagen des kirchlichen Begräbnisses würde gewiß nicht ohne heilsame Folgen bleiben, sowohl in Beziehung auf die Welt, als als auch auf die Kirche. Und der Segen Gottes würde solchem Zeugniß auch nicht fehlen.

Rede,

gehalten am Sarge eines Mannes, der sich das Leben genommen.

Von P. G. Hagemann.*)

Text: 1 Sam. 31.

Es ist das schwer, Geliebte, heut hier an diesem Sarge reden, und doch, bin ich denn der Erste, der solch eine Aufgabe zu lösen hat? Haben nicht Andere vor uns ähnliche schwere Aufgaben gehabt und haben sie sie nicht gelöst wie es Heiligen zusteht? — Sie haben sich nicht der Schmeichelei beflissen, sondern der Wahrheit die Ehre gegeben; aber sie haben doch auch nicht, wie der Pharisäer, Gott gedankt, daß sie nicht wären wie die andern Leute, sonderlich wie solch ein Zöllner! sondern sie haben auch an dem Aermsten und Elendesten das Gute anerkannt und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Wenn ich das heute thue, so glaube ich Euren Gefühlen Rechnung zu tragen und doch auch hier wie vor Gottes Angesicht stehen zu können.

Es ist aber die Geschichte Sauls, die mich gestern und heute beschäftigt hat. König Saul ist auch zum Selbstmörder geworden. Es steht hier: da nahm Saul sein Schwert und fiel darein, und der das geschrieben hat, hat kein Wort hinzugesetzt, die That zu beschönigen; sie etwa gar als Heldenthat hinzustellen, denn eine Heldenthat war das nicht. Der Heldenmuth war dem Saul längst vergangen. Seit er seinen Gott verlassen, war es mit seinem Heldenmuth aus und vorbei. Denn zum Heldenmuth gehört Gottvertrauen und zum Gottvertrauen ein Herz, das nach ihm fragt! Aber ach, die Zeit war lange vorbei, daß Saul nach dem Gott seiner Väter, nach dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs frug! Und soll ich sagen, das war sein Glück? Manche mögen es als Aufklärung bezeichnen, sie mögen sagen, das geziemt einem Manne, nach Gott wenig, nach Gott gar nichts zu fragen; allein als Saul aufhörte nach Gott zu fragen, frug er nach dem Teufel, da ging er die Hexe von Endor zu sehen und aus ihrem Munde Rath zu holen! Denn der Mensch kann sich nur zwischen den beiden Polen bewegen: entweder zu Gott hin und dann vom Teufel weg, oder von Gott weg

*) Anm. Die Beerdigung der Leiche geschah durch die Loge, die hier wiedergegebene Rede wurde im Leichenhause gehalten.

und dann zum Teufel hin! Was man aber in des Teufels Schule lernt, das sieht man an Saul. Er verstand jetzt nur noch die Kunst zu verzagen und zu verzweifeln und seinem Leben ein jähes Ende zu machen; derselbe Saul, der einmal unter den Propheten gewesen war, dem Gott einmal ein neues Herz, einen königlichen Sinn gegeben hatte. Da sieht man, wohin ein Mensch kommen kann, der Gott den Rücken kehrt.

Und wenn ich nun hier auf unsern armen Freund hinsehe — das ist ja wohl die allererste Frage — wie hat's mit seinem Gottvertrauen, mit seiner Gottesliebe gestanden? Wie viel war es ihm denn um die Gunst und Gnade seines Gottes zu thun? Allein wer will auf die Frage antworten? Wer hat je ganz in sein Herz gesehen? Für den Menschen aber ist diese Frage die allerwichtigste und Keiner sollte heute denken: Thorheit! sondern sich fragen: wie stehst du denn zu dem alten Gott, der Himmel und Erde gemacht hat? — Denn da ist ja Keiner, dem es nicht geht wie dem Saul, von dem wir hier lesen: Der Streit ward hart wider ihn und die Schützen trafen auf ihn mit Bogen! — Da ist Keiner, den nicht hin und her die Angst und Sorge packt, wie ein gewappneter Mann; und dann, m. L., wer hilft uns dann, wenn es von allen Seiten auf uns einzustürmen droht? Die Menschen? — Sind denn die Menschen alle so hülfbereit, und wären sie es, sind sie immer in der Lage, helfen, retten und heilen zu können? In unserm Text heißt es, daß Sauls Söhne und alle seine Männer bereits gefallen waren, daß seine Allernächsten ihm nicht helfen konnten, wenn sie es schon wollten! — Das war ein schrecklicher, ein peinlicher Augenblick; allein ist denn darum Gott gefallen, daß Menschen gefallen, daß Menschen von uns abgefallen sind? Gott lebt ja noch! und wenn es ihm gefällt, so kann er Wunder thun oben im Himmel und unten auf Erden! — und auch hier hätte er Wunder thun können, wenn der Glaube an ihn und das kindliche Vertrauen auf seine Macht und Güte nicht gefehlt hätte.

Und doch, m. L., ist denn das so eine Kleinigkeit, so ein Kinderwerk, Glauben und Vertrauen zu Gott zu haben? Ist denn das eine Sache, die man sich selbst geben und schenken kann — ist das nicht eine Himmelsgabe und ein Himmelsgeschenk? Und um das zu empfangen, gehört dazu nicht eine ausgestreckte Hand, ein bittendes und flehendes Herz? Und ist das wieder Jedermanns Ding? Ist das Euer Werk und tägliches Wesen? Betet Ihr, m. Fr., um solch edles Gottvertrauen und solch eine kindliche Glaubenszuversicht?

Warum sollte ich? sagt der Eine, der Geld genug oder ein blühendes Geschäft hat, das ihn und seine Familie reichlich ernährt, und wie kann ich? sagt der Andere, mit meinem bösen Gewissen, mit meinem schweren Schuldgefühl! Brauchen könnte ich's schon, aber darum zu bitten, vermag ich nicht! Und soll ich sagen: recht so! bet', bitt', fleh' und seufze nicht! Hier an diesem Sarge ziemt sich's wohl, daß ich Euch zurufe: Betet ohne Unterlaß! Betet im Namen Jesu! Betet nicht, weil Ihr der Gnade Gottes würdig seid, sondern weil Ihr ihrer bedürftig seid, damit Ihr nicht auch untergeht im Verzagen und Verzweifeln!

Allein der Mann, der dort von Sauls Selbstmord geredet und geschrieben hat, hat um wenige Zeilen weiter eines Liedes gedacht, das David, der Mann Gottes, auf den Selbstmörder Saul gerichtet hat. Ein schönes Lied auf einen Selbstmörder? Und der Schreiber der Bücher Samuels hat dies Lied gern aufgezeichnet, gern seinem Geschichtswerk einverleibt? Warum hat er das gethan? — Weil es ihm wohlgethan hat, daß Jemand von diesem Saul noch Gutes redete, daß Jemand diesem Saul noch ein Loblied sang.

Und, o daß das Sauls Freund gewesen wäre — ein Mensch, dem Saul lebenslang nur wohl gethan! Aber wer war denn Saul, daß man das von ihm sagen konnte, er war ja ein Misanthrop, ein Menschenfeind und Sonderling. David hat das vor Allen erfahren, denn diesen, seinen Schwiegersohn, hat Saul verfolgt, gehetzt, gejagt wie ein wildes Thier. Und doch singt David ein Loblied auf ihn. Wie er hört, daß Saul umgekommen, da hat er alle Unbill vergessen, er sieht nur noch den König, den Gesalbten als Herrn, den Helden in ihm, dessen Schwert troff von Blut und Fett seiner Feinde. Und wenn den David noch in dem Selbstmörder sieht, müssen dann wir unsere Augen verschließen vor dem Guten, das unser Freund an sich gehabt hat? Wahrlich nein! und ich freue mich in Gottes Wort dazu Anregung und Vorbild zu finden. Wir brauchen nicht zu schelten auf den Mann, der vor uns liegt, wir können ihn loben, in diesen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren lassen, wir können selbst seine unselige That in einem anderen Lichte erscheinen lassen, als sonst der Selbstmord zu erscheinen pflegt! Wir können sagen, daß Schwermuth, daß Melancholie ihn zu dieser That verleitet hat und dürfen anerkennen, daß in seinem Charakter viel Liebenswerthes gewesen ist — daß wir ihn Alle lieben mußten. Und ach, möchte ich sagen, hätten wir ihn doch mehr, hätten wir ihn doch besser geliebt, würde es nicht vielleicht anders, besser gekommen sein? Wenn du ihn besser geliebt hättest, die du sein Weib gewesen bist, wenn du ihn besser geliebt hättest, der du sein Bruder warest, wenn wir alle mehr nach ihm gefragt, uns mehr um ihn bekümmert hätten, würde er wohl auch auf diesen unseligen Gedanken gekommen sein?

Es ist nicht recht, wenn wir hier nur von seiner Schuld reden wollten, es ziemt sich, daß wir hier auch an unsere Schuld denken und hier mit einander sprechen: Gott, vergib uns unsere Schulden.

Und wenn wir dann weiter beten, wie wir vergeben unsern Schuldigern, sollte da jetzt nicht mit ihm Alles das begraben werden, was wir ihm vorwerfen könnten? Da ist sein Weib — da sind seine Kinder; ach, werden sie sagen, daß er solche Schmach auf uns gebracht — da kann sein Bruder mit seiner Familie sagen, o wehe dieser Demüthigung — da könnten wir Alle sagen, ach, hat das Deutschthum hier nicht wieder einen Schlag in's Angesicht bekommen? Sieht man hier nicht wieder recht, daß die Deutschen glaubenslose, gottlose Menschen sind? Laßt die Amerikaner das sagen. Ein Amerikaner würde sich in seinen Umständen schwerlich das Leben genommen haben;

er würde sich anders geholfen haben. Aber der Arme war eben kein Amerikaner — sonst hätte er wohl gelacht anstatt zu weinen — und sein Leben geschont anstatt es sich zu nehmen. Der Deutsche und Amerikaner haben eben nicht einerlei Gefühl! — Und es ist auch gut, daß wir das nicht haben — es wird uns das zuletzt keine Schande, sondern eine Ehre sein. Doch heut haben wir keine Ehre, sondern Schande — und es verdenkt's auch mir heut wohl Mancher, daß ich hier rede — aber es heißt wohl: wie wir vergeben unsern Schuldigern! Das sei mein — das sei Euer Aller Wort und das Gedächtniß dieses Mannes wird unter uns kein schreckliches sein. Wir werden seinen Irrthum nicht entschuldigen, aber auch den Stab über ihn nicht brechen, den Gott allein mit Recht in Händen hat.

Und nun noch eins, m. Fr.; es heißt hier, die Bürger von Jabes in Gilead hätten, als sie von Sauls Untergang gehört, sich aufgemacht und wären die ganze Nacht gegangen und hätten den Leichnam Sauls abgenommen von der Mauer zu Bethsan und hätten ihn nach Jabes in Gilead gebracht und dort verbrannt und dann seine Gebeine begraben und über ihn gefastet sieben Tage lang.

Warum thaten sie das? Saul hatte ihnen einst einen großen Liebesdienst erwiesen — ja für sie eine große Heldenthat gethan. Das haben ihm die Leute von Jabes nicht vergessen. Das haben sie auch jetzt nicht aus ihrem Gedächtniß schwinden lassen, sondern gerade jetzt ihre Dankbarkeit und Liebe bewiesen, indem sie ihn ehrlich begraben haben. Das wollt auch Ihr thun, m. Fr., thut es in Gottes Namen. Thut's, ihm und den Seinen zu beweisen, daß er werth gewesen ist in Euren Augen, daß Ihr ihn für einen ehrlichen Mann gehalten habt.

Du aber, o Weib, nimm den schweren Schlag mit Beugung hin, demüthige und beuge dich, so wird dich Gott erheben. Und du, o Bruder, nimm dich der Wittwe an, erhalte ihr die Liebe, die du dem Bruder schuldig geblieben bist. Laß sie nicht ohne Rath und Trost dahingehen. Tritt ihr an die Seite und hilf ihr auf, so weit du kannst.

Und ihr Alle, seid freundlich zu ihr. Geht ihr nicht aus dem Wege, fragt ihr nach, helft ihr zurecht, denn es kommt die Zeit, wo auch wir wünschen, daß man unsern Hinterbliebenen zurechthelfe und ihnen beistehen möge. Amen.

Redactionsvermerk.

Durch die Ehrw. Generalsynode zu St. Louis wurde mir die Redaction dieses Blattes übertragen. Die gegenwärtige Nummer lag bereits zur Correktur vor, und gebe ich sie unverändert zum Druck, theile aber gleichzeitig mit, daß ich an betreffender Stelle um Erlaubniß nachgesucht habe, von der Redaction zurücktreten zu dürfen. Die später erfolgte Uebernahme des Lehramtes im Prediger-Seminar erfordert meine ungetheilte Kraft und Zeit, und ich sehe mich nicht in der Lage, diejenige Sorgfalt auf die Zeitschrift verwenden zu können, welche ihr, als einem Synodalblatte, gebührt.

C. Kunzmann, P.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang VIII. November 1880. Nro. 11.

Redactionsvermerk.

Durch das Vertrauen des Ehrw. Synodal-Präses, P. Siebenpfeiffer, ist nach dem Rücktritt des Ehrw. Bruder Kunzmann die Redaction dieser Zeitschrift in die Hände des Unterzeichneten, welcher sie mit gegenwärtiger Nummer übernommen hat, gelegt worden. Er bittet alle lieben Brüder herzlich, einerseits mit seiner schwachen Kraft Nachsicht zu haben und andererseits ihn mit Rath und That, im Besonderen mit geeigneten Aufsätzen sowohl wissenschaftlichen als auch praktischen Inhalts unterstützen zu wollen. Der HErr selbst bekenne sich in Gnaden auch zu diesem Werke!

Alb. B. P. J. Thiele, Pastor.

Alle die Redaction betreffenden Angelegenheiten bitte ich künftig zu senden an:

Rev. ALB. B. P. J. THIELE, 1109 N. 15th Str., St. Louis, Mo.

Das Kreuz Jesu Christi.

Denn ich hielte mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.
1 Cor. 2, 2.

Das Wort vom Kreuze ist den Einen eine Thorheit, den Andern ein Aergerniß und wieder Andern eine Kraft Gottes. So sagt es die heilige Schrift. Was ist es uns? Eins von den dreien: Thorheit, Aergerniß, Gotteskraft muß es auch uns sein. Niemand kann sich so stellen, als ginge ihn das Kreuz nichts an. Versuche er es, das Kreuz wird ihm dennoch in den Weg treten und auch an ihn die Frage richten: „Wie dünket dich um Christo, dem Gekreuzigten?" Man kann es für eine Thorheit halten, daß gepredigt wird das Heil von einem Verwundeten, der Friede von einem Schmerzensmanne, die Seligkeit von Einem, der hinausgewiesen war in das Verlassensein von Gott und den Menschen — aber es ist dabei doch die Thorheit, die unzählige Menschen weise gemacht hat zum Leben und getrost zum Sterben.

Am Kreuze kann man sich ärgern. Wie hat sich Israel, wie haben sich seine Obersten und die Pharisäer daran geärgert, daß sie, um ihren Aerger los zu werden, ihren beißenden Spott ausließen an Dem, über dessen Dornenkrone und blutendem Haupte die Schrift stand: „Der Juden König!" Ja, freilich wartete Israel auf einen König, doch nicht auf einen König, dessen

Thron das Kreuz, dessen Krone die Dornen, dessen Purpur das eigene Blut, dessen Scepter die Nägel in den Händen, dessen Hofstaat ein paar verlassene, niedergedrückte, ja weinende und im Weh vergehende Menschen waren. Bis auf diesen Tag nimmt an dem gekreuzigten Christo Jeder Aergerniß, in welchem kein anderer Geist lebt, als wie ihn die Welt gibt, ein Jeder, der die Gedanken Gottes und die Wunder seiner Liebe nicht anders zu messen versteht, als an den Dingen und Gebilden, die die Welt für groß und herrlich hält.

Und nun gar die Forderung des Kreuzes! Nichts gibt es auf dem weiten Erdenrund, was dem Hochmuthe des natürlichen Herzens ärgerlicher wäre, als die Zumuthung, sich unter das Kreuz zu stellen und von dem Christus am Kreuze zu sagen: „Um meiner Sünde willen verwundet, um meiner Missethat willen zerschlagen!" Wie hat sich jeder Pharisäer, wie hat sich auch der Pharisäer Saulus an dieser Predigt geärgert! Wie hat er den ganzen Haß seiner Seele gegen die Sache des Evangeliums aufgeboten! — Aber laß es dich, der du an das Kreuz glaubst, nicht irre machen, daß Dieser und Jener es für eine Thorheit achtet oder seinen Anstoß daran hat. Nicht diese haben Recht, sondern wir mit unserm Glauben haben Recht.

Auch Saulus hat mit seinem Anstoße nicht Recht gehabt. Das hat er ja später vor aller Welt bekannt. Denn er und kein Anderer ist es, der da sagt, daß er nun nichts wisse, als allein Jesum Christum, den Gekreuzigten. Was für ein köstliches Bekenntniß! Wo ist sein Anstoß? — gewandelt in Anbetung. Wo ist sein Verfolgungseifer? — gewandelt in den ihm das Leben verzehrenden Dienst, dem Gekreuzigten Seelen zuzuführen. Wo ist sein Schelten des Kreuzes? — gewandelt in das Lob dessen, der ihn geliebt hat und sich selbst für ihn dahingegeben. Will Saulus sich wider Paulum rühmen? Nein, Paulus hat das letzte Wort dieses wunderbaren Menschenlebens. Und dieses letzte Wort spricht er auch, er zieht die Summa dieses Lebens, er spricht es aus als dasjenige, worin sich ihm die Wahrheit und der Werth seines Menschendaseins enthüllt hat, wenn er eben sagt: „Ich weiß nichts, als Christum, den Gekreuzigten!"

Dies sei auch unser Bekenntniß und erstes und letztes Wort! Das Wort vom Kreuze ist eine Kraft Gottes, selig zu machen, die daran glauben. Darum wird dieses Wort nicht verstummen, so lange es noch Gottes Wille sein wird (und das ist ja in alle Ewigkeit sein guter und gnädiger Wille), daß die Sünder selig werden. Wer dem Worte glaubt, erfährt die erlösende und befreiende, die rechtfertigende und heiligende Kraft, die Gotteskraft dieses Wortes. Und wenn es gepredigt wird, dieses vom Golgathafelsen gebrochene, aber in den Fels der Zeiten gehauene Kreuz, da wird Jeder, der etwas von seiner Kraft erfuhr, gern einstimmen in die Worte, mit denen ein Gottesmann die Predigt des Kreuzes willkommen heißt:

„Sei uns denn gegrüßet, du heiliges Kreuz, du für die ganze Welt verhüllter, aber für das Geistesauge der Gläubigen aufgedeckter Thron des ewigen Sieges und der himmlischen Kraft, auf dem sich niedergelassen der Anfänger und Vollender unseres Glaubens. Sei uns gesegnet, du theures Kreuz,

du einfachstes, verständlichstes und lebendigstes Gotteszeichen, faßlich und begreiflich dem gläubigen Bewußtsein, wenn es erwacht und wenn es erlöscht; dem forschenden Auge, wenn es einfältig ist, eine unergründliche Himmelstiefe mit Milchstraßen und Gedankensternen; den Selbstweisen und Selbstgerechten eine unleidliche und ewig quälende Thorheit. O daß es mir gelingen wollte, das Kreuz richtig zu zeichnen! Wer das Kreuz fälscht, verrückt den äußersten Markstein, an dem allein das sich selbst abhanden gekommene Denken und Leben der Menschheit sich wieder finden soll, der vergiftet die Muttermilch der himmlischen Weisheit, der arbeitet in der Werkstatt derjenigen Lüge, die den zweiten Tod gebiert."

O daß auch wir diesen Markstein nie verrücken möchten; daß auch wir vielmehr, in und mit dieser theologischen Zeitschrift, das Kreuz richtig zu zeichnen lernen möchten; dazu wolle der HErr selbst Gnade geben — seine Gnade vollendet sich ja auch in Schwachheit — und selbst Ja und Amen sagen!

Die Wahrheit haben und die Wahrheit suchen.

Lessing sagt einmal in einem kleinen Aufsatz, den er gegen einen Gegner schrieb, welcher die von Lessing in den von ihm herausgegebenen sogenannten Fragmenten angegriffene Auferstehungsgeschichte vertheidigt hatte, also:

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze mich ewig und immer zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein."

Dieses Wort ist in unserer Zeit wiederholt in den Vordergrund gestellt worden, und namentlich in dem Kampfe des christlichen Glaubens gegen ein fälschlich sogenanntes und modernes Christenthum hat man die Anhänger des christlichen Glaubens damit zu schlagen gemeint und gehofft, daß man ihnen zurief: „Ihr behauptet, ihr habet die Wahrheit! Wir Freien halten die Wahrheit für das Privilegium der Gottheit und glauben, daß es das Loos der Menschen ist, die Wahrheit zu suchen, unter der bittern Nothwendigkeit, sich immer und ewig zu irren."

Die obigen Worte Lessings in dieser Weise gegen den christlichen Glauben geltend zu machen, müssen wir für ein verhängnißvolles Mißverständniß erklären und protestiren gegen eine solche Deutung, die diesen Worten zu geben manche Anhänger des Protestantenvereins sich erkühnen; wir wollen aber zum rechten Verständniß des Lessing'schen Ausspruchs aufrufen. Wir erinnern dabei an ein Wort von Heinrich Lang, welches derselbe kurz vor seinem Tode von den Anhängern seiner Richtung gesagt hat: „Lessing lassen wir nicht gegen uns anrufen, und wo es mit Recht geschieht, da thun wir sofort in Sack und Asche Buße; so groß ist unser Respect vor Lessing, wenigstens überall, wo es sich um die Orientirung der geistigen Probleme des Lebens handelt."

Wir behaupten, Lessing gewährt den Anhängern der religiösen Skepsis keinen Anhalt, sich mit obigem Wort zu decken. Jenes Wort geißelt das Fertigsein, das Abgeschlossenhaben, das unbedingte Vertrauen auf Lehrsysteme und Lehrgebäude. Dem gegenüber redet Lessing von fortgesetztem Streben nach Wahrheit und braucht dafür das merkwürdige Wort von dem Trieb nach Wahrheit: dem einzigen, immer regen Trieb. Er geißelt die Systematiker, die sich auf die Unfehlbarkeit ihres Systems todtschlagen lassen, obgleich kein System je fertig wird, denn eben in dem Augenblicke, wo es sich dünkt fertig zu sein, ist es von einem andern System überholt. Aber er lobt die Wahrheitsmenschen, welche so wenig an der Wahrheit verzweifeln, daß sie mit immer regem Triebe ihr nachjagen. Das ist in der That etwas anderes, als die zweifelnd spöttische Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?" aber auch etwas anderes, als das ruhelose Nachjagen nach einer unbekannten Idee der Wahrheit, die entweder ein liebenswürdiger Selbstbetrug ist, oder in unerreichbarer Höhe über uns und in unübersehbarer Ferne vor uns steht.

Was ist die Wahrheit? Diese Frage kommt zuerst hier in Betracht. Die Wahrheit ist kein System, auch kein Bauplan irgend eines menschlichen Baumeisters! Die Wahrheit kommt nicht von unten, sondern von oben her, nicht von Menschen, sondern von Gott. Denn Gott ist die Wahrheit; der Sohn Gottes, das menschgewordene Wort, ist die Wahrheit. So lange man sich nur an das Diesseits hält, als die einzig anzuerkennende Quelle des Lebens, bleibt freilich nur die Wahl zwischen dem ehrlichen Pessimismus, der auf die Wahrheit ein für alle Mal verzichtet, und dem sich selbst betrügenden Optimismus, der das Irdische mit erborgten Farben und mit erlogenem Glanze ausschmückt und auf die Frage: „Was ist Wahrheit?" hinweist in's volle Menschenleben, in die Schatzkammer aller Güter und Genüsse der flüchtigen Stunden. Aber, Gott sei Dank, daß wir nicht dazu verurtheilt sind, jene pessimistische Tragödie oder diese optimistische Komödie mitzumachen, sondern, daß Er, der die Quelle alles Lebens, auch des geistigen Lebens ist, sich der Menschheit offenbart hat. Er, der Ewige, ist allein der einzige, Wahrheit spendende Born; das Diesseits, das Endliche, ist das Viele, und das Viele kann nie befriedigen, kann auch unsern erkennenden Geist nicht sättigen. Nur das Eine gibt Ruhe, gibt Wahrheit und das Eine ist das Göttliche, das Ewige. Der Menschheit Ziel aber ist Gott, und in ihm Frieden und Wahrheit.

Wer nur immer glaubt an eine Offenbarung Gottes, des Geistes, der das Leben und Licht aller Dinge ist, der hat, aber auch nur der allein hat eine objective Wahrheit. Diese Offenbarung Gottes ist aber nicht nur in der Natur, sondern vor allem im Leben der Menschheit geschehen. Ihr Centrum ist der Gottes- und Menschensohn Jesus Christus, der von sich sagen konnte: „Ich bin die Wahrheit." Seine Kirche aber ist die Darstellerin der in Christo geschehenen Vollendung aller Gottesoffenbarung. Die Kirche darf freilich nicht wie Er sprechen: Ich bin die Wahrheit, aber sie darf getrost und ihrer Sache gewiß ausrufen: Ich

habe die Wahrheit. Denn die Wahrheit, die weder eine *Lehre* noch eine *Idee* ist, ist der *Geist des Herrn*, von unserem erkennenden Geiste angeeignet, und dieser Lebensgeist wirkt und waltet in der *Gemeinschaft der Gläubigen auf Erden*.

Wahrheit ist *ewiges Leben*, und wo dies wirklich ist, da strömt in demselben und mit demselben *Gerechtigkeit*, *Seligkeit* und *Erkenntniß*. Und hier gilt Pauli Wort, woran auch Lessings gewaltiger, immer ewiger Trieb nach Wahrheit erinnert: „*Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, oder vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin.*" — Vom Geist des ewigen Lebens und der Wahrheit können wir aber nur Besitz nehmen durch den *Glauben*, dadurch, daß wir die von Gott uns dargebotene Hand ergreifen und durch das Labyrinth menschlicher Meinungen uns hindurchretten lassen auf den Grund, der unbeweglich steht, ob Erd' und Himmel untergeht. Der *christliche Glaube* ist wesentlich und zunächst ein Erkennen und Anschauen *des Herzens*, ein inneres Sichaneignen durch das *Gemüth* und nicht durch den Verstand. Der Glaube eignet sich *unmittelbar* die Wahrheit an und *hat* sie lebensvoll zu eigen, aber hat sie nicht extensiv, er hat sie intensiv und muß die Wahrheit *suchen*, indem er zu höheren Stufen der Wahrheitserkenntniß emporsteigt. Er lebt zunächst von *Anschauungen*, nicht von discursiven Begriffen, in *Willensregungen*, nicht in vollendeter Gerechtigkeit.

Doch ist der Glaube eine Kraft, die sich entfalten muß, und indem er die Wahrheit hat, die da ist der Geist Jesu Christi, muß er für sich immer tiefer diese Wahrheit sich aneignen im Denken, Fühlen und Wollen, und der *unmittelbare Geistesbesitz* dringt ihn dazu, sich auch immer mehr *mittelbar* diesen Geist zu eigen zu machen. Das Haben der Wahrheit wird zum Suchen derselben. Von diesem hoffnungsvollen, weil auf sicherem Fundamente angestellten *Suchen* aber hängt nicht die Wahrheit *selbst*, wohl aber der Grad des *Verständnisses* und *des Lebens* in der Wahrheit ab. Es ist auch dem Gläubigen für seine erkennende Thätigkeit die Wahrheit das *Ziel*, dem er nachjagt, wie sie das schon vorhandene Gut, *das Fundament* ist, von dem er ausgeht; niemals aber kann ein Mensch die Wahrheit *machen*. Er kann sie nur finden, sie bleibt immer und ewig etwas ihm Geschenktes; sie kommt von Gott und wird dem Glauben dargeboten.

Solch ein hohes Ding ist es um den *Glauben*. Steht es aber mit der Wahrheit so, daß sie als centrale Gotteskraft, vom Herzen aus, alle Kräfte des Geistes und das ganze Menschenleben durchdringt, so ist sie weder ein rein objectives und real vorhandenes Gut, das uns die *Tradition* übermittelt, noch auch ist sie das Resultat eines Denkprozesses, den uns die *Wissenschaft* vor Augen führt. Die *katholische* Kirche glaubt die Wahrheit in ihren fertigen, unanfechtbaren Lehrsätzen zu haben und schließt das Suchen der Wahrheit aus; der Papst ist unfehlbar, und das ihm gehorchende priesterliche Amt versorgt die Laien mit unfehlbarer Wahrheit. Die liberal-

protestantische Anschauung *sucht* die Wahrheit als ein Ziel, an dem die Menschheit, die Christenheit höchstens in unendlichem Fortschritt d. h. niemals anlangt; hier ist die Wahrheit zwar nicht die Tradition, wohl aber eine *Idee*, die von der *Wissenschaft* nach immer neuer und vielleicht gar die Verwerfung vollziehender Prüfung in's Licht gestellt werden soll auf Grundlage gewisser Voraussetzungen im Menschengeist und in der Geschichte.

Diesen beiden Anschauungen ist mit der *Gewißheit* entgegenzutreten, die uns der christliche Glaube gibt. Die Wahrheit ist kein erst zu erreichendes Ziel, sie ist ein vorhandenes Gut, das wir der *Offenbarung Gottes* in Christo verdanken. Aber dieses Gut ist nicht schon eine Lehre, welche sich erst als Resultat des menschlichen Denkprozesses, des Suchens nach Wahrheit ergibt, sie ist ein ewiges *Lernen*, der ewige unendlich rege Trieb. Der *unmittelbare Geistesbesitz*, welcher ein Gnadengeschenk Gottes ist, wird in jedem Individuum mittelbare Geistesarbeit und Geistesresultat, welche in den verschiedenen Zeiten wohl ihr verschiedenes, subjectives Gepräge tragen, aber nie die eine göttliche, unmittelbare Wahrheit, die uns in Christo gegeben und in Gottes Wort niedergelegt ist, verleugnen oder sich von derselben frei machen kann.

Unabhängig von allem menschlichen Getriebe ist demnach die Wahrheit. Des Menschen Antheil an ihr kann sich steigern und vermindern, wie Christus spricht: „*Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat.*" Deutlicher kann weder das Ineinandersein des objectiven und subjectiven Factors, noch auch die Selbständigkeit des Objectiven geschildert werden. Darum kann kein Christ von sich sagen, wie der HErr von sich gesagt hat: „*Ich bin die Wahrheit*," denn er ist nur ein Strahl dieser Sonne, — aber die Gemeinschaft der Gläubigen auf Erden, die Kirche, welcher die Wahrheit von Gott anvertraut ist, kann sagen: „Ich bin die Trägerin der Wahrheit, und nicht ist die Trägerin der Wahrheit *die Wissenschaft*," wenngleich der Wahrheitsbesitz der Kirche ohne die Wissenschaft ein todtes Pfund wäre.

Der Besitz der Wahrheit wird wie bei Einzelnen, so bei der Kirche *zum Suchen der Wahrheit*, zum immer volleren und umfassenderen Erkennen und Erleben dessen, was Gott der Kirche als Eigenthum verliehen hat. Darum muß aus der Glaubensgemeinschaft der Kirche eine Bekenntniß- und Lehrgemeinschaft werden. Je mehr das Bekennen der Wahrheit und Abweisen der Unwahrheit aus dem originalen Trieb des lebensvollen Wahrheitsbesitzes heraus geschieht, um so mehr wird die Form, in der er sich gibt, wie beim Einzelnen, so auch bei der Kirche die von *Anschauungen*, nicht von Begriffen und logisch formulirten Lehrsätzen sein; je weniger original eine kirchliche Generation ist, je weiter sie nicht blos zeitlich, sondern ihrem Geiste nach vom Urchristenthum absteht, um so mehr wird sie in begreiflich reflectirender Weise durch Aufstellung eigentlicher Dogmen ihr Wahrheitszeugniß ablegen.

In dieser Beziehung muß man mit dem liberalen Protestantismus gegen Rom und seine Dogmenherrschaft stehen; aber — und das trennt uns ganz entschieden wieder vom Liberalismus — Dogma und Bekenntniß sind uns zweierlei. Auch wir weisen zwar den Dogmen, welche nicht von der Kirche, als solcher, sondern von der kirchlichen Wissenschaft, der Theologie, gebildet werden, erst in dritter Linie ihren Platz an; aber die Bekenntnisse der (evangelischen) Kirche stehen uns in zweiter Linie, und in erster Linie steht uns die heilige Schrift, welche das Originalbekenntniß der christlichen Kirche von der Wahrheit ist, die ihr in Christo und seinem Geiste erschlossen wurde. So gilt uns das treffliche Wort: „Die christliche Kirche hat keine Macht, eigene Artikel des Glaubens zu setzen, hat's auch nie gethan, wird's auch nimmermehr thun. Alle Artikel des Glaubens sind genugsam in der heiligen Schrift gesetzt, daß man keine mehr darf setzen."

Dagegen wird eingewendet, daß die Bibel unendlich verschieden deutbar ist, und jeder Apostel ja seine eigene Theologie habe; so sind auch die christlichen Kirchen unendlich verschieden, und die verschiedenen Parteien und Individuen in unserer evangelischen Kirche. Aber soweit sie Christum haben, den Lebensgeist, die Kraft der Heiligkeit, Gerechtigkeit und wahren Erkenntniß, so weit sind sie Glieder an einem Leibe; soweit sie aber Christum verleugnen, und statt das Fundament der Wahrheit zu haben, die Wahrheit erst suchen wollen, soweit sind sie Spiegel, welche nicht Christum spiegeln, und sind als unchristlich oder gar widerchristlich zu bekämpfen.

Wahrheit hat nur der, welcher die Bibel als Wahrheitsquelle unbedingt anerkennt; die „oberste und zuletzt einzige Ketzerei ist das Widerstreben gegen Gottes Wort in der Schrift." Die katholische Kirche erklärt für Ketzerei das Widerstreben gegen die Kirchenlehre, die Neuprotestanten erklären als Ketzerei das Sichnichtbeugen unter die Orakel der Wissenschaft. Wir aber halten die heilige Schrift für die uns von Gott gegebene Urkunde seiner Offenbarung, durch welche wir die Wahrheit finden, indem durch das Mittel des Wortes Gottes der Lebensgeist Christi von unserem erkennenden Geiste unmittelbar aufgenommen wird.

Zuerst und vor Allem handelt es sich hier um Lebenswahrheiten, dann erst um Verstandeswahrheiten. Darum steht uns das Ethische als Ziel höher, als das Dogmatische, obgleich wir von völliger Trennung beider nichts wissen. Darum wollen wir, daß auch die kirchlichen Wahrheitszeugnisse und Bekenntnisse dem Ethischen dienen. Je mehr die Kirche das Eine in den Mittelpunkt stellt, daß wir Vergebung der Sünden empfangen, die Sünde überwinden und Kinder Gottes werden, um so mehr dient sie dem Lebensgeist der Wahrheit; je mehr aber die blos logische Erkenntniß, welche ja auch sein muß, zur Hauptsache wird, um so mehr ist die Gefahr vorhanden, daß der Glaube Kopfglaube statt Herzensglaube werde, und daß wir vor lauter eingebildeter Erkenntniß der Wahrheit die Wahrheit nicht erkennen, noch auch durch die Wahrheit frei werden.

Auf Jesum Christum weist der Apostel, wenn er spricht: „In ihm war

das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen." Wer ihn hat, hat Leben, Licht und Wahrheit. Derselbe Apostel ruft den Christen zu: „Ihr habt die Salbung und wisset Alles." Wenn nur das Licht da ist! Bei keinem Menschen wird es ja freilich in diesem Erdenleben Alles, auch das Kleinste und Fernste gleich sehr beleuchten, aber glücklich der, welcher das Licht hat und in ihm das Mittel, Alles beleuchten, Alles erkennen zu können. „Der Geistliche richtet Alles und wird selbst von Niemand gerichtet," sagt Paulus, aber er gesteht auch: „Unser Wissen ist Stückwerk," und sehnt sich nach dem Tage, da er erkennen wird, wie er vom HErrn erkannt ist.

Wir haben die Wahrheit — so können wir sagen im Hinblick auf das von Gott in Christo uns dargebotene Heil, und indem Christus in uns durch den Glauben Gestalt gewinnt, wissen wir, was Wahrheit ist, und brauchen nicht erst zu suchen nach einer fernen Idee oder nach einem nebelhaften Traumbild. Und wir suchen die Wahrheit, indem wir ein Jeder für sich, aber auch in der Gemeinschaft der Kirche, welche eine Gemeinschaft des Glaubens und nicht des Unglaubens ist, immer mehr die Wahrheit, die wir haben, zu verstehen, zu erkennen, in's Leben einzuführen trachten, und nach dem Willen Gottes in unserem eigenen Leben und im Leben unserer Kirchen- und Volksgemeinschaft Gestalt gewinnen lassen.

Es ist ein schlimmer Fehlgriff, wenn man denen, welche die Wahrheit suchen, diejenigen als eine an Bildung und Tugend untergeordnete Species gegenüberstellt, welche die Wahrheit haben. Wer da wirklich hat, wird auch suchen; wer aber nicht haben will, sondern blos suchen, der wird gewiß nicht finden und niemals haben, ob er auch noch so viel auf seine Bildung und Tugend, auf Lessing und den Geist der Zeit sich zu Gute thäte. Darum und vor allen Dingen:

Ev. Joh. 5, 39.

Kirche und Theologie.

Vortrag von Professor Dr. Ed. Riehm,
gehalten auf der Versammlung des Evangelischen Vereins in Potsdam.
(Aus den Deutsch-Evang. Blättern.)
(Fortsetzung.)

Der Gewinn, welchen die freie Schriftforschung der Kirche gebracht hat, liegt auch für Jeden, der sehen will, offen genug zu Tage. Wir dürfen es ohne Selbstüberhebung, wir dürfen es mit Dank gegen den Herrn als eine Thatsache constatiren, daß er seiner Kirche durch seinen Geist, der in alle Wahrheit leitet, auf dem Wege der freien Schriftforschung heutigen Tages ein weit reicheres und tieferes Schriftverständniß geschenkt hat, als es zu irgend einer früheren Zeit in der Kirche vorhanden war. Es ist freilich wahr, daß wo der fromme Sinn älterer Schriftausleger tiefsinnige Räthselworte, geheimnißvolle Andeutungen, sinn- und kraftvolle Emphasen fand, wir vielfach in Folge der Fortschritte der Sprachwissenschaft und der Bekanntschaft mit dem Geist und der Ausdrucksweise des Orients nichts der Art mehr

finden können. Es ist wahr, daß der naive oder geistreich-spielende typologische Gebrauch des Alten Testaments sich sehr bedeutende Einschränkungen gefallen lassen muß, so daß ganze Bücher — ich erinnere beispielsweise an das Hohelied oder das Büchlein Esther —, in denen der fromme Glaube vormals mit besonderer Vorliebe Zeugnisse von der Gemeinschaft zwischen Christus und seiner Gemeinde suchte und fand, jetzt nur noch wenig in kirchlichem Gebrauch stehen. Es ist wahr, daß wir lange nicht mehr so viele directe Weissagungen auf Christum und überhaupt so viel specifisch christliche Erkenntniß im Alten Testament finden, als die frühere dogmatisirende und christologisirende Exegese. Aber alle solche scheinbaren Verluste sind reichlich dadurch ersetzt worden, daß die ganze Betrachtungsweise des Schriftwortes mehr geschichtlichen Charakter gewonnen hat. Denn die streng geschichtliche Auslegung hat einen viel tieferen Einblick eröffnet in den in Gottes Heilsplan begründeten großartigen teleologischen Zusammenhang des Alten und des Neuen Bundes, in die Abzielung der ganzen alttestamentlichen Oekonomie, des Gesetzes und der Prophetie, auf das Heil in Jesu Christo. Sie hat den idealen Kern, den reichen religiösen Gehalt der alttestamentlichen Weissagung weit mehr erschlossen, als es das einseitige Streben, möglichst viel bestimmte Prädictionen nachzuweisen, zu thun vermochte. Sie hat es ermöglicht, daß wir das Wort der Weissagung und das ganze alttestamentliche Schriftwort nicht mehr blos nach seinem übernatürlichen Ursprung, sondern auch nach seinem inneren genetischen Zusammenhang mit dem frisch und in ursprünglicher Kraft quellenden religiösen Leben Israels verstehen lernen; und damit wird nicht nur für die Wissenschaft und für den praktischen Schriftgebrauch der Reichthum seines lebenskräftigen Inhalts viel mehr erschlossen, sondern es tritt auch das ganze wunderbare Erziehungswerk Gottes an Israel, ja die gesammte göttliche Heilsoffenbarung mehr in das helle und lebensvolle Licht der geschichtlichen Wirklichkeit. — Und wenn wir im Neuen Testament nicht mehr die unterschiedslose Einheit eines rein göttlichen Zeugnisses von der seligmachenden Wahrheit finden können, sondern auch mancherlei individuelle Verschiedenheiten und relative Gegensätze in der menschlichen Auffassung dieser Wahrheit wahrnehmen, so hat auch das der Kirche keinen Verlust, sondern nur Gewinn gebracht. Denn einerseits dienen doch die Fortschritte der neutestamentlichen Exegese dazu, die Grundanschauungen unserer Kirche von dem Christenthum immer mehr als schriftmäßig, als mit denen der Apostel und mit dem Zeugniß Christi selbst übereinstimmend zu erweisen, und selbst von der Einzelauslegung besonders wichtiger Stellen hat ein so unverdächtiger Zeuge wie der sel. D. Winer bezeugt: „Der Streit unter den Exegeten hat gewöhnlich wieder auf das Verständniß, welches die protestantische Kirche früher (in ihrer orthodoxen Periode) festgehalten, als auf das richtige hingeführt!“ Andererseits hat die Erkenntniß der Mannigfaltigkeit neutestamentlicher Lehrtropen erst ein volles Bewußtsein von dem Reichthum der in Christo verborgenen Schätze der Erkenntniß erweckt und eine Fülle „von Keimen und Anregungen zu freieren und reicheren Ausgestaltungen des evangelischen Princips in dogma-

tischer, ethischer und praktischer Hinsicht" dargeboten! — An allem diesem Gewinn für das Schriftverständniß hat aber auch die freie kritische Forschung ihren wesentlichen Antheil. Ich verzichte darauf, dies näher nachzuweisen; ich will nur auf eines mich berufen. Die schwersten Bedenken hat man nicht ohne Grund vom kirchlichen Standpunkt aus gegen die Kritik der sogenannten Tübinger Schule erhoben, und dennoch hat vor einigen Jahren einer unserer hervorragendsten neutestamentlichen Exegeten, zugleich ein Mann, der auf dem Boden des kirchlichen Glaubens steht, trotz seines Gegensatzes zu jener Schule in Bezug auf ihre Voraussetzungen und weitaus den größten Theil ihrer Resultate, sich gedrungen gefühlt, von den unvergänglichen Verdiensten Zeugniß zu geben, welche sich Ferdinand Christian Baur durch seine historisch-kritische Methode um die Förderung des neutestamentlichen Schriftverständnisses erworben hat.

Unsere Kirche hat endlich ein Interesse an der Freiheit der theologischen Wissenschaft, weil sie ohne dieselbe ihre Aufgaben nicht erfüllen kann, den Inhalt ihres Glaubens mit der Zeitbildung zu vermitteln und das Evangelium als einen Sauerteig in der Zeitbildung wirksam werden zu lassen. Ich meine, wenn ich von der Zeitbildung rede, nicht überhaupt den Inhalt des herrschenden Zeitbewußtseins, die die Zeit beherrschende Welt- und Lebensanschauung, die gemeinüblichen Maßstäbe der Beurtheilung und Werthschätzung, die conventionell anerkannten Grundsätze und Maximen u. dgl. Zu dem, was Inhalt des herrschenden Zeitbewußtseins ist, wird die Kirche immer eine kritische Stellung einnehmen müssen. Denn so lange es noch weder zur reinen Ausgestaltung des Antichristenthums noch zur vollen Herrschaft des Geistes Christi gekommen ist, schließt der herrschende Zeitgeist immer Compromisse zwischen einander entgegengesetzten sittlichen und religiösen Principien, Compromisse, in welchen der Widerstreit dieser Principien eine Zeit lang zur Ruhe kommt. Die Kirche aber hat da die Aufgabe der kritischen Prüfung: sie muß ein offenes Auge für das haben, worin der christliche oder bestimmter der evangelische Glaube noch nachwirkt, ein offenes Auge für solche Ideen und Grundsätze, die von Hause aus Blüthen und Früchte des Christenthums sind, und die auch für die Kinder unserer Zeit noch einen guten Klang haben, aber von der Wurzel und dem Stamm, deren Lebenskraft sie hervorgetrieben, losgelöst worden sind, Ideen und Grundsätze, wie Humanität, Toleranz, Menschenwürde, Pflichtgefühl u. dgl.; sie hat zu zeigen, wie solche Ideen und Grundsätze nur echt und rein und kräftig bleiben, so lange die Lebensfasern nicht durchschnitten sind, welche sie mit den Grundgedanken des Evangeliums verbinden, andernfalls aber zu Trug- und Zerrbildern werden. Sie muß auch ein offenes Auge haben für alles, was überhaupt aus dem göttlichen Trieb des Menschengeistes, auf dem jedes ernstliche, sittliche und religiöse Streben beruht, was aus seinem verborgenen Verlangen nach Wahrheit, Gerechtigkeit, Frieden, Reinheit des Herzens hervorgegangen ist, kurz für alles, was man mit einem der tiefsinnigsten Kirchenlehrer als testimonium animae naturaliter christianae zusammenfassen kann. Andererseits aber hat

die Kirche auch die in dem herrschenden Zeitbewußtsein sich gelten machenden Principien, welche mit dem wahren Christenthum im Widerspruch stehen, scharf in's Auge zu fassen; Anschauungen und Grundsätze, die aus solchen Principien erwachsen sind und sich vielleicht in das blendende Gewand des Wahrheitsscheines gekleidet haben, bis zu ihrer Wurzel zu verfolgen, so daß ihr Widerspruch mit der göttlichen Wahrheit bloßgelegt wird; und sie kann solchen Principien mit all ihren Consequenzen nur abweisend, richtend, verurtheilend entgegentreten. So gewiß das Eifern mit Unverstand nur vom Uebel ist, auf Compromisse darf sich die Kirche hier nicht einlassen, sondern hat das zweischneidige Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, zu gebrauchen, um zu zerstören alle Anschläge und alle Höhe, die sich erhebt wider die Erkenntniß Gottes, und gefangen zu nehmen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi (2 Korinther 10, 5). Wollte sie Frieden predigen, wo doch kein Friede ist und sein kann, so wäre sie nicht mehr Werkzeug des heiligen Geistes, sondern des Lügengeistes der falschen Prophetie.

Nicht den gesammten Inhalt des herrschenden Zeitbewußtseins also meine ich, wenn ich von der Zeitbildung rede; Zeitbildung nenne ich im allgemeinen die zu einer bestimmten Zeit erreichte Stufe in der Erhebung des Menschlichen zu dem ihm durch seine Idee vorgesteckten Entwickelungsziel. Insbesondere aber kommt diese Zeitbildung hier in Betracht nach der Seite der Erkenntniß, also sofern sie in maßgebender Weise repräsentirt und in ihrem Charakter beeinflußt und bestimmt ist durch die jeweilige Entwickelungsgestalt der Wissenschaft. Die in dieser herrschenden Anschauungen, Grundsätze, Methoden, die Richtungen, welche sie einschlägt, ihr mühsam durch viele und mannigfaltige Geistesarbeit errungener Erkenntnißertrag — alles dies verbreitet sich durch Tausende von Kanälen in alle Schichten der Gesellschaft, zunächst in die Kreise der Gebildeten und nach und nach immer weiter hinunter in das Volk. So entsteht ein Apparat von Begriffen, welcher unter den Genossen einer bestimmten Zeit die gegenseitige Verständigung und Mittheilung des errungenen Erkenntnißbesitzes ermöglicht, eine Summe von mehr oder weniger zum Gemeinbesitz gewordenen Erkenntnissen, Anschauungen, Vorstellungen, Axiomen; eine gewisse Uebereinstimmung in den Anforderungen, die man an eine Beweisführung, an die Methode einer Untersuchung, an die Entwickelung einer Wahrheit, an die Darstellung der Geschichte stellt, u. s. w. Freilich hat diese Zeitbildung heutzutage viel weniger einheitlichen Charakter als in den früheren Zeiten, wo sie unter der Herrschaft eines entweder kirchlichen, oder auch philosophischen Systems stand. Auch abgesehen von den fundamentalen religiösen und sittlichen Gegensätzen in der gesammten Welt- und Lebensanschauung, die ihren Einfluß überall und so auch in dem hier in Rede stehenden Gebiet geltend machen, hat das Auseinandergehen der verschiedenen Zweige der Wissenschaft, die starke Lockerung des höheren Einheitsbandes, welches sie alle in lebendiger Wechselbeziehung erhalten sollte, auch in der Zeitbildung viel mehr und viel größere Gegensätze zur Folge gehabt. Aber doch gibt es bei allen Gegensätzen und

Verschiedenheiten vieles, worin die Zeitbildung ihren Einfluß auf Alle geltend macht. Auch wir alle sind Kinder unserer Zeit, moderne Menschen. Es wäre leicht zu zeigen, wie z. B. die große Erweiterung, welche unsere Erkenntniß der Gesetzmäßigkeit des Geschehens in der Natur den Fortschritten der Naturforschung verdankt, auf die ganze Welt- und Lebensanschauung einen Einfluß übt, dem Keiner, dem auch kein noch so energischer Bekämpfer des herrschenden Zeitgeistes und entschiedener Verfechter des absoluten Wunderbegriffs sich zu entziehen vermag. Es wäre leicht zu zeigen, wie die Begriffe der Vermittelung, der organischen Entwickelung und dgl. für unsere Betrachtung aller Erscheinungen aus dem Gebiet der Außenwelt und der Geisteswelt eine weit umfassendere und tiefergreifende Bedeutung gewonnen haben. In der Darstellung der Geschichte fordern wir eine viel gründlichere und kritischere Erforschung der Quellen und Urkunden, ein viel unbefangeneres Sichhineinversetzen in den Geist vergangener Jahrhunderte und anderer Völker, eine viel objectivere Erfassung der inneren Triebkräfte der Geschichte. Kurz es gibt einen Einfluß der Zeitbildung auf die ganze Anschauungs- und Betrachtungsweise, der ein gemeinsamer ist.

Zu der Zeitbildung in dem angegebenen Sinn des Wortes hat die Kirche ein positives Verhältniß; nichts von dem, was die weltliche Wissenschaft in allen ihren Zweigen auf ihrem eigenen Gebiete, sei es auf dem Weg philosophischer Speculation oder mittelst der inductiven Methode der Naturforschung oder auf dem Wege historischer Untersuchung erforscht hat und wofür sie mit Recht die Geltung und Anerkennung wirklicher Wahrheitserkenntnisse in Anspruch nimmt, ist für die Kirche etwas Fremdes oder ihr Widerstrebendes; da heißt es: alles ist euer. Von der Theologie aber muß sie in Bezug auf alles dies die Erfüllung einer doppelten Aufgabe fordern.

Die erste derselben betrifft die Darstellung und Begründung des Glaubensinhaltes selbst. So gewiß es eine heilige Pflicht der Kirche ist, von dem Inhalt des Glaubens der Apostel und Reformatoren nichts an die wechselnden Strömungen der Zeit preiszugeben, ebenso gewiß ist es ein Lebensinteresse der Kirche, diesen Glaubensinhalt dem Bewußtsein der Zeitgenossen möglichst nahe zu bringen, ihn also mit der Zeitbildung, mit der ganzen Erkenntnißphäre einer bestimmten Zeit zu vermitteln. Der erkenntnißmäßige, lehrhafte Ausdruck des Glaubens, die Art seiner Begründung, die Methode in dem Nachweis seiner urkundlichen Bezeugung, die Betrachtungsweise des geschichtlichen Entwickelungsganges des Christenthums und der Kirche muß daher einem durch die Unterschiede der Zeitbildung bedingten Wechsel unterliegen. Die Aufgabe besteht nicht blos darin, in dem Inhalt des herrschenden Zeitbewußtseins Anknüpfungspunkte für den Inhalt des Evangeliums aufzusuchen, sondern aus den echten und gesunden Elementen der Zeitbildung die Formen für ihn zu schaffen, welche den Erkenntnißbedürfnissen und Anforderungen unserer heutigen wissenschaftlichen Bildungsstufe entsprechen. Selbst die katholische Kirche kann, obschon sie ihre Lehre im Wesentlichen in den überlieferten Formen autoritätsmäßig hinstellt und

den Glauben des Gehorsams fordert, doch einer durch theologisch-wissenschaftliche Arbeit hergestellten Vermittelung derselben mit der Zeitbildung nicht entbehren. Wie viel weniger kann dies die protestantische Kirche. Sie darf nie vergessen, wie viel zur Erneuerung der Kirche die Verbindung der religiösen Grundprincipien der Reformation mit dem Humanismus beigetragen hat. Gerade vermöge dieser Verbindung haben die Reformatoren dem evangelischen Glauben einen für ihre Zeit nicht blos genügenden, sondern mustergültigen Ausdruck gegeben. Es hieße aber die Erkenntnißmittel, welche Gott uns geschenkt hat, verschmähen, wenn unsere Kirche nicht allen Fleiß anwendete, für unsere Zeit dasselbe zu erstreben, was sie für ihre Zeit erreicht haben. Bloße Modificationen der kirchlichen Lehrformen an einzelnen Punkten können hier nicht genügen; die Arbeit darf kein Stück- und Flickwerk, sie muß eine Arbeit aus dem Ganzen und Vollen sein; ihr Ziel muß eine einheitliche Neugestaltung der wissenschaftlichen Darstellung des unwandelbaren Inhalts des Evangeliums sein, die in allen ihren Theilen der heutigen wissenschaftlichen Zeitbildung entspricht.

Man mißverstehe dies nicht! Nicht das ist die Meinung, daß das Evangelium mit Worten menschlicher Weisheit verkündigt werden und dadurch an Kraft gewinnen sollte. Nur das ist die Meinung: es solle das Evangelium nicht so verkündigt werden, daß die Kinder unserer Zeit den Eindruck haben müssen, es möge wohl in vergangenen Zeiten seine Bedeutung für die Cultur und das nationale und menschliche Leben gehabt haben, habe sie aber jetzt nicht mehr. Nur das wird gefordert, daß, wie der Apostel Paulus in der Liebe Christi den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche zu werden wußte, so auch die Kirche in der Liebe Christi bei der Verkündigung des unwandelbaren Evangeliums ihre Stimme so zu wandeln wisse, daß ihre Sprache den Kindern unserer Zeit nicht fremd und unverständlich erscheine. — Auch das ist nicht die Meinung, daß die Theologie, insbesondere die Dogmatik wieder, wie es eine Zeit lang der Fall war, in Abhängigkeit von den in raschem Wechsel einander ablösenden philosophischen Systemen kommen sollte. Das Bewußtsein, daß sie ihre eigenthümlichen Grundlagen, Erkenntnißquellen und dadurch bedingten Erkenntnißwege hat, soll sie sich keineswegs wieder nehmen lassen. — Endlich ist auch das nicht die Meinung, als ob die Grundformen der reformatorischen Lehrbildung nicht ihre bleibende Bedeutung für die protestantische Theologie behalten sollten. Nur wenn unsere Zeitbildung nicht mehr unter dem bestimmenden Einfluß des Princips des Protestantismus stünde, wäre daran zu denken. So lange aber der Protestantismus noch eine geistige Macht ist, wird auch die geforderte Neugestaltung des lehrhaften Ausdrucks des evangelischen Glaubens immer noch die Grundcharakterzüge der reformatorischen Lehrform erkennen lassen müssen.

Mit diesen Limitationen aber müssen wir eine der heutigen wissenschaftlichen Zeitbildung entsprechende gründliche und durchgreifende Neugestaltung des evangelischen Lehrsystems als eine unsrer Kirche gestellte Aufgabe ansehen. Und wie könnte die Theologie diese Aufgabe erfüllen, ohne das Zusammen-

wirken mannigfaltiger Kräfte und ohne Freiheit der Bewegung? Wie vermöchte sie das, ohne daß auch Fehlgriffe und Verirrungen vorkommen dürfen? Gehen sie im letzten Grunde aus dem redlichen Streben hervor, das Evangelium als eine Kraft Gottes unsern Zeitgenossen nahe zu bringen, so werden sie auch der Kirche gewiß keinen Schaden bringen. (Schluß folgt.)

Ueber die Vorbildung der Diener des göttlichen Wortes.

Referat auf der Versammlung der evangelischen Allianz in Basel im October 1879 von Prof. Ch. Porret in Lausanne.

(Aus dem Französischen übersetzt von P. A. H. Zeller in Buffalo, N. Y.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Es wäre an der Zeit, daß man wieder auf eine vernünftige Methode zurückkäme und den Grundsatz Pestalozzis, wie in allen andern Gebieten, so auch in dem unsrigen zur Geltung kommen ließe. Zweck der Theologie ist das Leben der Kirche. Wozu wird uns denn aber ein Studienplan ausgearbeitet, der alle möglichen Wissenssysteme umfassen muß ohne anderen Grund dafür als den der Speculation oder Tradition, des Vorurtheils oder der alten Gewohnheit? Verlangen wir nach einer Methode, wie sie sich für unser Jahrhundert gebührt, so müssen wir die Theologie dem Kreise wieder zurückgeben, dem sie naturgemäß angehört, nämlich der Kirche. Die Grundsätze und das Verzeichniß der Studien müssen aus dem innersten Wesen der Kirche hervorgehen und auf die Bedürfnisse der Gegenwart berechnet sein. Durch den Zusammenhang mit der Kirche müssen sie sich stets erneuen und verjüngen, wie sie auch mit Rücksicht auf dieselbe aufgestellt werden müssen. Die Veteranen im Ministerium, die im Dienst ergrauten Pastoren, müssen ihre Stimme erheben und uns sagen, was die Kirche zu verlangen hat und was zur Zeit die Erfordernisse des Predigtamts sind. Haben wir ein offenes Auge für die Beurtheilung der Zeichen der Zeit, damit wir in Sachen des theologischen Unterrichts, was überflüssig und veraltet ist, fahren lassen und es durch solche Studien ersetzen, die den jetzigen Bedürfnissen der Kirche entsprechen.

Wir kommen nun sogleich zum zweiten Theil unseres Berichtes, nämlich zur Untersuchung etwaiger Veränderungen in den Studien der künftigen Prediger des Evangeliums, welche uns unter den gegenwärtigen Verhältnissen nothwendig erscheinen.

II. Nothwendige Veränderungen für die Gegenwart.

Die Fragen nach den Umgestaltungen, wie sie bei der gegenwärtigen Sachlage dringend nothwendig geworden sind, lassen sich auf die folgenden zwei zurückführen, auf die wir schon am Anfang hingewiesen haben:

1. Ist es rathsam neue Arbeiter auszubilden, welche man den Pastoren beiordnen könnte, ohne daß sie die ganze Reihe der gewöhnlichen Studien durchlaufen hätten?

2. Sind an den eigentlichen pastoralen Studien selbst Veränderungen

vorzunehmen, so daß dieselben mit den jetzigen Bedürfnissen besser übereinstimmen und vielleicht auch die Einrichtung neuer Berufsarten hervorrufen?

A. Die Einführung von Evangelisten.

Angesichts des zunehmenden Bedürfnisses an Arbeitern ist es natürlich, daß man sich fragt, ob die theologischen Studien für die Predigt des Evangeliums durchaus nothwendig sind. Die Apostel, die ersten Prediger und Missionare, waren nicht durch unsere Universitäten gegangen und hatten deßwegen doch keine weniger fruchtbare Amtsführung; aber auch sonst zeigen es zahlreiche Fälle, daß Prediger ohne wissenschaftliche Bildung in ihrer Arbeit außerordentlich reich gesegnet waren. Die Gaben, welche der Herr seinen Dienern austheilt, haben eine Kraft, die man nicht durch Studien erlangt. Sollte es ihm nicht gefallen, in unserer Zeit des Unglaubens gerade darin seine Ehre zu erweisen, daß er, wie in den ersten Zeiten, sich Diener bildete, in denen seine Kraft sich besonders deutlich offenbarte? Wäre die Kenntniß der Bibel, verbunden mit lebendiger Frömmigkeit, nicht hinreichend, um aus einem Mann, den der Herr sendet, einen treuen Zeugen zu machen? Man müßte von einem schriftwidrigen Priestergeist eingenommen sein, wenn man einer solchen Anschauung widersprechen wollte, wie sie auch Spittler und Ludwig Harms bei ihren Missions-Unternehmungen hatten. Ja, es wäre ein Segen für die Kirche Gottes, wenn man Botschafter des Evangeliums hätte, die durch kurze und praktische Studien dem Volke nicht entfremdet worden wären, wie es bei den so oft abstracten und immer verlängerten theologischen Studien der Fall ist. Sie wären einfacher und volksthümlicher und könnten darum auch eher an solchen Orten auftreten, wo der Pastor nicht leicht Zugang findet; und außerdem wären sie viel leichter in voller Zahl zu erhalten, um den stets zunehmenden Bedürfnissen nachzukommen. Aber leider! die Erfahrung bestätigt diese Hoffnungen nicht, welche die Kirche sich von dieser Seite mit Recht sollte machen dürfen. Ja, man muß eben immer auch unsre menschliche Natur in Rechnung nehmen, sowohl bei Christi Dienern, als bei den einfachen Gläubigen. Wenn Jeder sich nach dem Rath des Apostel Paulus (Röm. 12, 3) richten und an seinem Platz bleiben und nicht höher von sich halten würde, denn sich's gebühret zu halten, dann ginge das Alles ganz wunderschön. Aber der alte Mensch in uns will immer höher und größer sein, und er ist auch nach der Bekehrung nur allzu lebendig. Ja, was wird aus Solchen, die anfangs nur einstudirte Evangelisten sein sollten, wie bald sieht man sie den Pastor spielen, die weiße Halsbinde anziehen und nur auf die erste beste halboffene Thüre warten, um das Evangelistenamt an den Nagel zu hängen und aus ihrer bescheidenen Stelle wieder auszutreten! Ja, noch mehr: Man rechnet darauf, daß sie, gerade weil sie nicht studirt haben, um so mehr die Einfalt sich bewahren und von Zerstreuung frei bleiben, unter der die Graduirten nur allzu oft leiden? Aber siehe da! sie werden im Gegentheil so geziert und verschroben als möglich mit der Mühe, die sie sich geben, ihren Mangel an Studium, den sie als den allerschlimmsten Fehler ansehen, nicht merken zu lassen. Die Volksthümlichkeit findet sich bei

ihnen sehr häufig ebenso viel weniger, als man glaubte auf sie rechnen zu können. Um Gottes Werk auszurichten, müssen die Evangelisten in der Einfalt bleiben; sie müssen wie David auf jede andere Waffe verzichten, außer dem Stab und der Schleuder des Hirten; wollen sie Sauls Waffenrüstung anlegen, so verurtheilen sie sich selbst zur Unfähigkeit.

Wenn wir zu diesen ernsten Schwierigkeiten noch hinzunehmen, daß das Evangelisten-Amt, weit entfernt, einfacher zu sein, als das Pastoren-Amt, zum Wenigsten ebenso große Schwierigkeiten darbietet, so kommen wir zu dem Schluß: Gründliche Studien sind immer wünschenswerth für Alle, die sich der Predigt des Evangeliums widmen. Der Herr aber kann ohne Zweifel auch noch Andere erwecken, ihm kann es immer gefallen, Männer zu senden wie Amos, die weder Propheten sind, noch Prophetensöhne, und sein Wort in ihren Mund zu legen, aber Solche bedürfen dann auch keiner kirchlichen Weihe zur Ausübung ihres Dienstes.

Uebrigens, hier ist noch ein anderer Gedanke. Von vorhandenen Thatsachen können wir nicht absehen und es scheint Alles darauf hinzuweisen, daß Evangelisten ohne theologische Studien nothwendig sind. In dieser Lage glauben wir, wäre es die beste Lösung, Handwerker-Evangelisten einzuführen, welche von Ort zu Ort gehen und dabei auf ihrem Handwerk arbeiten und den Arbeiterbevölkerungen Evangelium predigen würden; nach dem Erweis einer gewissen Befähigung wäre für sie ein guter biblischer Unterricht genügend. Diese Lösung der Sache könnte freilich zu radikal scheinen; wir widmen daher noch einige Worte den Evangelisten-Schulen und beschränken uns dabei nur auf kurze Andeutungen darüber, was sie sein sollen oder eigentlich, was sie nicht sein sollten.

Es ist hierüber wohl Alles Nöthige gesagt, wenn man wiederholt, daß der Unterricht gründlich biblisch sein und nur das Eine Ziel haben muß, die Schrift zu kennen und lieb zu gewinnen. Doch mag die Bemerkung nicht nutzlos sein, daß solche Schulen nicht theologische Fakultäten in kleinerem Maßstabe sein dürfen. Gerade mit Rücksicht auf die Gefahren, welche wir oben bezeichnet haben, müßten sämmtliche theologische Fächer vom Programm derselben gestrichen werden. Wir haben Evangelisten-Zöglinge gesehen, welche Exegese getrieben haben — freilich nur nach einer Uebersetzung, aber still davon — und Dogmatik und Hermeneutik und Homiletik und viele andere Fächer .... Da versuche man hintennach, ihnen einzureden, sie hätten nicht Theologie studirt! Sollen die Zöglinge in der Einfalt erhalten werden, so lasse man diese ganze akademische Terminologie weg und gebe ihnen einen Bibel-Cursus, Bibel-Einleitung, das Nöthigste von der Kirchen-Geschichte und ferner statt Dogmatik und Ethik einen guten Cursus über Religionslehre. Auf diese Art kommen sie zu einer guten Theologie, aber wie Herr Jourdain zu seinem Glück, er wußte nämlich selbst nicht wie, und das wäre für sie und für ihr Werk nur um so besser.

B. Verbesserungen in den eigentlichen theologischen Studien.

1. Wir kommen zuerst an die Frage nach dem Zuwachs neuer Zöglinge.

Die Zahl der Zöglinge, die aus Gymnasien kommen, ist nicht genügend und andererseits gibt es junge Leute, welche sich zuerst für eine andere Laufbahn entschlossen haben, eines Tags aber von des Herrn Hand ergriffen, sich gedrungen fühlen, Prediger zu werden. Sie haben ein Pädagogium oder Klassen der Industrieschule durchlaufen oder nur die einfache Bürgerschule, sollte man Solchen den Zugang zum theologischen Studium nicht erleichtern, indem man, was ihnen fehlt, durch ein beschränktes Maß von klassischer Vorbildung ersetzte? Dieser außerordentliche zweckmäßige Unterrichtsgang hat schon sehr glückliche Resultate geliefert. Der Weg ist freilich ein schlüpfriger und man ist sehr in Gefahr, ein Prinzip zu mißbrauchen, das an sich vortrefflich ist, das aber mit zu viel Nachsicht angewendet, die traurigsten Folgen haben könnte. Wenn man dem sehr natürlichen Wunsch nach Abkürzung der langen Studienzeit bei solchen jungen Leuten nachgibt, welche das gewöhnliche Alter der Vorbereitung schon ziemlich hinter sich haben, so liegt die Gefahr nahe, daß dadurch die wissenschaftliche Höhe der Studien und ferner auch der ganzen pastoralen Körperschaft herabgestimmt werde. Ganz besonders aber kann man sich an den Leuten selbst verrechnen, welche man in dieser Weise zu begünstigen glaubte. Was sind denn die theologischen Studien eigentlich, wenn sie nicht auf der allein festen Grundlage der humanen Wissenschaften beruhen? Geben wir wohl Acht, daß wir bei der Abkürzung klassischer und wissenschaftlicher Vorbereitung das richtige Maß halten! Es ist tausendmal besser — und hiemit kommen wir in Betreff dieses Punktes zu dem Resultat, daß man, wenn die Studien in gewissen Ausnahmefällen reducirt werden sollen, die Abkürzung an den eigentlich theologischen Studien selbst vornehmen sollte. Ein Mensch, der eine gute klassische Bildung besitzt, könnte einen guten Pastor abgeben mit nur ganz mäßigem theologischen Schulsack, wenn zu seiner Bildung nur eine gründliche Bibelkenntniß hinzugethan wird. Er wäre unvergleichlich viel besser vorbereitet, als Einer, der sich mit vieler Mühe eine vollständige Theologie aufbauen wollte, ohne dazu den sprachlichen und philosophischen Boden zu haben. Ehe man ein Theolog wird, muß man ein Mensch sein. Nächst der lebendigen Erkenntniß Gottes gibt es nichts, das einem Verkündiger des Evangeliums so dringend nothwendig wäre, als dieses, daß er selbst ein rechter voller Mensch sei, dem nichts Menschliches fremd ist und der auch den Menschen kennt, für den das Evangelium bestimmt ist. Es gibt aber nichts Anderes, was den Menschen in uns so entwickelt und bildet, als die mit Recht so genannten humanistischen Wissenschaften; sie sind das Hauptbildungsmittel für die Schärfung des Verstandes, sie machen unsre Fähigkeiten geschmeidig, erweitern unsern Horizont und bringen uns erst Unseresgleichen näher, selbst Solchen, die weniger gebildet sind, weil wir sie in der inneren Tiefe kennen lernen, die oft an ihnen bemerkbar wird.

Wenn der künftige Prediger des Evangeliums nothwendig ein voller Mensch sein und die anderen Menschen kennen muß, so sind die blos vorläufigen Studien für solches Erforderniß nicht hinreichend, sondern auch die eigentlich theologischen Studien müssen in derselben Richtung wirken. Unter

den jetzigen Umständen aber sind die theologischen Studien vielmehr geeignet, uns einzuengen und uns von unseren Mitmenschen zu trennen. Es wäre schon recht, wenn sie von der Welt und vom Uebel uns weit weg brächten, aber die Trennung von den Mitmenschen ist nicht gerade ein Vortheil für unsre Heiligung und hindert unsre Arbeit an ihnen. Hüten wir uns wohl, daß wir nicht durch unsre Schuld die Scheidewand noch höher machen, welche heutzutage die große Menge vom Evangelium fern hält. Wenn jemals die Prediger-Seminarien vermauert waren, so ist das in jetziger Zeit der Fall, während im Gegentheil die Studien dem modernen Zeitgeist offen begegnen sollten. Strafbar wäre es, wenn man die Studenten über das Alles in Unwissenheit lassen wollte, was ihr Mitgefühl entwickelt für alle edlen und rechtmäßigen Bedürfnisse, welche die Herzen ihrer Mitmenschen beschäftigen, über Alles, was sie ihren Mitmenschen näher bringt, sie mitten in's Leben einführt, wie auch über Alles, was ihre Kenntniß der Menschen und des praktischen Lebens beeinträchtigt. Das Evangelium muß allen edlen und aufrichtigen Bewegungen unseres Jahrhunderts entsprechen und in unser eigentliches Leben eingreifen, wie das zu allen Zeiten seine Wirkung war. Denn es ist ewig jung und erneut sich täglich, ohne daß es, um auf der Höhe einer Zeit zu stehen, sich jemals zu ändern braucht. Wir sind es, in denen die Einheit zu Stande kommen soll zwischen dem stets lebendigen Evangelium und unseren heutigen Zeitrichtungen. Eben deßwegen müssen wir mit unseren Zeitgenossen zusammenleben; mißachten wir sie, so laufen wir Gefahr, ihnen das Evangelium in solch eigenthümlicher Art anzubieten, wie es zu anderer Zeit verstanden wurde, und dann ist es unsere Schuld, wenn diese veraltete Form sie abstößt.

2. Wir haben gesagt, es sei nothwendig, die Studien dem jetzigen Leben besser anzupassen; aber wie soll man das anfangen? Die Aufgabe wird schwierig, sobald man die Mittel und Wege näher betrachtet, wodurch sie gelöst werden soll. Ich kann mich nicht lang dabei aufhalten in einem Bericht, für den die Zeit zugemessen ist. Ich begnüge mich nach Aufstellung des Princips zu sagen, daß es eine Hülfe dafür gibt, indem man entweder die Studenten in Berührung bringt mit den Leuten und mit den Bedürfnissen, die das praktische Leben mit sich bringt, oder indem man ihnen etliche neue Unterrichtsfächer gibt; unter den letzteren nenne ich hauptsächlich die Staatswirthschaft und die Religionsgeschichte, ferner etliche Curse, welche die praktischen Zeitfragen berühren, z. B. Missionsgeschichte und eine Studie über populäre Traktate und Bibliotheken. Ich weiß wohl, daß der Studien-Kreis schon zu weit ausgedehnt ist, und daß es fast nicht möglich ist, das Programm noch mehr zu überladen, aber warum sollte man dasselbe nicht auf anderer Seite beschneiden können, um für diese dringenden Bedürfnisse der Gegenwart Raum zu gewinnen? Wenn man mich fragt, welche Fächer weggelassen werden sollen, so antworte ich, das kann man unmöglich im Voraus bestimmt angeben, denn es kommt ganz auf die Geistesrichtung und den Zweck des Unterrichts an. Ein Fach, das seinem Namen nach für unerläßlich gilt, könnte ohne Schaden wegbleiben, oder auf die Hälfte reducirt werden, wenn es vorzugsweise abstrakt und specu-

lativ gehalten wird, und umgekehrt könnte ein anderes, das man seinem Titel nach als überflüssig wegläßt, von großem Nutzen sein, wenn es seinem Inhalt nach biblisch und seiner Richtung nach praktisch gegeben wird. Es ist nicht unsre Sache, eine Auswahl zu treffen, wir begnügen uns mit der Aufstellung des Princips: Wir müssen ganze Männer sein und die Menschen mit Fleisch und Bein, wie sie sind, kennen lernen, an die Gott uns sendet mit der Verkündigung seines Wortes.

3. Muß man die Menschen kennen, für welche das Evangelium bestimmt ist, so ist es nicht weniger nothwendig, das Mittel zu kennen, dessen man sich bei der Verkündigung bedient. Gott kann ohne Zweifel einen Moses trotz seiner schweren Zunge berufen (2 Mose 4, 10) und einen vorzüglichen Diener des Amtes aus ihm machen. Er erwählt einen Paulus, 2 Cor. 10, 10. 11, 6, dessen Rede verächtlich und albern war, um einer wohlberedten und gewandten Welt die alles vorwiegende Gnade Jesu Christi zu verkündigen. Geben wir unserem Gott dafür die Ehre und lassen wir ihm seine unumschränkte Freiheit; aber wir dürfen darum seine gewöhnlichen Wege nicht verkennen, und sobald wir die Berechtigung der Studien überhaupt anerkennen, so dürfen wir das für's öffentliche Reden unerläßliche Studium der Sprache nicht hintansetzen. Wir wollen damit gewiß nicht einer eigentlichen Rednerschule oder den Vorzügen wohlklingender Beredtsamkeit das Wort reden. Im Gegentheil, wir fordern die Kenntniß der Sprache im Namen der Einfalt und der Wahrheit selbst. Warum geben sich Prediger, die eine Meisterschaft in schöner Sprache besitzen, so übertriebene Mühe mit der äußeren Form ihres Vortrages und runden ihre Sätze mit einer Selbstgefälligkeit ab, daß die ernste Würde der Predigt darunter leidet? Wir bestreiten nicht, daß das vorkommt, aber wenn Viele damit Mißbrauch treiben, ist das ein Grund, um das wunderbare Mittel der Sprache selbst zu tadeln? Und andererseits könnte man ebenso leicht Beispiele genug anführen, von Predigern, welche in einen hochtrabenden, schwulstigen, erkünstelten Ton verfallen, weil sie die wahrhaft beredte Einfachheit nicht zu finden wissen, die weder Kunstgriffe noch Flitter braucht.

Welch unschätzbarer Vortheil ist es doch, die Wahrheit in ihrer ganzen Klarheit und Schönheit vortragen zu können, ohne sie mit unpassenden Ausdrücken oder mühsamen Auseinandersetzungen zu beeinträchtigen. Aber dazu kommt man nicht in einem Tage, sondern es erfordert längere Uebung. Es ist daher unabweisbar, daß auf Alles, was zur Sprache und zum Vortrag gehört, bei der Vorbildung derer mehr Sorgfalt verwendet werden sollte, deren künftige Aufgabe es ist, zu ihren Brüdern zu sprechen. Dies wäre überdies das beste Mittel, um der zweiten von uns aufgestellten Bedingung zu entsprechen, nämlich den humanen Studien. Ich gehe sogar noch weiter: ich glaube, daß hier die Lösung einer schwierigen Frage sich finden ließe. Ich meine in Betreff der homiletischen Uebungen. Niemand wird leugnen, daß die Angesichts der Kritik ausgearbeiteten und vor einem fingirten Auditorium gehaltenen Predigten immer etwas Gemachtes, Schiefes und Bedenkliches an sich haben. Dies kann eine der priesterlichen Würde der Predigt wohlanstehende Vorbereitung sein.

k

Wohlan, warum sollten diese künstlichen Einübungen nicht aufgehoben werden, wodurch so leicht in den Bildungsgang junger Leute eine falsche Richtung hineingebracht wird? Man könnte sie durch zahlreiche Sprechübungen ersetzen, die nicht mehr von heiligen Dingen handelten und deßwegen ohne Schaden für die Frömmigkeit und das christliche Leben zerpflückt werden könnten. Dabei würden die jungen Leute richtig reden, gut aussprechen und ihre Gedanken klar und geordnet vortragen lernen. Kurz, Alles was zur Logik und Sprache gehört, wäre dabei Gegenstand pünktlichster Pflege und gerade dies verträgt sich nicht wohl mit der Predigt-Kritik. Zur rechten Zeit könnten dann solche Zöglinge der Ausarbeitung eines Gedankenganges mit soviel wirksamerer Kraft und Aufmerksamkeit sich hingeben, weil sie nach der richtigen Form nicht mehr ängstlich zu suchen hätten, denn diese käme ihnen leicht und natürlich.

Wir wollen damit die religiösen Vorträge nicht ganz abschaffen, aber der Zögling soll sie halten vor einer eigentlichen Zuhörer-Versammlung in Gegenwart eines Pastors etwa, der ihm seinen Rath geben kann, und ehe er öffentlich auftritt, sollte er gehalten sein, das Manuscript dem Professor vorzulegen, der ihm darüber seine kritischen Bemerkungen zu machen hat. So wäre jede Predigt ausgearbeitet mit Rücksicht auf eine wirkliche Gemeinde und wäre eine amtliche Handlung und nicht blos ein theatralisches Machwerk.

Wir schließen unsere Betrachtung, indem wir die Grundideen wiederholen, die sich uns daraus zu ergeben scheinen. Um drei Dinge handelt es sich bei der Vorbereitung der Prediger: nämlich die Botschaft, die er zu verkündigen hat, die Menschen, für welche diese Botschaft bestimmt ist, und die Sprache, deren er sich bedient, um diese Botschaft an die Menschen auszurichten. Bis jetzt hat man sich fast ausschließlich mit dem ersten Punkt (der Botschaft selbst) beschäftigt. Man hat die Erforschung der Botschaft bis auf das ganze große Gebiet der Wissenschaften ausgedehnt, welche man Theologie nennt. Man hat sich sogar so lange beim Studiren der Schale, nämlich der Theologie, aufgehalten, daß man, wenn überhaupt, doch kaum mehr recht an den Kern kam, nämlich an die Bibel. Die beiden andern Aufgaben hat man fast ganz brach liegen lassen; weder die Kenntniß der Menschen, noch die der Sprache ist zu ihrem gebührenden Rechte gekommen, und es ist die Aufgabe unserer Zeit, ihnen den Platz einzuräumen, den sie bis jetzt nicht inne gehabt haben. Das können, das müssen wir thun zur Ehre unseres Gottes!

Thesen.

A. Die grundlegenden und bleibenden Principien.

1. Der Herr Jesus behält sich selber das Recht vor, seine Diener auszubilden mit oder ohne Studien. Ihr Lehrer ist der heilige Geist. Die Studien müssen daher durchaus den Gaben und der Befähigung untergeordnet werden, die vom heiligen Geiste kommen.

2. Der Gegenstand ihrer Studien ist das Wort Gottes. Die heilige Schrift ist die Grundlage und der Mittelpunkt ihrer ganzen Ausbildung.

3. Der Zweck der Studien ist, Pastoren zu bilden und nicht Theologen im gewöhnlichen Sinne des Worts. Die wahre Theologie besteht vor Allem

nicht in der Gelehrsamkeit, sondern in der praktischen Erkenntniß der Wahrheit Gottes und in der Pflege derselben mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Kirche.

Hieraus ergibt sich, daß der Unterrichtsplan der theologischen Facultäten nicht nach der Tradition und Gewohnheit, sondern nach den Bedürfnissen der Kirche eingerichtet sein sollte. Er sollte aus dem innersten Wesen der Kirche abgeleitet und den Anforderungen der Gegenwart angepaßt sein.

B. Zeitgemäße Veränderungen.

1. Berufung von Evangelisten.

Die Berufung von Dienern der Kirche, welche keinen vollständigen Studien-Gang durchgemacht haben, ist in der Theorie zwar sehr wünschenswerth, begegnet aber in der Praxis bedenklichen Schwierigkeiten. Besser wäre es, Handwerker-Evangelisten auszubilden.

Die Evangelisten-Schulen dürfen nicht theologische Facultäten im Kleinen sein.

2. Verbesserungen im eigentlichen theologischen Studium.

a. Der Bewegung, welche darauf aus ist, die klassischen Studien zu beschränken, darf man nicht nachgeben. Wenn eine Verminderung der Studien eintreten soll, so muß sie eher die theologischen als die humanistischen Fächer treffen.

b. Den gegenwärtigen Zeitfragen sollte im theologischen Unterricht viel mehr Platz eingeräumt werden. Die Zöglinge müssen die Menschen kennen lernen und an dem Leben ihrer Mitmenschen Theil nehmen.

c. Die Sprache sollte sorgfältig gepflegt werden. Zahlreiche Sprechübungen würden die Predigtübungen vortheilhaft ersetzen, und diese müßten wirklichen Predigten Platz machen.

In der sich daran anschließenden Debatte nahm Professor Thomas von Genf das Wort und sagte Folgendes: „Ich habe mich nur ungern entschlossen, Bemerkungen zu machen, folge aber dem gegebenen Beispiel. Ich freue mich sehr über das, was ich gestern und heute Abend gehört habe. Eine wichtige Bewegung nimmt hier ihren Ursprung, aber auch auf kleine Anfänge muß man aufmerksam machen. Lassen Sie sich's nicht verdrießen, wenn Sie nach der gewaltigen Stimme eines Luthers die schüchterne eines Melanchthon oder Oekolampad vernehmen. Ich bedaure, daß in den Thesen, die uns vorgelesen wurden, das Wort Gottes oder die Schrift zu sehr verwechselt ist mit Jesu Christo. Lasset uns die Schrift nicht an Christi Stelle setzen; die Schrift ist es nicht, was uns selig macht. Es könnte das allerlei traurige Folgen nach sich ziehen. Auch war nicht genug Raum gegeben für die Geschichte der Kirche, d. h. für Jesum Christum, wie er in seinem Volke lebt.

Zweitens bemerke ich: die christliche Theologie wurde betrachtet, als wäre sie nur zum Dienst der Kirche da. Das ist ein Wort von Schleiermacher, aber ich glaube, daß dem eine schwache Seite in Schleiermachers Glauben anhängt. Jesus Christus ist nicht nur der Weg und das Leben, er ist auch die Wahrheit. Die Theologie wurde nicht deutlich genug dargestellt als die

Wissenschaft, deren Gegenstand die Kenntniß der christlichen Wahrheit ist. Man muß doch in der That zuerst von der Wissenschaft an sich handeln. Entschuldigen Sie mich, wenn ich so rede. Ich glaube, wenn wir Jesum Christum hochhalten, so halten wir auch das Wort Gottes hoch, und das Wort Gottes führt uns immer mehr dahin, daß wir uns vor Jesu Christo in den Staub niederwerfen. Damit unser Glaube uns nicht beschränkt mache, lasset uns Männer sein im vollen Sinne des Wortes. Ich habe gesprochen."

Darauf erwiederte der Referent Professor Porret: „Ich danke Herrn Thomas für die Gelegenheit, die er mir verschafft hat, meine Anschauungsweise zu erklären. Wenn ich so verstanden werden konnte, als stelle ich die Schrift über Jesum Christum, so thut mir das sehr leid, das ist nicht mein Gedanke. Wenn wir aber die Schrift recht hoch halten, so geschieht es darum, weil sie uns Christum gibt, einen andern Werth hat sie nicht. Das Alte Testament führt uns zu Jesu Christo und das Neue Testament zeigt Ihn uns. Das ist der Grund, warum die Schrift Alles ist in den theologischen Studien. Sie ist das Werkzeug des Herrn; er wollte seines Wortes als der höchsten Macht sich bedienen, weil der heilige Geist uns dadurch Jesum Christum mittheilt. Ich bleibe daher bei meiner Bezeichnung der Theologie. Sie ist nicht die Wissenschaft vom ersten Besten, sondern die Wissenschaft des Glaubens. Ich muß bekennen, ich habe Vorurtheile; ich könnte das Buch eines Ungläubigen nicht mit demselben Zutrauen aufschlagen, wie das Buch eines Gläubigen; ich fühle mich nicht auf einem und demselben Boden mit dem ersteren. Wenn es nicht zweierlei mathematische Wissenschaften gibt, so gibt es doch zwei verschiedene theologische Wissenschaften. Und was die rein wissenschaftliche Theologie betrifft, so ignorire ich sie, denn sie ist nicht die Wissenschaft des Glaubens."

Kirchliche Rundschau für den Monat August.

Der internationale Anthropologen-Congreß war in der Mitte des Monats in Berlin versammelt. Vor zwei Jahren beim Congreß in München war es, wo Dr. Virchow rief: „Wir können es nicht lehren, wir können es nicht als eine Errungenschaft der Wissenschaft bezeichnen, daß der Mensch vom Affen oder von irgend einem andern Thier abstamme," und wo derselbe Mann, den man für die Säule der exacten Naturwissenschaft anzusehen gewohnt ist, warnte, man solle sich doch in den Kreisen der Naturforscher doppelt hüten, „in die Köpfe der Menschen, und ich muß es besonders betonen, in die Köpfe der Schullehrer hineinzutragen, was wir blos vermuthen."

Derselbe Virchow stand auch beim letzten Berliner Anthropologen-Congreß unter den Leitern in erster Reihe; es war deßhalb von vornherein zu erwarten, daß auch diesem Congreß Mäßigung, anlangend die christliche Lehre, eignen würde. So ist es denn auch im Ganzen und Großen gewesen. In dem Berichte über die wissenschaftliche Entwickelung des letzten Jahres nahm der General-Secretär der anthropologischen Gesellschaft wiederholt Anlaß, sich gegen die verkehrte Popularisirung naturwissenschaftlicher Resultate auszusprechen, welche zu den einseitigen Parteizwecken und unter Mißbrauch eines von allen ernsten Forschern gefeierten Namens die objective Wahrheit in ein dogmatisches Zerrbild herabzuziehen trachte. Gerade die letzten Forschungen hätten für die Einheitlichkeit des Menschengeschlechtes gegenüber dem Thierreich gesprochen.

Bischoffs Untersuchungen von mehr als 1000 Gehirnen haben erwiesen, daß es nicht etwa genüge, einen Affen und mehrere Generationen seiner Nachkommen unter den preußischen Schulmeister zu stellen, um einen Menschen zu entwickeln; Virchow hat gewarnt vor dem falschen Gebrauch des Wortes Atavismus und dem gegenüber auf das Gesetz der Vererbung hingewiesen. Daß hin und wieder auf Christenthum und Dogma gestichelt wurde, wird namentlich aus dem Munde des Dr. Virchow nicht Wunder nehmen. Uns genügt, eine erfreuliche Uebereinstimmung gegen tendenziöse Voreiligkeit in der Deutung der naturwissenschaftlichen Probleme constatiren zu können.

Von 30 verwaisten Pfarreien der Limburger Diöcese werden in Folge der neuen preußischen Kirchengesetze 11 wieder einen geregelten Gottesdienst erhalten. — Der Aufenthalt des Dr. Melcher in Rom, des abgesetzten Erzbischofs von Köln, soll, nach der in klerikalen Kreisen herrschenden Meinung, den Zweck haben, sowohl einen Nachfolger für das Erzbisthum Köln zu ernennen, als auch die Instruktionen für die Verhandlungen in Wien festzustellen. Man glaubt, daß der abgesetzte Erzbischof auf eine Rückkehr in sein Bisthum verzichten werde. Das Dombau-Fest*) wird am 15. Oktober, dem Geburtstage Friedrich Wilhelms IV., des Kirchen-Erbauers, gefeiert werden. — Zu dem nach Baden-Baden ausgeschriebenen Congreß der Altkatholiken des deutschen Reichs, welcher vom 12.—14. September stattfinden soll, werden zahlreiche Besuche erwartet. Auch ist die Mitwirkung des Bischofs Reinkens, des Anführers der Bewegung, gesichert. — Aus Dietrichswalde wird gemeldet, der Bischof Kremenz habe die Frauen und Mädchen, welche sich der Vision der Mutter Gottes rühmen, in ein entlegenes Kloster bringen lassen, weil dieselben sich von den Fremden zum Wahrsagen verleiten ließen. — In Posen haben die katholischen Kirchenvorstände der verwaisten Parochieen am 17. August eine Zuschrift von dem Commissar für die Vermögensverwaltung erhalten, wonach in Bezug auf die Gehälter der Vikare die milderen Bestimmungen des neuen kirchenpolitischen Gesetzes zur Anwendung kommen werden. — Die Stadt Kempen in der Rheinprovinz feierte am 11. August den 500jährigen Geburtstag des gottseligen Thomas a Kempis, des Verfassers des weltbekannten Büchleins, „von der Nachfolge Christi."

Den Bischöfen in Belgien ist von Rom aus die Weisung zugegangen, dem Staate mit neuen Schulen Concurrenz zu machen und die jüngste Allocution des Papstes möglichst unter das Volk zu verbreiten. Wie verlautet, wird die Regierung jene Allocution unerwidert lassen, da sie nur längst bekannte Dinge wiederholt und Forderungen enthüllt, die mit dem Staatsgedanken in Widerspruch stehen.

Die Geistlichen der Normandie haben auf Anweisung des Bischofs, eigentlich auf Veranlassung des päpstlichen Nuntius zu Paris, öffentlichen Protest erhoben gegen die verbreitete Nachricht, daß sie bei Gelegenheit der Durchreise des Präsidenten Grevy ihre Sympathie mit der republikanischen Regierung kundgegeben hätten. Dem gegenüber fehlt es denn natürlich nicht an Demonstrationen der Republikaner gegen die Kirche und das Christenthum. Daß Letzteres für die Sünden der römischen Kirche verantwortlich gemacht wird, ist in Frankreich nichts Neues. Im Gemeinderath von Lyon stellte ein Herr Julian den Antrag, es sei im Salle d'Asyle der Avenue des Deux-Ponts das Christusbild zu entfernen und durch eine Büste der Republik, geschmückt mit der phrygischen Mütze, zu ersetzen. Ein anderes Mitglied der Behörde stellte den Gegenantrag: Das Gesetz schreibe vor, daß in den öffentlichen Schulen und Asylen ein Christusbild angebracht werde; auch habe das Bild der Republik ganz wohl neben dem des Erlösers Platz. Ein Herr Combet wehrte sich eifrig für das Verbleiben des Crucifixes, aber mit seltsamen Gründen: Christus sei der erste größte Republikaner, der Vorläufer der Sanscülotten u. s. f. Der Gemeinderath entschied sich für den Antrag Julians, also dafür, daß der Herr Christus — bildlich und eigentlich! — der „Republik" den Platz zu räumen habe. Die Franzosen scheinen nicht übel Lust zu haben, in der Unvernunft so lange fortzuschreiten, bis sie wieder bei der „Göttin der Vernunft" angelangt sind.

*) Dessen Programm der deutsche Kaiser Wilhelm selbst entworfen hat, und welches nach seinem Willen als ein allgemeines deutsches Fest gefeiert werden soll.

Am 4. August hat Papst Leo XIII. durch ein eigenhändig niedergeschriebenes Breve den berühmten Theologen des Mittelalters Thomas von Aquin (gest. 1274, Lehrer in Köln, Paris und Rom) zum Schutzpatron aller katholischen Lehranstalten erklärt; zugleich wurde eine glänzende Herausgabe der Werke dieses Heiligen beschlossen, wozu der Papst die ansehnliche Summe von 300,000 Lire anwies und den beauftragten Herausgebern ein besonderes Lokal in dem Gebäude der „Propaganda-Fide" einräumen ließ. Wie es in dem Breve heißt, entspricht der Papst hierin dem heißen Wunsche zahlreicher Bischöfe und den demüthigen Bittschriften vieler Akademien und gelehrten Gesellschaften, nicht minder aber auch dem eigenen Herzensantrieb. Er ist überzeugt, daß die thomistische Lehre eine ausnehmende Kraft besitze zur Heilung der großen Zeitgebrechen. Der heil. Thomas, „der durch Wissenschaft und Tugend allezeit wie die Sonne glänzte", sei das vollkommenste Vorbild, welchem katholische Christen bei der Pflege der Wissenschaft nacheifern können. Seine unbesiegbare Lehre flöße ihren Gegnern einen tiefen Schrecken ein und verdiene um so mehr studirt zu werden, als sie Vernunft und Glauben in jenen richtigen Einklang bringe, der einzig im Stande sei, das Verderben zu überwinden, welches zu Anfang des 16. Jahrhunderts angerichtet wurde. „Denn damals begann man (Luther, Zwingli und Calwin natürlich!) die Keime einer alles Maß überschreitenden Freiheit auszustreuen, die da bewirkte, daß die menschliche Vernunft die göttliche Autorität offen verschmäht." „So erklären wir kraft unserer allerhöchsten Autorität, zur Verherrlichung des allmächtigen Gottes, zur Ehre des engelgleichen Lebens, zum Wachsthum des Wissens, zum allgemeinen Nutzen der menschlichen Gesellschaft, den engelgleichen Lehrer St. Thomas zum Patron der Universitäten und katholischen Schulen und wollen, daß er als solcher von Allen geehrt und verehrt werde." — Dieser und ähnliche päpstliche Erlasse zeigen recht deutlich, welche tiefe Kluft unser protestantisches Denken von demjenigen der römischen Katholiken trennt. Die geistige Größe eines Thomas von Aquin, namentlich für seine Zeit, leugnen wir keineswegs, aber wie ein Christ, der auch nur den 91. Psalm kennt, überhaupt das Bedürfniß eines menschlichen Schutzpatrons empfinden kann, ist uns einfach unbegreiflich.

Während auf den schweizerischen und deutschen Lehrertagen Ausfälle gegen das positive Christenthum nachgerade stehende Regel geworden sind, protestirte der skandinavische Lehrer-Congreß, der 5000 Theilnehmer stark in Stockholm tagte, mit großer Energie gegen die von einigen schwedischen Freidenkern angestrebte Entchristlichung der Volksschule. Hertzberg aus Christiania hielt einen Vortrag über die Pflicht der Schule, den Schülern eine christliche Lebensanschauung beizubringen, in welchem er zuerst darauf hinwies, daß die Entwicklung der Wissenschaften immer größere Anforderungen an die Schule stelle. Die Naturwissenschaften erforderten Facheintheilungen, dadurch werde aber der Hauptzweck der Schule, die moralische Entwicklung, gestört; es gebe darum nur noch eine Rettung, wenn eine Centralmacht alle Zweige des Unterrichts umfasse, eine Macht, vor der sich alle andern Rücksichten beugten. Eine solche Macht sei das Christenthum; nur durch dieses werde eine ruhige und gesunde Entwicklung in der Schule ermöglicht. Diese Ausführungen fanden seitens der schwedischen Freidenker den entschiedensten Widerspruch. Ein Dr. Nyström erklärte sich gegen jede Glaubenslehre, da eine solche in den Narrenkasten gehöre. Er wurde wiederholt heftig unterbrochen, so daß der Vorsitzende Mühe hatte, die Ruhe wieder herzustellen. Sein Antrag, den Religionsunterricht im Lehrplan der öffentlichen Schulen gänzlich zu streichen, wurde fast einstimmig abgelehnt.

Bemerkung. Wir hoffen ,in den nächsten Nummern dieser Zeitschrift auch die Erscheinungen auf den kirchlichen Gebieten dieses Landes der Rundschau hinzufügen zu können; für diese Nummer war dies, da das nöthige Material an Wechselblättern 2c. zu spät, des Redactionswechsels wegen, in unsere Hände gelangte, nicht mehr möglich.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang VIII. December 1880. Nro. 12.

Betrachtung am Reformationsfest 1880.

Von P. J. Bank in Buffalo, N. Y.

Wir haben soeben gehört, warum und wie die Reformation zu Stande kam.*) Lasset uns nun auch sehen, welches die Folgen dies großen, von Gott gewollten Werkes waren. Werfen wir also einen Ueberblick auf den Verlauf der Sache in der der Reformation zugefallenen Christenheit bis auf die Gegenwart. Es kann sich natürlich nur um eine allgemeine Umschau und eine kurze Uebersicht handeln, wenn man einen so umfangreichen und ausgedehnten Gegenstand in einer halben Stunde betrachten will. Doch die Sache ist ja auch der Art, daß eine solche summarische Behandlung nicht nur möglich, sondern unter Umständen zu empfehlen ist. Wir haben dann umsomehr Recht und Pflicht, unser Thema etwas enger zu begrenzen, und nur von den Folgen der Reformation auf religiös-kirchlichem Gebiete zu reden, — also mit Uebergehung dessen, was die Kirchenerneuerung und Reinigung auf den übrigen Gebieten des Lebens, dem sittlichen und socialen, dem der Kunst und Wissenschaft, dem politischen u. s. w. gewirkt hat.

Das Nächste, was wir nun auf dem so bestimmten Beobachtungsfelde wahrnehmen, ist eine Thatsache, die schon oft Ursache zu allerlei Klagen und Fragen geworden ist: nämlich die Trennung der reformatorischen Christenheit in zwei Parteien und Sonderkirchen, eine lutherische und eine reformirte. Wir wollen hier die angedeuteten Klagen nicht durch neue vermehren, sondern gleich zur Sache schreiten, nämlich zur Erklärung des fraglichen Umstandes. Um die erwähnte Trennung recht zu würdigen, hat man sich vor allen Dingen daran zu erinnern, daß dieselbe nicht etwa erst nachträglich entstanden oder gar gemacht worden ist, sondern daß sie von Anfang an, wenigstens dem Keime nach, vorhanden war. Das Reformationswerk, wenn es auch wesentlich auf ein und demselben Grunde ruhte und ein und dasselbe Ziel verfolgte, wie es denn auch in den Haupt-, Glaubens- und Lebensprincipien übereinstimmte, so war es doch von Anfang an in seiner besonderen Aus-

*) Es war bei einer gemeinsamen Feier am Abend des Reformationsfestes, wo der erste Redner, ein reform. Pastor, über die Ursachen der Reformation und der zweite, ein evang. Prediger, über den gegenwärtigen Zustand der protestantischen Kirche sprechen sollte. Da aber, als der Zweite begann, die Zeit bereits sehr weit vorgerückt war, so mußte derselbe sehr abkürzen und konnte nur Bruchstücke aus seiner concipirten Rede mittheilen, wie sie nun hier in extenso vorliegt. Ist sie in ihrer verkürzten Gestalt dem Einen oder dem Andern etwas eckig und anstößig erschienen, so ist das nicht des Autors Schuld.

und Durchführung zwar kein gegensätzliches, aber ein verschiedenes Werk. Es würde zu weit führen, wenn wir hier die Gründe darlegen wollten, welche diese Verschiedenheit bedingten; es genüge, einfach auf dieselbe als eine wirklich vorhandene Thatsache hinzuweisen. Man kann aber den Unterschied kurz kennzeichnen, wenn man die beiden Hauptpersonen einander gegenüberstellt, welche der doppelten Richtung der reformatorischen Bewegung den Anstoß gegeben, und im Großen und Ganzen auch die Bahn vorgezeichnet haben, und welche darum mit Recht als die beiden Hauptreformatoren betrachtet werden: Luther, den Mann mit dem tiefen innigen Gemüthsleben, und Zwingli, den Mann mit der klaren und scharfen Verstandesthätigkeit. Was nachträglich geschah, und wozu besonders der Abendmahlsstreit einer- und der Bilderstreit (Streit mit Carlstadt) andrerseits die äußere Veranlassung darbot, war nur eine vollständigere Hervorkehrung und Herausbildung des Unterschiedes, und darum freilich auch eine theilweise gegensätzliche Spannung desselben. Daß aber dieser so gewissermaßen „forcirte" relative Gegensatz kein ursprünglicher und absoluter, oder wenn wir so sagen dürfen, kein principieller war, dafür sind auf beiden Seiten, lutherischer und reformirter, Männer wie Melanchthon und Calvin die schlagendsten Belege. Doch die einmal vorhandene Trennung erhielt sich bis auf die Gegenwart.

Nicht, als ob es an Versuchen zur Vereinigung gefehlt hätte. Dieselben begannen vielmehr schon, wie bekannt ist, zu Luthers und Zwinglis Zeit, und wurden, wenn auch lange ohne besondern nachhaltigen Erfolg, immer wieder erneuert. Erst im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts kam eine wirkliche und dauernde Union zu Stande und zwar durch den frommen König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Von 1817 an haben sich in verschiedenen deutschen Ländern die Lutheraner und Reformirten zu einer gemeinsamen Landeskirche, der unirten oder vereinigt-evangelischen, zusammengeschlossen. Und auch in diesem Lande (Amerika) hat die „evangelische" Kirche festen Fuß gefaßt und sich ausgebreitet. Nun aber wird eben das dieser Vereinigung hauptsächlich zum Vorwurf gemacht, daß sie das Werk eines irdischen Königs, eines weltlichen Machthabers sei, der doch eigentlich in Sachen des Reiches Gottes und der Kirche Jesu Christi nichts zu befehlen habe. Allein man vergißt dabei, daß der wirklich wahrhaft fromme Herr, dem der Jammer der Trennung und der gegenseitigen Bekämpfung der protestantischen Kirchen tief zu Herzen ging, nicht blos ein König auf Erden, sondern auch ein Bürger des Himmelreichs, daß er auch und zwar in erster Linie ein Christ war. Wohl hat ihm sein irdisches Königthum die äußere Macht und Gewalt verliehen, sein Vorhaben in's Werk zu setzen und durchzuführen; aber der Gedanke und der Plan dazu ist seinem frommen, gottesfürchtigen Herzen entsprungen, ist aus seinem christlichen Sinn uud Streben hervorgegangen, die so lange zerrissene evangelische Christenheit zu vereinigen und die alte schmerzhafte Wunde zu heilen. Und gerade dieser Umstand gibt uns auch den richtigen Maßstab zur Beurtheilung des Unionswerkes an die Hand. Der Gedanke und der Plan dieses Werkes ist ein Gott wohlgefälliger und für die evangelische Christenheit nützlicher und heilsamer gewesen und ist es noch heute;

die besondere Ausführung desselben aber war in mancher Hinsicht eine fehlerhafte, ja, zum Theil eine ungerechte — wegen der Vereinigung und Vermischung des weltlichen mit dem geistlichen Regimente, des Staates mit der Kirche. An dieser Vermischung aber trug Friedrich Wilhelm III. keine größere Schuld, als alle andern irdischen Gewalthaber trugen: er hatte sie einfach als ein Erbe von den Vätern überkommen.

Ein zweiter Vorwurf, den man der Union macht, besteht darin, daß dieselbe in einer glaubenslosen Zeit entstanden und nur in einer solchen möglich gewesen sei. Das Bewußtsein dessen, was man an seiner Kirche habe und was die Reformation der Christenheit gebracht, kurz das confessionelle evangelische Bewußtsein sei damals Vielen fast gänzlich entschwunden gewesen. Daher sei man für ein Werk empfänglich, ja nach demselben begierig gewesen, das die Unterschiede zwischen den einzelnen Kirchen und Confessionen verwischte, damit aber auch die christliche Entschiedenheit und Bekenntnißtreue aufhebe. Dies ist wohl der stärkste und härteste Vorwurf, den man gegen die Union und die unirte Kirche erheben kann; und es soll auch nicht geleugnet werden, daß es leider nicht wenige sogenannte „evangelische" Christen und Gemeinden gegeben hat und noch gibt, auf welche diese Beschuldigung Anwendung findet. Aber, um was es sich hier handelt, ist die Frage: Kann und darf die Union als solche, an und für sich betrachtet, als eine Frucht oder ein Werk des Unglaubens oder der Gleichgültigkeit und Lauheit angesehen werden?

Diejenigen, welche dies behaupten, übersehen dabei eine große und wichtige Thatsache, nämlich daß der Einführung der Union die Zeit der Befreiungskriege unmittelbar vorangegangen ist. Das aber war eine Zeit der Demüthigung und der Erhebung eine Zeit schwerer Drangsale und hoher Begeisterung, tiefer ernster Einkehr in sich selbst und inneren und äußeren Auflebens, kurz, eine Zeit wahrer Reue und Buße auf der einen und neuer Zuversicht und lebendigen Glaubens auf der anderen Seite. Und gerade eine solche Zeit, wo man, des langen und ärgerlichen Zankens und Streitens über meist untergeordnete Dinge müde und überdrüssig, wiederum einzig und allein die Hauptsache im Christenthum und schließlich im christlichen Bekenntniß ergriff und zwar mit verjüngtem Eifer und erneuter Kraft ergriff und festhielt, nämlich den einfältigen Glauben an die durch Christum Jesum geschehene Erlösung, gerade eine solche Zeit, sagen wir, war dazu geeignet und — fügen wir getrost hinzu — auch dazu geschaffen, dem von Gott gewollten Werk der Union den rechten Grund und Boden zu bereiten. Wohl gab es damals tausend und aber tausend Geister, die dem flachen und gemeinen ("vulgaeren") Rationalismus verfallen waren. Sie jauchzten und fielen der Union in Haufen zu — aber nicht, als ob sie die Urheber oder auch nur die wahren Förderer derselben gewesen wären: sie waren vielmehr nur der Troß, der mit nebenher läuft und auch mit in das Feldgeschrei einstimmt, aber wenn's in's Treffen geht, sich in gehöriger Entfernung hält. Daß diese Troßknechte und Troßbuben dem Unionswerk geschadet haben und noch schaden, darf und wird uns nicht Wunder nehmen, wenn wir uns erinnern

und bedenken, was einst in der Zeit der alten Kirche die jüdisch und heidnisch gesinnten Christen, die sogenannten Judaisten und Ebioniten auf der einen und die Nicolaiten und Gnostiker auf der anderen Seite dem ächten apostolischen Christenthum geschadet haben. Nein, die Zeit, in welcher die Union ihren Ursprung hatte, war eine Zeit schwerer und ernster Erfahrungen und Heimsuchungen, aber auch eine Zeit der Auflebung, der Begeisterung und Erneuerung. Und darum, weil dieselbe einen bewährten Grund hat, hat sie auch eine bleibende Zukunft.

Daß aber ungeachtet der Union und nebst der unirten Kirche auch noch die beiden Sonderkirchen, die lutherische und reformirte, fortbestehen, davon ist abgesehen von einzelnen Persönlichkeiten und den von solchen beherrschten Kreisen, die Ursache weniger darin zu suchen, daß man eine grundsätzliche Abneigung gegen jenes Werk gehabt hätte, als vielmehr in äußerlichen Umständen.*) Entweder war kein Anlaß und keine Gelegenheit zu einer Vereinigung vorhanden, indem die ganze Landeskirche nur einer Confession angehörte, oder aber man fühlte das Bedürfniß einer Vereinigung nicht so stark, wie andern Orts, weil eine jede der beiden Sonderkirchen einen milderen Charakter trug, mehr das evangelische, als das lutherische resp. reformirte Prädicat und Merkmal betonte. So bestehen denn freilich in Folge der Union nicht eine, sondern in Wahrheit drei evangelisch-protestantische Kirchen neben einander: eine lutherische, eine reformirte und eine unirte; und das Uebel der Trennung scheint also durch das Unionswerk nicht nur nicht gehoben, sondern sogar noch verschlimmert worden zu sein. Indeß das ist nur Schein, der Schein aber trügt. In Wahrheit verhält sich's ganz anders. Wer die Geschichte der protestantischen Kirche kennt, der weiß, daß trotz allem exclusiven Wesen, das sich hier und da breit macht, heutzutage ein Geist ächter Toleranz herrscht, wie er, so lange die protestantische Kirche, oder vielmehr die protestantischen Kirchen bestehen, vorher nie geherrscht hat. Wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir behaupten, daß das eine Frucht des Unionswerkes ist. Ein solches Fest, wie wir es heute Abend feiern, mit einer Festgemeinde, wie sie hier zusammen gesetzt ist, wäre vor der Ein- und Durchführung der Union gar nicht möglich gewesen. Nicht blos innerhalb der unirten Kirche selbst finden die beiden Bekenntnißstandpunkte, der lutherische und reformirte, volle Anerkennung und gleiche Berechtigung, wenn sie nur nicht feindlich gegen einander auftreten, sondern auch gegen die noch nicht geeinigten Confessionen beweist die unirte Kirche nicht bloße Duldung, sondern eine wirkliche Theilnahme und Liebe als zu Gliedern einer und derselben Gottesfamilie und Gemeinschaft im Herrn. Kurz, sie erkennt die Genossen der Sonderkirchen als Brüder in Christo an und behandelt sie öffentlich und sonderlich als solche. Und diese brüderliche Gesinnungs- und Handlungsweise wird, wenn auch nicht von allen, so doch von gar manchen Seiten, rechts und links reichlich erwiedert. Was aber noch wichtiger ist, es hat sich in Folge der Union

*) Auch selbst die erwähnten Persönlichkeiten und Kreise, die sich geflissentlich und hartnäckig gegen die Union verschlossen haben, sind meistentheils erst durch die zwangsmäßige Durchführung der Vereinigung zur Opposition gegen dieselbe getrieben worden.

auch eine echt evangelische Theologie und Glaubenslehre herausgebildet, die immer mehr Eingang findet und selbst die Sonderkirchen in Lehre und Praxis mehr oder weniger beeinflußt.*) Auf der anderen Seite hat die Union der protestantischen Kirche auch das Verhältniß derselben zu — ich will nicht sagen der katholischen Kirche, aber doch der katholischen Christenheit nicht unbedeutend modifizirt und moderirt. Auch hier ist der Einfluß dieses Werkes ein wohlthätiger gewesen, indem die starre Abschließung beiderseits mehr und mehr gemildert und des Feindseligen vieles beseitigt worden ist. Daß sich dies vornehmlich auf die deutschen Katholiken bezieht, ist begreiflich; denn die Union ist eben ein deutsches Werk. Sollen wir nun, alles Bisherige zusammenfassend, die heilsamen Wirkungen des Unionswerkes kurz bezeichnen, so können wir sagen: dasselbe hat nach innen und nach außen wesentlich dazu beigetragen, das Gemeinsame in den christlichen Confessionen und Kirchen, den Glauben an die „Eine heilige allgemeine christliche Kirche" wieder recht lebendig und nachdrücklich zum Bewußtsein zu bringen und im kirchlichen Leben möglichst durchzuführen.

Es bleibt uns nun noch übrig, ein Wort über den allgemeinen Zustand der evangelischen Christenheit in der Gegenwart, insbesondere über ihre Vorzüge und ihre Mängel, sowie ihre Aufgabe zu sagen. Einen Vorzug haben wir schon angedeutet, den einer größeren echt christlichen Toleranz. Dieselbe aber hat wieder mancherlei segensreiche Wirkungen in ihrem Gefolge. So z. B., daß die verschiedenen evangelischen Denominationen, mit Ausnahme der strengen Lutheraner, die sich leider sehr exclusiv verhalten, immer mehr Hand in Hand mit einander gehen und für die Ausbreitung des Reiches Gottes in und außerhalb der Christenheit gemeinsam kämpfen und wirken, und deßhalb auch, weil einmüthig betend und mit vereinten Kräften arbeitend, mehr ausrichten und erreichen, als dies früher der Fall war. Man denke nur an die mannigfachen Arbeiten und Früchte der inneren und äußeren Mission, der Verbreitung von Bibeln, Tractaten und anderen christlichen Schriften. Eine weitere Folge der genannten evangelisch-christlichen Toleranz ist die gegenseitige Theilnahme und Gemeinschaft, wie sie sich bei kirchlichen Festlichkeiten und anderen öffentlichen und sonderlichen Veranlassungen und Gelegenheiten kund gibt und bethätigt. Kurz, es weht ein mehr freundlich gesinnter brüderlicher Geist durch die verschiedenen Zweige und Abtheilungen der evangelischen Christenheit hindurch, der selbst die zwischen ihr und der katholischen Christenheit noch bestehende Kluft vielfach auszufüllen oder zu überbrücken vermochte. Und wohl verstanden, das Alles, ohne daß man im Allgemeinen dabei die Wahrheit und den eignen Glauben verleugnete. Aber die Liebe erweist sich auch hier als die „größeste." — Ein zweiter Hauptvorzug der Gegenwart besteht darin, daß man die rechte Glaubens- und Gewissensfreiheit mehr zu bewahren

*) Wir nennen diese Theologie darum eine „echt evangelische", weil sie die heilige Schrift als die alleinige Quelle und Norm des Glaubens und Lebens nicht nur anerkennt, sondern auch als solche wirklich gebraucht und verwendet. Dem Principe nach hat ja das die protestantische Kirche und Theologie von Anfang an gethan. Aber es ist noch ein großer Unterschied zwischen der bloßen Aufstellung eines Princips und seiner wirklichen Anwendung und consequenten Durchführung.

weiß, als dies bis dahin der Fall war. Es ist das die evangelisch-christliche Freiheit überhaupt, eine Errungenschaft der Reformation, die aber leider in der nachfolgenden Zeit zunächst wieder verkümmert und dann schließlich arg mißbraucht worden ist. Die Union hat dazu geholfen, den rechten Gebrauch der evangelischen Freiheit wieder zum Bewußtsein und zur Anwendung zu bringen. Es ist das eine Freiheit, die nicht in Ungebundenheit besteht, sondern ihre Schranken hat, aber nicht an menschlicher Willkür, sondern an göttlicher Autorität. Die Union hat das bewirkt durch die völlige und unbedingte Unterwerfung aller menschlichen Autoritäten unter die einige und alleinige göttliche, in Glauben und Leben, in Lehre und Verfassung, in Cultus und Regiment. Mögen auch einzelne Ausschreitungen vorkommen, sie finden immer wieder ihre Berichtigung oder Verurtheilung durch den gesunden Sinn und das maßvolle Gericht der Kirche im Ganzen.

Daß es neben diesen gewiß nicht gering anzuschlagenden Vorzügen und ungeachtet derselben auch ebenso große Nachtheile und Schäden und Gebrechen in der evangelischen Kirche der Gegenwart gibt, könnte auf den ersten Blick sehr befremden. Aber wo Licht, da auch Schatten, so lange wir noch nicht dort sind, wo es keinen Wechsel des Lichts und der Finsterniß mehr gibt. Ich kann und will die Schattenseiten hier nur kurz berühren. Wir rechnen dazu vor allen Dingen den Abfall eines nicht unbedeutenden Theiles evangelischer Christen von dem Glauben ihrer Väter. Ferner die Gleichgültigkeit Vieler gegen die Gnadenmittel ihrer Kirche. Also dort, bei den Erstern, offenbarer Unglaube bis zur Feindschaft wider Christum und sein Reich; hier ein Zustand, den man am besten bezeichnet, wenn man auf diese Gleichgültigen die Worte anwendet: Sie sind weder kalt noch warm, sondern lau, und darum werde ich sie aus meinem Munde ausspeien. Wir könnten sicherlich noch mehr Fehler aufzeichnen, z. B. auf der einen Seite ein sog. forcirtes Wesen des Christenthums, auf der andern ein exclusives; aber wir wollen es bei dem Gesagten bewenden lassen. Sind's doch ohnehin Dinge, die allgenugsam bekannt sind und beklagt werden.

Die Aufgabe der evangelischen Christenheit der Gegenwart ergibt sich aus dem Bisherigen leicht; aber die Lösung dieser Aufgabe ist nicht leicht. Es genügt nichts Geringeres, als sich auf's Neue in den Grund zu versenken, aus welchem die Reformation hervorgegangen ist. Handelte es sich dabei blos um die Einzelnen, um diejenigen nämlich, welche diese Aufgabe, ihre Nothwendigkeit und die Weise ihrer Lösung erkannt haben oder noch erkennen, so wäre die Sache auch nicht so schwer. Aber es gilt, die Gesammtheit, also auch die Gleichgültigen und selbst die Abgefallenen wieder zu der verlassenen Quelle zurückzuführen. Dazu aber gehört mehr als menschliche Kraft und Weisheit, dazu gehört ein Vermögen, das nur Der darreichen kann, der mit Seiner Kraft in unserer Schwachheit mächtig ist. Ob Er es thun will, d. h. ob Er will, daß die Gesammtheit wirklich zurückgebracht werde, was ja gar Manche bezweifeln, das müssen wir eben in Geduld und Glauben abwarten. Es gilt also in letzter Beziehung, ihr Brüder und Schwestern in Christo Jesu, daß wir gemeinsam und einsam, in den öffentlichen Tempeln, am Hausaltar

und im Kämmerlein heilige Hände und Herzen erheben zum Herrn, und Ihn in Einem Geiste bitten und anflehen, Er wolle sich der Kirche, Seiner Heerde, selber annehmen, und die Zerstreuten suchen und sammeln. Das aber muß geschehen in aller Demuth und Lauterkeit, nicht im pharisäischen Geiste, der, wenn er es auch nicht offen ausspricht, doch im Grunde des Herzens denkt und redet: ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie die Andern; sondern im echten Zöllnersinn, der zuerst an seine eigene Brust schlägt und ruft — nicht vor und zu den Menschen, sondern vor und zu dem Herrn: Gott sei mir Sünder gnädig! Auf diese Weise kam ja auch die Reformation zu Stande. Der Kampf wurde zuerst in Luthers Zelle, ja in Luthers Brust durchgekämpft. Also völlige und gänzliche Umkehr und Zurückführung zu dem unerschöpflichen Schatze des alten und doch ewig neuen Gotteswortes, unter fleißiger Aufhebung der Hände zum Gebete, daß der allmächtige und gnädige Herr seiner Kirche das Wort und das Werk der Erneuerung segne.*) Dies in wenigen Worten die Aufgabe der evangelischen Christenheit in der Gegenwart. Ein echtes Unionswerk, wie es kein schöneres geben kann. Daß es aber erfüllt und vollbracht werde, das walte Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist! Amen.

Kirche und Theologie.

Vortrag von Professor Dr. Ed. Riehm,
gehalten auf der Versammlung des Evangelischen Vereins in Potsdam.

(Schluß.)

Die andre Aufgabe, welche die Kirche der Theologie in Bezug auf die Zeitbildung stellt, besteht darin, daß durch ihre Vermittlung das Evangelium auch auf die Wissenschaft, auf den in ihr herrschenden Geist, auf ihre Richtung, ihre Grundsätze, und damit dann auch auf die gesammte Zeitbildung seinen berichtigenden, reinigenden, befruchtenden, erneuernden Einfluß üben soll. Da kommt es darauf an, daß überall, wo die wissenschaftliche Erkenntniß von dem innersten Grunde der sittlichen und religiösen Gesinnung bedingt und bestimmt ist — und dies ist in allen Gebieten der Wissenschaft in viel weiterem Umfang der Fall, als man gewöhnlich meint, — die Grundsätze christlicher Sittlichkeit und evangelischen Glaubens immer reiner und völliger zur Geltung gebracht werden. Es ist das eine mehr indirecte, sauerteigartige Wirkung des Evangeliums auf die Zeitbildung, bedingt durch mancherlei Vermittlungen; und in diesen wird sich die evangelische Wahrheit in verschiedenen Graden der Intensität geltend machen wie auch der Sauerteig seine Kraft, so lange der Proceß dauert, nicht überall gleichmäßig beweist. Die vollständige Durchsäuerung des ganzen Teiges ist erst das schließlich zu erreichende Ziel (Matth. 13, 33). — Man unterschätze diese mannigfach und in ihrer Kraft graduell sehr verschiedene sauerteigartige Wirkung des Evangeliums auf die Zeitbildung nicht. Wenn sie auch keine neuen Menschen schafft, so gehört sie doch zu dem, wodurch dem

*) Also nicht neue Predigt- und Lehrweisen helfen uns, sondern allein das alte Wort in aller Einfalt lehren und predigen, aber das ganze Wort und nichts als das Wort.

Herrn der Weg bereitet und der Sieg des Evangeliums vorbereitet wird. — Bedenken wir aber, wie viel verständnißvolles Eingehen auf den mannigfaltigen Inhalt unsres Zeitbewußtseins und wie viel Orientirung in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft zur Erfüllung der bezeichneten Aufgabe erforderlich ist, und daß manchmal für die Erfüllung der einen oder andern besonderen Aufgabe dieser Art auch ein Mann am meisten gerüstet und geschickt sein kann, der sich den vollen Inhalt des evangelischen Bekenntnisses noch nicht hat aneignen können, so werden wir auch um dieser kirchlichen Aufgabe willen dagegen protestiren müssen, daß der Freiheit der theologischen Wissenschaft beengende Grenzen gezogen werden. „Es ist," sagt Hundeshagen, „Lebensbedingung für die Kirche, die Basis ihres Wirkens nicht über Gebühr zu verengen, die Zahl der fruchtbar Mitwirkenden dadurch zu vermindern, die Mannigfaltigkeit der zum kirchlich-umfassenden, nicht zum engen Sektenwirken erforderlichen Gaben durch einen mißverstandenen Einheitsdrang zu ersticken oder auszuschließen." Wo es so umfassende kirchliche Aufgaben zu lösen gibt, da muß Jeder willkommen sein, der mit redlichem Willen in irgend einer Weise mithilft; da gilt in vollem Maße: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns."

Wir fordern im Interesse der Kirche diese Freiheit der Bewegung nicht blos für die streng wissenschaftliche Theologie, noch weniger blos für die Professoren der Theologie. Freilich sind die theologischen Facultäten in erster Linie zu allen bisher erörterten Aufgaben berufen, und eben um auch die Doppelaufgabe erfüllen zu können, welche das Verhältniß der Kirche zur Zeitbildung stellt, sind sie Glieder der universitas literarum, und nehmen so eine Stellung ein, die es ihnen möglich macht, Fühlung zu behalten mit den andern Zweigen der Wissenschaft, in ein Wechselverhältniß des Empfangens und des Gebens zu ihnen zu treten, und so an der Gesammtaufgabe der Wissenschaft und an den höheren Culturaufgaben der Nation an ihrem Theile mitzuarbeiten. Aber ihr Beruf ist kein Privilegium. Wollte man ihn dazu machen, so könnten wir Professoren nicht energisch genug dagegen protestiren. Wir bedürfen auch für die strengwissenschaftliche theologische Arbeit der Mithülfe der im unmittelbaren Dienste der Kirche stehenden Theologen, und vollends ist diese Mithülfe erforderlich für die gemeinverständliche Verarbeitung des Ertrags der theologischen Forschung, die — wie wir gesehen haben — von der kirchlichen Abzweckung der Theologie erfordert wird. Auch solche gemeinverständliche Behandlung theologischer und kirchlicher Fragen soll nicht von der Aengstlichkeit in Fesseln gelegt und mit Stricken eingeschnürt werden. Allerdings aber kann ihr die Freiheit nur innerhalb gewisser moralischer und auch kirchengesetzlicher Schranken zugestanden werden. Von den kirchengesetzlichen wird hernach besonders zu reden sein. Das Bewußtsein um die moralischen aber sollte vielfach ein lebendigeres und kräftigeres sein. Daß der Geistliche seine Stellung als Diener der Kirche nicht mißbrauchen darf, um in Predigt- und Religionsunterricht den Glauben zu bekämpfen, auf welchem die Kirche ruht, ist eine so zweifellose sittliche Pflicht, daß schon viel Verblendung und sittliche Begriffsverwirrung dazu gehört, sich solchen Miß-

brauchs schuldig zu machen. Ueberhaupt gehören theologische Zweifel und Bedenken, der Gegensatz theologischer Richtungen, kirchliche Parteigegensätze u. dgl. nicht auf die Kanzel und nicht in den Religionsunterricht; dahin gehört nur, was dem Aufbau der Gemeinde dient. Es ist aber auch immer ein verantwortungsvolles Unternehmen in außeramtlichen öffentlichen Vorträgen, in Zeitungen und Kirchenzeitungen, in Flugblättern, Broschüren und sonstigen gemeinverständlichen Schriften Anschauungen, die mit dem kirchlichen Glauben im Widerspruch stehen, in die Oeffentlichkeit zu bringen. Und nie darf es geschehen ohne Ernst und Gewissenhaftigkeit, ohne das aufrichtige und gewissenhafte Streben nicht zu zerstören, sondern zu bauen. Wohl muß solche außeramtliche Thätigkeit eine größere Freiheit der Bewegung haben. Aber die aufbauende Grundrichtung der amtlichen Thätigkeit des Geistlichen muß auch ihr eigen sein, und auch in ihr darf darum die Negation, die Kritik nicht das Vorwaltende sein. Es ist nicht der Geist der Wahrheit, sondern der Parteigeist, welcher der gemeinverständlichen Behandlung theologischer und kirchlicher Fragen ein vorwiegend negirendes und kritisirendes Gepräge gibt. Aus dem Geiste der Wahrheit entspringt erst dann ein innerer Drang zu solchen öffentlichen Kundgebungen, wenn die Stufe des Zweifels und der Kritik überschritten ist und positive, für das religiöse und sittliche Leben fruchtbare Wahrheitserkenntnisse gewonnen sind; so lange solche noch nicht gewonnen sind, kann es der Gemeinde nicht frommen, mit der bloßen Kritik behelligt zu werden; und wenn sie gewonnen sind, so ist es Pflicht auf sie das Hauptgewicht zu legen und alle etwa erforderliche Kritik des kirchlichen Glaubens oder auch der heiligen Schrift nie ohne pietätsvolle Schonung zu üben. Sich darin alle irgend mit der Wahrhaftigkeit verträgliche Zurückhaltung auferlegen, das ist wahrlich kein Mangel an unbefangener Wahrheitsliebe, an Freimüthigkeit, an männlicher Charakterstärke und Entschlossenheit, sondern einfach die Erfüllung einer moralischen Pflicht. Ganz unverantwortlich aber ist es, wenn ein Diener der Kirche, um seine eigene Weisheit in um so vortheilhafteres Licht zu setzen, ein Zerrbild der kirchlichen Lehre entwirft, welches ihren religiösen Kern, die religiösen Triebkräfte, aus welchen sie ursprünglich erwachsen ist, nicht mehr erkennen läßt. Wer so verfährt, der lädt die schwere Verantwortung auf sich, daß er — ob auch gegen seinen Willen — das Evangelium selbst unsern Zeitgenossen verdächtig macht. — Die moralischen Schranken der Freiheit, auf die ich hingedeutet, haben ihre Geltung in einem bestimmten Maße auch für die strengwissenschaftliche Theologie, in weit höherem aber — wie es die Natur der Sache mit sich bringt — für die gemeinverständliche Verhandlung über theologische und kirchliche Fragen; und wer die Freiheit der theologischen Wissenschaft fordert, hat auch die Pflicht an das Gewissen aller Theologen zu appelliren, damit sie jener moralischen Verpflichtung eingedenk die ihnen gewährte Freiheit nicht mißbrauchen.

III. Die Möglichkeit solchen Mißbrauchs schließt nun freilich auch unverkennbare Gefahren für die Kirche in sich und wer wollte leugnen, daß solche Gefahren auch gerade in unseren Tagen vorhanden sind?

Lassen Sie mich der weiteren Erörterung über diese Gefahren ein Wort aus einer Visitationsrede des Lordbischofs von London Dr. Tait voranstellen, das Wort: „Allen solchen Gefahren muß man mit Ruhe und großer Besonnenheit begegnen." Man kann ihnen mit Ruhe begegnen. Denn so groß als die Aengstlichkeit und der Kleinglaube meint, sind die Gefahren nicht. Sie sind nicht so groß, soweit sie wirklich aus der Freiheit der theologischen Wissenschaft entspringen. Ich füge dies ausdrücklich hinzu; denn es gibt auch Gefahren für die Kirche, die aus der Frivolität, aus Ehrgeiz, aus Eitelkeit, aus dem Streben eine Rolle im öffentlichen Leben zu spielen, kurz aus allerlei anderen Motiven als der Liebe zur Wahrheit entspringen, wobei die Wissenschaft nur den tugendhaften Deckmantel liefern muß. Es wäre ungerecht, auch für solche Gefahren die Wissenschaft und deren Freiheit verantwortlich zu machen. So weit sie in dieser begründet sind sind die Gefahren nicht so groß.

Zunächst liegt in der Wissenschaft selbst ein Schutzmittel gegen die mit ihrer Freiheit verbundenen Gefahren. „Nicht im gewöhnlichen literärischen Getriebe, wohl aber in der ernsten Wissenschaft selbst liegt immer ein Sinn für die Wahrheit, ein Zug zu ihr hin, der wohl eine Zeit lang zurückgedrängt und übertäubt werden kann, aber sicher immer wieder hervorbricht und gegen die Unwahrheit, die Unnatur, die Lüge, die Sophistik reagirt." Ja es liegt beispielsweise schon in jedem wirklich bedeutenden philosophischen System, welches auch seine Endergebnisse sein mögen, vermöge der Gedankenstrenge, der ernsten Geistesarbeit, des Umfangs der Interessen, der inneren Vertiefung, die es erfordert, sowohl für die schöpferischen Geister selbst als für die, welche ernstlich um die geistige Aneignung des Systems bemüht sind, eine Macht heilsamer Zucht, die vor persönlicher Frivolität, vor Abstumpfung der sittlichen und religiösen Interessen, vor verderblichen Consequenzen, zu welchen das System scheinbar oder wirklich die Vordersätze bietet, bewahrt. Erst da ist dieses Schutzmittel nicht mehr vorhanden, wo die Oberflächlichkeit sich der Ergebnisse ermächtigt und andere Interessen das Wahrheitsinteresse überwuchern; dann aber wird die echte und ernste Wissenschaft immer wieder gegen die Fälschung und Trübung der Wahrheit reagiren. In noch weit höherem Maße aber ist diese Reactionsfähigkeit gegen Verirrungen der thologischen Wissenschaft eigen, kraft dessen daß sie zu ihrem Objekt die göttliche Wahrheit hat, der kein Irrthum und keine Lüge auf die Dauer widerstehen kann. Ja die Angst vor der freien Bewegung der Theologie ist, genau besehen, nichts anderes als Unglaube an die sieghafte Macht der göttlichen Wahrheit, ja an die sieghafte Macht Dessen, der selbst die Wahrheit ist und als der König der Wahrheit nicht blos den Gang der Kirche, sondern auch den der Wissenschaft lenkt. Die Geschichte der Theologie gibt ja auch dieser Reactionsfähigkeit der theologischen Wissenschaft gegen ihre eigenen Verirrungen unwidersprechliches Zeugniß. Es war nicht die Autorität der Symbole, es waren nicht die Maßregeln der Kirchenbehörden, es war nicht die Uebung der Lehrdisciplin, sondern es war die freie Schriftforschung selbst, welche die Exegese von ihren Verirrungen wieder in Bahnen zurückgeführt

hat, in welchen sie sowohl dem Glauben an die perspicuitas und semet ipsam interpretandi facultas der heiligen Schrift, als den wesentlichen Glaubensüberzeugungen unserer Kirche immer mehr Bestätigung bietet. Und wäre denn der auch in die Kirchenregimente eingedrungene Rationalismus überwunden worden, wenn nicht auch die in voller Freiheit sich bewegende theologische Wissenschaft unter Schleiermachers Führung den Boden des positiven Christenthums Schritt für Schritt wiedererobert hätte?

Die Kirche kann jenen Gefahren mit Ruhe begegnen; denn es gibt auch noch andere starke Gegengewichte gegen die Verirrungen der theologischen Wissenschaft. Ich nenne zuerst das Gewicht der praktisch-kirchlichen Aufgaben. Es ist eine Erfahrung, die man hundertfach macht, daß nach dem Eintritt in das geistliche Amt eine oft ganz erstaunliche kurze Zeit genügt, um den angehenden Diener der Kirche zu bestimmen, was er von Heterodoxien und kritischen Zweifeln von der Universität mitgebracht hat, als hinderlichen Ballast über Bord zu werfen und sich mit voller Energie in die Rüstung bekenntnißmäßiger kirchlicher Lehre zu werfen. Es hat diese Erfahrung freilich ihre sehr bedenkliche, beklagenswerthe Seite; denn ihr Grund liegt sehr oft nicht in der Unfruchtbarkeit und Unbrauchbarkeit der solchen jungen Männern dargebotenen Theologie, sondern in ihren eigenen Versäumnissen während ihrer Studienzeit, welche es nicht zu einer gründlichen theologischen Durchbildung kommen ließen, und es geht dann solche gewaltsame Hülfe aus selbstverschuldeter Noth selten ganz ab ohne Verleugnung des Wahrheitssinnes und damit ohne lange nachwirkendes verborgenes Brandmal im Gewissen. Aber auf der andern Seite zeugen doch solche Erfahrungen auch von der mächtigen Gegenwirkung, welche das Gewicht der verantwortungsvollen praktisch-kirchlichen Aufgaben gegen alle theologischen Verirrungen zu üben vermag; und es gibt ja auch der Fälle genug, in welchen diese Gegenwirkung zum heilsamen, dem Gesetz der Wahrheit gemäß wirkenden innerlich überzeugenden Correctiv unkirchlicher theologischen Anschauungen geworden ist. Aber auch wenn solche theologischen Anschauungen unverändert festgehalten würden, so bleibt doch dieses Schutzmittel bei jedem Diener der Kirche, dem es ehrlich darum zu thun ist, seiner praktischen Berufsaufgabe gewissenhaft nachzukommen, nicht unwirksam, zumal seine Kraft noch durch ein anderes Schutzmittel verstärkt wird, dadurch nämlich, daß christliche Frömmigkeit und das Leben des Glaubens, die Glaubensgewißheit und die Glaubenserfahrung relativ selbständig und unabhängig sind gegenüber den theologischen Anschauungen. Ich will nicht weiter davon reden, daß die Selbstgewißheit des Glaubens, der in einzelnen Gemeindegliedern lebendig ist, sich von den ihm widersprechenden theologischen Meinungen des Geistlichen nicht beirren läßt; ich will nur das betonen, daß auch der Geistliche, der in mancher Beziehung unkirchliche theologische Anschauungen hat, wenn er nur mit Ernst und Gewissenhaftigkeit seine Berufspflicht zu erfüllen strebt, auf der Kanzel und im Religionsunterricht bestrebt sein wird, nur das zu verkündigen, was er von positiv erbauenden, für das sittliche und religiöse Leben der christlichen Gemeinde anregenden und fruchtbaren Ueberzeugungen in sich

trägt; und dessen kann oft wesentlich mehr sein, als seine theologischen Ansichten erwarten lassen. Wer in solchem Falle sofort mit Anklagen bei der Hand ist auf Mangel an Offenheit, auf Zweizüngigkeit, auf doppelte Buchführung, auf unsittliche Accommodation und dergl., der hüte sich, daß er sich nicht unnützer Worte, daß er sich nicht der Uebertretung des achten Gebotes schuldig mache. Vergesse man es doch nie, daß das Maß, in welchem der Glaube der Kirche in einem Geistlichen lebendig ist, durchaus nicht zusammenfällt mit dem Maße der Rechtgläubigkeit. Wer z. B. einen lebendigen Eindruck hätte von der fleckenlosen Heiligkeit und sittlichen Majestät Jesu Christi und aus eigener Erfahrung davon zeugen kann, daß wir nur durch diesen einigen Mittler den Trost der Vergebung und den Zugang zum Vater haben, in dem ist, wenn er auch noch nicht bis zu dem Thomasbekenntniß: „Mein Herr und mein Gott" durchgedrungen ist, mehr von dem kirchlichen Glauben an die Gottheit Christi lebendig, der hat mehr von wirklicher Erkenntniß der Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes Gottes voller Gnade und Wahrheit, als ein Anderer, der ohne innere Erfahrung im bloßen Gehorsamsglauben alle Titel und Würden Christi anerkennt. Der Umstand, daß die belebende und befruchtende Quelle der pastoralen Thätigkeit in erster Linie nicht in der Theologie, sondern in dem innerlichen Leben des Glaubens und der christlichen Frömmigkeit liegt, ist bei jedem gewissenhaften Geistlichen ein Schutz gegen die Gefahren, mit denen seine theologischen Ansichten die Kirche bedrohen können. Wo aber auch dieser Schutz versagt, da bleibt der Kirche immer noch ein anderes Schutzmittel, nämlich das unaustilgbare religiöse Bedürfniß des Menschenherzens, das in nichts anderem dauernde Befriedigung finden kann, als in dem echten unverfälschten Evangelium, und das durch die gemeinmenschliche Lebenserfahrung immer auf's neue angeregt wird. Es ist eine Wahrheit, welche die Aengstlichen wohl beherzigen sollten, daß — wie von Orelli kürzlich bezeugt hat — jenem falschen Idealismus gegenüber die Kirche an zwei Erfahrungsthatsachen des Menschenlebens einen wirksamen Schutz hat; die eine ist das anklagende Gewissen, die andere ist der Tod. So lange diese Erfahrungsthatsachen nicht aus der Welt geschafft sind, so lange wird es sich auch immer wieder als ein eitles Unterfangen erweisen, das religiöse Bedürfniß der Menschheit durch bloße Ideen befriedigen zu wollen. So lange es ein anklagendes Gewissen gibt, wird die Predigt von dem Gekreuzigten, so lange es einen Tod gibt, wird die Predigt von dem Auferstandenen, dem leibhaftig Auferstandenen sich immer wieder bewähren als das Einzige, was dem religiösen Bedürfniß volle und dauernde Befriedigung bietet.

Bei alledem hat aber die Kirche, die als äußere Kirchengesellschaft einer festen Rechtsordnung bedarf, doch auch innerhalb ihres eigenen Gebietes besonnene Vorkehr gegen die Gefahren zu treffen, mit denen die Freiheit der theologischen Wissenschaft sie bedrohen kann. „Innerhalb ihres eigenen Gebietes"; denn Uebergriffe in das eigenthümliche Gebiet der Wissenschaft hat diese ein Recht sich zu verbitten, und hat der Staat Recht und Pflicht nicht zu dulden. Manchen den erkenntnißmäßigen Ausdruck des Glaubens betreffen-

den Streit hat die Kirche der theologischen Wissenschaft anheimzustellen. Insbesondere hat sie es mit dem ganzen Gebiet der theologischen Gelehrsamkeit, wohin auch die historisch kritischen Fragen gehören, nicht unmittelbar zu thun, hat nicht den Beruf, „Irrthümer und Abwege der Einzeluntersuchungen kenntlich zu machen, ihnen neue Richtungen vorzuschreiben, ihr Controversen zur Entscheidung zu bringen, dem Fortschritt der Forschung Maße vorzuschreiben und Ziele zu stecken, überhaupt die weiten Anläufe, welche die Wissenschaft mitunter nehmen muß, zu verkürzen." Zur Besonnenheit der Vorkehr aber gehört unter anderem, daß Aergerniß möglichst vermieden wird. Hat doch sogar Thomas von Aquin gegen Häretiker Toleranz gefordert, wo sie nöthig sei ad vitandum scandalum vel dissidium vel impedimentum salutis eorum qui paulatim sic tolerati convertuntur ad fidem. Ich kann es mir nicht versagen, aus der Visitationsrede des Lordbischofs von London Dr. Tait noch einige beherzigenswerthe Sätze hinzuzufügen. „Nichts — sagt er — würde so sehr dazu angethan sein Skepticismus und Unglauben unter einer gebildeten Laienschaft zu verbreiten, als jeder Versuch seitens der Geistlichkeit, über Schwierigkeiten, die aus der freien Forschung sich erheben, zu verhandeln, ohne sie völlig zu verstehen. Dogmatische Angebereien, schnellen Kehraus machende Anklagen gegen den verdorbenen Herzenszustand, aus dem Zweifel und Unglauben entspringen sollen, unweise und anmaßende Forderungen, welche einen unbedingten Gehorsam und Unterwerfung des Verstandes verlangen — ich kann mir nichts denken, was geeigneter wäre intelligente Menschen in Harnisch zu bringen und gerade die Uebel zu erregen, die wir beschwichtigen sollen. . . . . Es ist eine schwere Verantwortlichkeit dabei, wenn wir Solche von uns ausschließen, welche fühlen, daß sie thatsächlich zu uns gehören, und die Folgen jeder bei ihrer Ausschließung bewiesenen leidenschaftlichen Härte dürften ganz so schmerzlich sein, wie jedes Uebel, das möglicherweise aus ihrer Lehre sich ergeben könnte." Besonders zu betonen ist endlich, daß die protestantische Kirche auf die menschliche Vorkehr gegen die Gefährdung ihrs Glaubens durch Verpflichtung auf das Bekenntniß, Lehrdisciplin, Aufsicht der kirchlichen Behörden und dergl. kein übermäßiges Gewicht legen und nicht vorzugsweise darin die Garantieen für die Erhaltung des kirchlichen Glaubens suchen darf. Als ein Warnungsexempel ist uns in dieser Beziehung der Romanismus vor Augen gestellt, der das Christenthum durch ein ganzes System solcher menschlich-gesetzlichen und autoritativen Garantieen sichern wollte, und schließlich über allen Garantieen das echte Christenthum selbst in Schatten gestellt, ja es unter denselben verschüttet hat. Wie wenig solche Garantieen helfen, hat die Erfahrung in der Periode des Rationalismus genugsam gelehrt. Die Garantie für die Erhaltung des evangelischen Christenthums, auf die wir allein trauen und bauen dürfen, ist keine menschliche, sondern die göttliche: daß Jesus Christus das lebendige Haupt der Kirche, und daß seine Worte Worte des ewigen Lebens sind.

Unterschätzen wollen wir darum die besonnene menschliche Vorkehr nicht, welche die Kirche gegen die Gefährdung ihres Glaubens in einer festen Lehrordnung zu treffen hat. Ihre Nothwendigkeit wird selbst von den Wort-

führern des Protestantenvereins in gewissem Maße anerkannt, und muß von Jedem anerkannt werden, der einiges Verständniß für die Bedingungen kirchlichen Gemeinschaftslebens hat. Ihre echt evang.-protestantische Ausgestaltung aber ist eine noch ungelöste und eine überaus schwierige Aufgabe. Niemand wird erwarten, daß ich hier den Versuch wage, ihre Lösung auch nur in Umrissen anzudeuten. Aber doch würde ich fürchten, einen Theil meiner Aufgabe ganz bei Seite gelassen zu haben, wenn ich nicht wenigstens einige Grundsätze geltend machte, die bei der Lösung der Aufgabe maßgebend sein sollten.

Als anerkannt darf ich voraussetzen, daß der nächste und hauptsächlichste Zweck der Lehrordnung der Schutz des in den kirchlichen Bekenntnissen urkundlich bezeugten Glaubens der Kirche gegen Lehrwillkür ist; als anerkannt aber auch, daß die Lehrordnung zugleich das berechtigte Maß von Lehrfreiheit sichern soll. Wie letzteres zu geschehen hat, ohne daß der Hauptzweck vereitelt wird, das ist die Hauptschwierigkeit.

Hier bin ich nun zuvörderst der Ueberzeugung, die Lösung dieser Schwierigkeit dürfe nicht darin gesucht werden, daß die Lehrordnung ein Minimum der Fundamentalartikel aus dem Inhalt der kirchlichen Bekenntnisse aussondert und die rechtliche Lehrverpflichtung der Geistlichen auf dieses Minimum beschränkt. Es ist dies ein Gegenstand, über welchen bekanntlich auf der außerordentlichen Generalsynode von 1846 die eingehendsten und lehrreichsten Verhandlungen stattgefunden haben. Die Behauptung, daß diese Synode den eben bezeichneten Weg eingeschlagen habe, ist in ihren Beschlüssen nicht begründet. Sie hat allerdings eine Ordinationsverpflichtungsformel aufgestellt, welche sich nicht darauf beschränkt, blos formell auf die kirchlichen Bekenntnisse zu verpflichten, sondern zugleich materiell die Fundamentalartikel des kirchlichen Glaubens in der kraft- und lebensvollen Sprache der Bibel besonders hervorhebt, und es wird jeder gerechte Beurtheiler anerkennen müssen, daß das Ergebniß ihrer mühevollen Arbeit für die liturgische Gestaltung des Ordinationsactes von überaus hohem Werth ist. Sie hat aber auch anerkannt, daß eine aggressive Polemik nicht blos gegen jene Fundamentalartikel, sondern überhaupt gegen den in den Bekenntnissen der Kirche bezeugten Glauben seitens der Diener derselben nicht zu dulden sei. Nicht die Beschlüsse der Synode, wohl aber manche mit untergelaufenen Ausführungen des von dem sel. Dr. Nitzsch verfaßten Commissionsberichtes und noch bestimmter die Aeußerungen einzelner hervorragender Wortführer der Majorität verfolgten dagegen allerdings das Ziel, daß die rechtliche Bedeutung der Lehrverpflichung theils auf jene in der Ordinationsverpflichtung mit einem „vornehmlich" hervorgehobenen Fundamentalartikel, theils auf einen in die Lehrordnung aufzunehmenden Auszug des principiellen Inhalts der in unserer Kirche giltigen Bekenntnisse beschränkt werde. So hoch ich jene Männer als meine Lehrer ehre, diesen Weg vermag ich nicht mit ihnen zu gehen. Es kann ja keine Frage sein, daß wir im Inhalt des kirchlichen Glaubens und Bekenntnisses den Unterschied von Fundamentalem und Nichtfundamentalem zu machen haben, der thatsäch-

lich schon in der apostolischen Predigt vorliegt, der auch in unseren Symbolen selbst gemacht ist, und ohne dessen Anerkennung die Union gar nicht denkbar wäre. Aber eine andere Frage ist, ob eine Aussonderung und Formulirung des Fundamentalen, die eine rechtliche Bedeutung für die Lehrordnung haben soll, räthlich, ja ob sie überhaupt möglich ist? und diese Frage muß ich entschieden verneinen. Ich halte diese Aussonderung an sich für unmöglich, weil der Unterschied von Fundamentalem und Nichtfundamentalem ein fließender, und darum sowohl für das Bewußtsein der Kirche zu verschiedenen Zeiten, als zu einer und derselben Zeit für das Bewußtsein der Einzelnen ein verschiedener ist, so daß es von vornherein eine Sisyphusarbeit wäre, eine Grenzlinie ziehen zu wollen, die auf allgemeinere Anerkennung rechnen könnte. Für unräthlich aber halte ich jene Aussonderung schon aus dem Grunde, weil ihre praktische Folge, — man möge sich dagegen verwahren, wie man wolle — immer eine bedenkliche Herabsetzung des Werths und der Bedeutung der nicht zu dem Fundamentalen gerechneten Glaubensartikel für das kirchliche Bewußtsein sein würde, was bei den Einen Anstoß und Aergerniß erregen und Andere zur Beiseiteschiebung jener Artikel veranlassen, wenn nicht zum Angriff auf dieselben ermuthigen würde. — Es würde aber auch jene Aussonderung dem Zweck der Lehrordnung nicht entsprechen. Denn ob die Kirche einen Angriff auf ihre Lehre in Geduld tragen kann oder nicht, das häng durchaus nicht in erster Linie davon ab, welche Lehre angegriffen wird, ob eine fundamentale oder nichtfundamentale, sondern in erster Linie von dem inneren sittlichen Charakter des Angriffs. Wie auch eine Wunde am kleinen Finger den Tod bringen kann, wenn sie mit vergifteter Waffe beigebracht ist, so kann auch ein Angriff auf eine peripherische Lehre durch deu sittlichen Charakter des Angriffs und die Energie der feindlichen Intention weit gefährlicher sein, als ein gegen einen Fundamentalartikel gerichteter. Zweck der Lehrordnung muß darum der Schutz nicht blos für die Fundamentalartikel, sondern für den Gesammtinhalt des in den kirchlichen Bekenntnissen urkundlich bezeugten Glaubens der Kirche sein. — Ist dies so, so kann die Lehrordnung das berechtigte Maß der Lehrfreiheit nur auf dem Wege sichern, daß einmal die Verpflichtung auf die Bekenntnisse solcher Freiheit Raum läßt. Diese Verpflichtung kann ja in unserer Kirche nie und in Bezug auf kein Symbol, auch nicht auf die Augustana, auch nicht auf das Apostolicum, noch viel weniger auf eine neue Formulirung der Fundamentalartikel, eine unbedingte, sie kann immer nur eine bedingte sein; und diese Bedingtheit der Verpflichtung richtig zu formuliren, das ist die eine der zu lösenden Aufgaben. — Die andere aber besteht darin, daß die Lehrordnung durchaus auf einen nicht äußerlich gesetzlichen, sondern geistlich freien Gebrauch der kirchlichen Bekenntnisse als Maßstab der Beurtheilung bei der Uebung der Lehrdisciplin angelegt sein muß. Geistliche Dinge wollen geistlich gerichtet sein. Man sage doch ja nicht, das sei in diesem Fall eine zu idealistische, praktisch nicht ausführbare und nicht ausreichende Forderung; man müsse einen Maßstab haben, der in objectiver Weise bei der Beurtheilung angelegt werde, sonst werde der subjectiven Willkür Thür und Thor geöffnet. Wer das sagt oder

zugibt, der erklärt damit, daß eine echt protestantische Lehrordnung und Lehrdisciplin nicht möglich ist. Die Lehrordnung für sich allein thut es freilich nicht; es kommt alles darauf an, daß die Personen, welche zur Uebung der Lehrdisciplin berufen sind, im Stande sind und den guten Willen haben, ihre Aufgabe in echt evangelisch-protestantischem Geist zu erfüllen. Aber darauf angelegt muß auch die Lehrordnung selbst sein.

Nur in Bezug auf diese zweite Aufgabe mögen mir noch einige mehr andeutende als ausführende Bemerkungen verstattet sein. So viel Mißbrauch mit dem Wort „Glaubensinquisition" schon getrieben worden ist, um alle Uebung der Lehrdisciplin zu verdächtigen, so berechtigt ist der Unwille, welchen jedes Untersuchungsverfahren erregt, das mit Grund mit jenem Namen belegt werden kann. Dies ist aber dann der Fall, wenn in der Disciplinaruntersuchung auf Heterodoxie inquirirt wird. Das soll die Lehrordnung möglichst zu verhüten suchen. Wie ein Examinator, der nur darauf ausgeht, herauszubringen, nicht was der Examinand weiß, sondern was er nicht weiß, wohl ein gefürchteter, aber auch ein schlechter Examinator ist, so ist auch ein Untersuchungsverfahren ein grundschlechtes, das vorzugsweise darauf abzielt, den Widerspruch der Ansichten eines Angeschuldigten mit der kirchlichen Lehre zu constatiren. Es muß dasselbe vielmehr auf das Positive gerichtet sein, zu constatiren, was vom Inhalt des kirchlichen Glaubens in dem Angeschuldigten vorhanden, was davon in ihm lebendig ist. Es soll ihm also nur Gelegenheit gegeben werden, zu thun, was jedes Christen und vollends jedes Theologen Pflicht ist, Rechenschaft zu geben von seinem Glauben (1. Petri 3, 15). Solche positive Bezeugung seines Glaubens bildet eine hinreichende Unterlage für das Urtheil, ob die Voraussetzungen für eine fruchtbare, segensreiche Amtsführung noch vorhanden sind.

Ferner: wenn die Gefährlichkeit der Heterodoxie sich weniger bemißt nach der Lehre, welche sie betrifft, als nach der Art und Absicht ihrer öffentlichen Geltendmachung, insbesondere darnach, ob diese geschieht in aggressiver, pietätsloser Polemik gegen die kirchliche Lehre, mit einer auf Unterwühlung der Grundlagen oder auf Unterbindung der Lebensadern der Kirche gerichteten Intention, so kann auch bei der Fällung des Urtheils nicht in erster Linie der Inhalt der theologischen Ansichten des Angeschuldigten maßgebend sein, sondern das Maßgebende ist vor allem die ethisch-religiöse Grundrichtung seiner amtlichen und außeramtlichen, seiner wissenschaftlichen und seiner populären Wirksamkeit, kurz sein sittlich-religiöser und kirchlicher Charakter.

Hängt die Nothwendigkeit lehrdisciplinarischen Einschreitens in erster Linie von der sittlichen Qualität des Angriffs auf die kirchliche Lehre ab, so wird es unmöglich sein, irgend einen Fall lediglich nach allgemeingiltigen Normen zu behandeln; es wird vielmehr jeder individuell behandelt werden müssen.

Ich verzichte darauf, weitere Grundsätze hervorzuheben; es sollte nur beispielsweise angedeutet werden, was mit der Forderung, daß geistliche Dinge geistlich gerichtet werden sollen, gemeint ist.

Je mehr in dieser Beziehung von der Befähigung und dem guten Willen

der zur Uebung der Lehrdisciplin berufenen Personen abhängt, um so unentbehrlicher sind freilich auch für das äußere Verfahren bei der Einleitung und dem Gang der Untersuchung bestimmte, allgemeingiltige Rechtsformen, geeignet den Zweck des Verfahrens so zu sichern, daß dem Rechte der Kirche und dem Ernst der Sache nichts vergeben, aber auch alle Gerechtigkeit und Billigkeit gegen den Angeschuldigten geübt wird. Das ist aber ein Gebiet, auf welchem der Theologe den juristischen Fachmännern den Vortritt zu lassen hat. Sie mögen uns zeigen, wie z. B. im Interesse der Geistlichkeit und der kirchlichen Behörden der Anklagesucht, die bei den Großmächten der Kirchenzeitungen oft nur allzu bereitwillige Unterstützung findet, Schranken zu ziehen sind. Sie mögen Bestimmungen vorschlagen zu dem Zwecke, daß das Colloquium mit einem der Heterodoxie Angeschuldigten ausschließlich von solchen Organen der Kirche gehalten wird, welche geschickt sind, die Lehrabweichungen des Einzelnen in ihrem Zusammenhang mit der Schule, der er seine Bildung verdankt, und mit der ganzen Entwickelung, welche die Theologie genommen hat, zu verstehen und zu beurtheilen, und daß jede Einmischung Andrer, eine wie hohe kirchliche Stellung sie auch einnehmen mögen, ausgeschlossen wird. Sie mögen ihr Urtheil darüber abgeben, durch welche Mittel sowohl das Recht der Kirche als das Vertheidigungsrecht des Angeschuldigten am besten gewahrt wird, ob z. B. die von der Generalsynode von 1846 sowohl für die Kirchenbehörde als für den Angeschuldigten in Aussicht genommene Befugniß, das Gutachten einer theologischen Facultät einzuholen, in der Lehrordnung gesetzlich festzustellen sei u. s. w. — Ueber alle diese und andre die äußeren Rechtsformen betreffenden Fragen steht das erste Votum solchen juristischen Fachmännern zu, welche zugleich ein Herz für das Wohl und Wehe der Kirche haben.

Mir aber möge schließlich nur noch ein Wort der Warnung verstattet sein, das vielleicht in der gegenwärtigen kirchlichen Situation nicht ganz überflüssig ist. Es ist gut und nöthig, den Glauben der Kirche gegen pietätslose Angriffe zu sichern. Aber man hüte sich doch ja, durch Absetzungen und Einschüchterungen den Muth zu freier theologisch-wissenschaftlichen Untersuchung brechen zu wollen. Das hätte die nachtheiligsten und bis auf die Theologiestudirenden zurückwirkenden Folgen für die wissenschaftliche Bildung und für die Wahrhaftigkeit der Geistlichkeit, wie für die Berufsfreudigkeit vieler treuen Diener der Kirche, und weiterhin auch für das Ansehen des geistlichen Amtes und das gesammte Verhältniß unsrer Kirche zu dem Geistesleben unsres Volkes.

Ich bin zu Ende. Ich bin mir bewußt, darnach gestrebt zu haben, Niemandem zu lieb und Niemandem zu leid zu reden, sondern nach bestem Wissen und Gewissen zu sagen, was unsrer Kirche frommt. Ist ein Wort mit untergelaufen, das nicht aus der Wahrheit und nicht aus der Liebe stammt, so möge es seine Rüge finden und verwehen; was ich geirrt, das möge Berichtigung finden; was aber wahr und richtig und heilsam ist, das lasse der Herr der Kirche nicht ohne Frucht geredet sein.

---

*

Predigt-Dispositionen.

Von P. C. Schaub (Mokena, Ills.).

Erster Advent. Sach. 9, 9—11.

Wir fangen mit dem ersten Advent ein neues Kirchenjahr an. Advent heißt: Zukunft Christi. Diese frohe Botschaft darf von allen Kanzeln erschallen, bis es am Weihnachtsfest heißt: Dein König ist da, er liegt in der Krippe. Dein König kommt, darum freue dich, du wahres Zion heiliglich.

Zions doppelte Ursache zur Freude! Zion freut sich:

I. über seinen König und dessen Erscheinung.
 a. über sein Kommen als König:
  1. der sich fortwährend ein Volk sammelt,
  2. dasselbe nach seinen königlichen Gesetzen regiert,
  3. gegen die Angriffe des Feindes vertheidigt, v. 10 a,
  4. für alle Bedürfnisse der Seinen, des wahren Zions, auf das königlichste sorgt.
 b. über seine Gerechtigkeit. Text:
  1. er ist ein Gerechter: d. h. er ist ohne alle Sünde, ohne alle Flecken, der einzig Gerechte unter lauter Ungerechten,
  2. macht daher auch alle, die ihn aufnehmen, zu Gerechten. Der Gerechte macht Gerechte!
 c. über seine Siegesherrlichkeit. Text:
  1. v. 10. „siegreich ist er." Die Starken müssen ihm zum Raube werden, die steifsten Nacken weiß er zu brechen; alle Kniee müssen sich vor ihm beugen und alle Zungen bekennen, daß Er der Herr sei.
  2. darum aber kann er auch mein Helfer sein.
 d. über seine Sanftmuth und Niedrigkeit. Text:
  1. v. 9 b, arm und reitet auf einem Esel u. s. f. Ohne stolze Pracht, worauf sonst die Welt so großes Gewicht legt; ohne weltliches, in die Augen fallendes Gepränge und nicht auf stolzem Schlachtroß, umgeben von Soldaten und vornehmen Herren, welche ihm zujauchzen: sondern das Gegentheil davon — und doch als König aller Könige und Herr aller Herren.
  2. der Aermste unter den Armen darf zu ihm hintreten mit der Ueberzeugung: dieser sanftmüthige und demüthige König wendet mir seine Huld und Gnade zu.

II. über sein Gelangen zur Mitherrschaft über die ganze Welt durch seinen König. Der Weg dazu:
 a. die Demüthigung und Zerbrechung Zions. Text:
  1. v. 10 a. Wie äußerlich alle irdische Macht abgethan und das Vertrauen auf menschliche Stützen und Hülfe gebrochen wird, so wird und soll
  2. durch wahre Buße das Vertrauen auf eigene Gerechtigkeit, Tugend u. s. f. gebrochen werden.
 b. das Zeugniß Zions als ein Zeugniß des Friedens an alle Nationen, v. 10 b.
 c. die Garantie Zions, die in seinem Bundesblute liegt: v. 11.

Zweiter Advent. Luc. 12, 35—48.

Der Herr wird wiederkommen.

I. Es ist dies eine unumstößliche Wahrheit, denn:
 1. es ist klare, untrügliche Lehre der heil. Schrift; es ist ausgesprochen

im Texte v. 40. 43. 46 und in anderen Stellen: Matth. 24, 25; 26, 24; Acta 1, 11; 1 Theß. 4, 16; Luc. 21, 27.
2. der Glaube des Christen beruht auf dieser Wahrheit, und die ganze Natur sehnt sich darnach, Röm. 8, 18.
3. diese Wahrheit erleidet durchaus keinen Abbruch, wenn auch die Stunde seines Kommens unbekannt ist, denn:
a. sie liegt außerhalb der menschlichen Berechnung;
b. es ist eine von Gott verordnete Stunde;
c. und wird daher ganz gegen unsere Erwartung einbrechen, v. 38. 40. 46; 1 Theß. 5, 2; 2 Petri 3, 10; Off. 3, 3.

II. Als was kommt der Herr?
A. Als Heiland der Seinen — der treuen Knechte.
1. Mit seinem Kommen bricht die Zeit der Seligkeit an (v. 37 u. 43).
a. der Herr, an den sie glaubten, ist mitten unter ihnen;
b. er bereitet vor ihnen seinen Tisch, v. 37;
c. er macht sie zu Fürsten in seinem Reich, v. 44;
2. das wird auch unser Loos sein, so er uns als die Seinen anerkennen kann.
B. Als Richter der Gottlosen — der untreuen und bösen Knechte.
1. der kommende Heiland, den sie verworfen, ist ihr Richter.
a. sein Erscheinen spricht schon das Urtheil über ihre Untreue und Verworfenheit;
b. sie werden viele Streiche empfahen, v. 47;
c. Ja, er wird sie zerscheitern, v. 46.

III. Wozu fordert uns sein Kommen auf?
1. zur Wachsamkeit. Text:
a. Seid stets zum Dienste und Empfange des Herrn bereit, v. 35.
b. das gilt auch uns.
2. zur Treue im Dienste des Herrn als kluge Haushalter, die
a. den Untergebenen die Gebühr geben zur Zeit und Stunde, v. 42;
b. sich keiner Sorglosigkeit hingeben, auch wenn der Herr verzieht, v. 45;
c. noch viel weniger sich irgend welche Ungerechtigkeit erlauben.

Schluß: v. 48.

Dritter Advent. Luc. 3, 2—18.

Die Bußpredigt des Johannis eine ernste Adventspredigt; sie fordert:

I. eine völlige Sinnes- und Herzensbekehrung; es muß
1. der in der Welt versunkene Mensch zum Willen Gottes erhoben werden — „Thäler voll werden" — v. 5.
2. der Hoffährtige von seinen Höhen heruntersteigen — Berge und Hügel erniedrigt.
3. der auf Abwege (des Unglaubens, Aberglaubens, Grübelns und des Zweifels) Gerathene zum rechten Wege zurückgebracht und
4. der innerlich harte Mensch erweicht werden (Lied 49, v. 2).

II. völlige Aenderung des Lebens.
A. Was heißt das? B. Von wem wird diese Aenderung verlangt?
a. von den Leuten, welche zu Johannes kommen, v. 7.
1. den Werkheiligen, v. 8. Pharisäer;
2. dem Volk im Ganzen, v. 7. 10. 11;
3. den Zöllnern und Kriegsleuten im Besondern, v. 12—14;
b. auch von uns allen.
C. Warum ist sie für Alle so nothwendig?

1. weil alle, wenn sie ihr Leben nicht ändern, unter dem Zorne Gottes stehen, v. 7;
2. von Gott verworfen werden, v. 8;
3. bereits dem Gerichte verfallen sind, v. 9 und 17.

Merke: das ist unser Loos, so wir unser Leben nicht bessern.

Sie zeigt:

III. durch wen diese Herzens= und Lebens=Aenderung zu Stande gebracht wird. Text: Nicht durch Johannes, als die Stimme eines Predigers und der mit Wasser taufte, sondern durch Christum, auf den er hinweist.
1. Er ist der Kraftheld, der auch das härteste Herz zerschlagen, das sündigste Leben bessern kann und will;
2. dessen Geistes= und Feuertaufe alles Unreine verzehrt und zu einem neuen Leben führt.

Anwendung. Wir können uns nicht selbst bessern, noch aus uns die Bekehrung hervorbringen; es ist dies das Werk unseres Heilandes, welcher als Stärkerer über uns kommt und in uns zunimmt, während wir abnehmen.
1. Wir müssen uns überwinden und
2. durch die Geistes= und Feuertaufe zu neuen Menschen und Erben des ewigen Lebens machen lassen.

Vierter Advent. Jes. 42, 1—3.

Johannes der Täufer, auf der Schwelle des alten und neuen Testaments stehend, zeugt von Christo und stellt ihn dar als den Herrn, Erhabenen, Ewigen und Erschienenen (s. Evang.) und weiset auf ihn hin mit den Worten: „Siehe, das ist Gottes Lamm." Nach ihm setzten die Apostel und vorerwählten Zeugen, die Jesum gesehen und gehöret hatten, das Zeugniß fort. Wir sind seine Zeugen an das Volk. Vor Johannes waren es die Propheten, die auf Christum hinwiesen. Apost.=Gesch. 10, 43, ja das ganze alte Testament, Joh. 5, 39. — Ein solches Zeugniß lesen wir in Jes. 42, 1—3; es ist das Zeugniß des himmlischen Vaters von seinem Sohne. Wir fragen:

Was bezeugt der himmlische Vater von seinem Sohne?

I. In Bezug auf seine Person.

A. Er ist mein Knecht.
1. Er ist mein Knecht. Als ein solcher ist Christus in der Gestalt eines armen, geringen, dienenden Menschen erschienen, Phil. 2, 7; Joh. 13 und Matth. 20, 28.
2. Er ist Gottes Knecht (mein Knecht). Von Gott gesendet in der Fülle der Zeit als Mittler zwischen Gott und den Menschen.

B. Er ist der Auserwählte.
1. der Auserwählte. Von Ewigkeit her erwählet und bestimmt, weil Gott kein anderes Mittel ausfindig machen konnte, um den Gefallenen Hülfe zu schaffen.
2. auf dem das Wohlgefallen Gottes ruht, Matth. 3, 17.
3. durch Christum allein können wir Auserwählte Gottes werden, Röm. 8, 33; und in Christo hat Gott ein Wohlgefallen an den Menschen, Luc. 2, 14 (am Ende).

C. Er ist der mit dem heil. Geist Gesalbte.
1. Christus ist der Gesalbte, der Name besagt das; die Verheißungen bezeugen es, Jes. 11, 1. 2 und andere. Empfing den Geist ohne Maß, Matth. 3, 16.
2. Wir als Christen sollen ebenfalls die Salbung haben von dem, der heilig ist.

II. In Bezug auf sein Auftreten unter den Menschen.

Es wird sein ein Auftreten

A. in aller Stille.

Nicht mit großem Rumor und wildem Kriegsgeschrei wird Christus sich Geltung und Ansehen zu verschaffen suchen; ohne Geräusch und Lärm wird er sich die Herzen erobern, mit sanfter, zarter Stimme reden.

Holdselig waren seine Worte, lieblich dessen Rede; seine Sprache offenbarte Sanftmuth und Demuth, wie sein ganzes Wesen, Matth. 11, 29.

B. in schonender Milde und herablassender Leutseligkeit.

1. So lautet das Zeugniß von ihm, v. 3.
2. Das hat Christus während seines Lebens geübt.
3. In solcher Milde und Leutseligkeit tritt er heute noch zu den Schwachen, um sie aufzurichten; zu den Traurigen, sie zu trösten — Matth. 11, 28 — und das Glaubensfünklein in Allen zu einem lodernden Feuer anzufachen.

Sonntag nach dem Christfest. Sach. 13, 1.

Man singet mit Freuden vom Sieg, Ps. 118, 15. Die Festfreude ist noch nicht verstummt! Wie! könnte die Freude darüber aufhören: „daß ich einen Heiland habe, der vom Kripplein bis zum Grabe, bis zum Thron, wo man ihn ehrt, mir, dem Sünder, zugehört."? — Er ist Geber und ist Gabe; wer ihn nimmt, wird hocherfreut. Die Freude ist eine stille und innige geworden über die unaussprechliche Liebe, die sich in Jesu offenbart. — Schaue hin, im Stalle zu Bethlehem finden wir den Gegenstand der Freude. Es ist Christus, in welchem uns Alles geschenkt ist. In ihm ist das Licht aufgegangen, das Alle erleuchtet; in ihm der Gnadenbrunn und Lebensquell erschlossen, woraus Millionen trinken und ihren Durst nach Gott, dem lebendigen Gott (Ps. 42, 3) stillen können. Niemand ahnte es damals; wir aber wissen es aus eigener Erfahrung und zeugen daher:

Von dem in Christo geöffneten Gnadenbrunn.

I. Wie ist dieser Brunn beschaffen?

1. Er ist nicht verschlossen und schwer zugänglich, sondern
2. offen und frei für Jedermann.

II. Wer hat Theil daran?

1. Das Haus Davids;
2. die Einwohner zu Jerusalem;
3. das ganze Volk Israel;
4. wir alle.

III. Wider was soll er dienen? Wider die Sünde und Unreinigkeit

1. des Volkes Israel;
2. wider unsere und
3. wider die der ganzen Welt.

Ad I. Einen Quell sieht der Prophet hervorsprudeln. Bisher war derselbe verdeckt, aber nun ist er offen und frei für Jedermann. Der Weg dazu ist nicht lebensgefährlich. — Christus ist nicht ein hochstehender Herrscher oder gewaltiger Monarch, zu welchem nur einzelne Auserwählte Zutritt haben; er ist unser Freund und Bruder und nahe Jedem, der sein begehret. Wenn uns Etwas leicht gemacht ist, so ist es das Kommen zu ihm. Niemand ist der Zutritt verwehret; Niemand wird zurückgestoßen. Jedermann hat freien Zutritt zu ihm alle Tage und zu allen Stunden.

Ad II. Christus ist der verheißene Davidssohn, dem der Stuhl seines Vaters David bestätigt ist in Ewigkeit; darum hat das Haus David den Vorzug, indem der Gnadenquell in seiner Mitte entsprang; doch sind die Bürger zu Jerusalem, die Einwohner

der heiligen und geliebten Stadt, keineswegs ausgeschlossen. Ihnen wandte sich Jesus ganz besonders zu. Matth. 23, 37 b.

Dem ganzen Volke der Wahl brachte Christus das Heil und versicherte Allen, daß sie Theil haben an ihm: den hohen Rathsherren, wie den niedrigstehenden Arbeitern; den gelehrten Pharisäern, wie den ungelehrten Fischern; den Frommen wie den verachteten Zöllnern; allen ohne Unterschied galt, was geschrieben stehet: Joh. 7, 37 und Joh. 4, 14. Gottlob, das gilt auch uns Allen. Jesus ist unser aller Heiland, Lebensbrod und Gnadenquell. Wen da dürstet, der komme; und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst. Offenb 22, 17.

Ad III. Welch ein wunderbarer Quell 'ist es doch! Er reinigt nicht blos zur leiblichen Reinigkeit, es ist ein Born, der alle Sünde und inwendige Unreinigkeit hinwegnimmt. Es ist der Quell der Gnade Gottes, die nun seinem Volke offen dasteht und in reichen Strömen sich über die heilige Stadt und jede einzelne Menschenseele ergießt und alle Unreinigkeit hinwegnimmt.

Einen solchen Brunn und ein solches Wasser zur inwendigen Reinigung bedürfen wir alle, da wir ohne Unterschied Sünder sind. Aber: Jes. 1, 18, Ps. 32, 1 u. Matth. 5, 8.

Kirchliche Rundschau für den Monat September.

Vom 11. September ab tagte zu Schwelm die Westphälische, und zu Barmen die Rheinische Provinzialsynode. Ihre Hauptarbeit galt der Revision der Kirchenordnung für Rheinland und Westphalen, und liegt der Angelpunkt derselben in den §§ 35 und 45, betreffend die Zusammensetzung der Kreis- und Provinzialsynode. § 35 bestimmt nämlich: „Die Kreissynode besteht aus den Pfarrern des Kreises und ebenso vielen deputirten Aeltesten, als Gemeinden zum Kreise gehören;" § 45: „Die Provinzialsynode besteht aus dem Präses, Assessor und Scriba dieser Synode, aus den Superintendenten der Provinz und aus geistlichen und weltlichen Deputirten der Kreissynoden. Jede Synode wählt dazu einen Pfarrer und einen Aeltesten aus dem Kreise." — Während nun hiernach bisher die geistlichen Mitglieder überwogen, indem bei den Kreissynoden auf jede Gemeinde nur ein weltlicher Deputirter kommt, obgleich die Gemeinden oft zwei und mehr Pfarrer haben und bei der Provinzialsynode die Geistlichen Zweidrittel der Mitgliederzahl bildeten, trat schon auf den zwei letzten Provinzialsynoden 1874 und 1877 die Frage der Vermehrung des Laienelementes durch Gleichstellung in der Zahl mit den Geistlichen in den Vordergrund der Revisionsarbeiten. Da eine solche Revision bei der Gültigkeit der Kirchenordnung für Rheinland und Westphalen nur auf übereinstimmendem Beschlusse beider Provinzialsynoden beruhen kann, so boten die diesjährigen Verhandlungen bei der Verschiedenheit des kirchlichen Charakters der beiden Synodalkörper manche Schwierigkeiten. Die zu Stande gekommenen Aenderungen sind denn auch kaum nennenswerth. Die westphälische Provinzialsynode ist gegen die Vermehrung des Laienelementes überhaupt, und verwarf daher die Vorschläge der rheinischen, obgleich dieselben bei Weitem nicht bis an die Vertretung reichten, welche das Laienelement nach der in den östlichen Provinzen eingeführten Synodalordnung hat. Es ist nur ein einziger Beschluß in dieser Beziehung zu verzeichnen: „daß die Presbyterien solcher Gemeinden, welche mehrere Pfarrstellen haben, berechtigt sind, ebenso viele Presbyter zur Kreissynode zu entsenden, als die betreffende Gemeinde Pfarrstellen hat, und daß auch frühere Presbyter, sofern sie die Qualification zum Presbyteramte nicht verloren haben, wählbar sind;" bisher durften frühere Presbyter überhaupt nicht, sondern nur im Amt befindliche gewählt werden, und bisher durfte jede Gemeinde, auch wenn sie mehrere Geistliche hatte, immer nur ein Laienmitglied deputiren. Dagegen wurde der Vorschlag Rheinlands, auf der Provinzialsynode die Zahl der Laien zu verdoppeln, so daß diese der Zahl der Geistlichen, die jetzt in der doppelten Zahl der Laien sind, wenigstens gleich würde, von der westphälischen Provinzialsynode abgelehnt; ebenso der Vorschlag, daß die dortigen Kreissynoden „berechtigt" erklärt werden sollten, noch einen zweiten Presbyter in die Provinzialsynode zu senden. Die Rheinländer beschlossen, „gegenüber solcher Ablehnung dem Bedauern hierüber Ausdruck zu geben, und unter Festhaltung an den ausgesprochenen Wünschen dieselben in die Hand des Herrn zu legen, daß er nach seiner Weisheit und zu seiner Zeit thun wolle, was beiden Synoden zum Heile gereiche." — Im Uebrigen haben beide Synoden den kirchlichen Bedürfnissen ihres Synodalkreises eine eingehende und sorgfältige Berathung zugewandt. Sie haben entschiedenes Zeugniß abgelegt gegen die Bedrohung des evangelischen Volks durch die Simultanschule und durch die staatsrechtlich verbotene Praxis, die der römische Clerus fortgesetzt den Mischehen gegenüber befolgt, wo er ungescheut oft genug eidliches Versprechen der katholischen Kindererziehung vor Eingehung der Ehe abnimmt. Die westphälische Synode empfahl allen Geistlichen, im Confirmandenunterricht besonders auch die Unterscheidungslehren zu treiben.

In Münster waren am 28. September 700 Vertrauensmänner der westphälischen Ultramontanen mit 21 Reichs- und Landtagsabgeordneten versammelt und faßten nach längeren Reden von Schröder, Kappen, Pfarrer Schulte von Erwitte u. s. w. Resolutionen, in denen das Verhalten der Centrumsfraktion gebilligt, für die katholische Akademie in Münster die Berufung ultramontaner Lehrer gefordert, und der katholische Einfluß auf das Volksschulwesen mit der Erklärung beansprucht wurde, daß die Ertheilung und Leitung des Religionsunterrichts ausschließlich Sache der Kirche sei. Der Segen Leo's XIII. wurde zu diesen Beschlüssen telegraphisch eingeholt. Der Generalvicar der Münster'schen Diöcese, Prälat Giese, brachte auf den Papst folgenden gotteslästerlichen Toast aus: „Wenn wir mit dem Papste stehen, stehen wir zu Gott; wenn wir mit ihm halten, halten wir mit Gott; wenn wir mit ihm kämpfen, kämpfen wir mit Gott." Und Angesichts solcher von den Centrumsführern begeistert aufgenommenen Worte beklagen sich unsere ultramontanen Blätter noch, wenn sie auf den päpstlichen Götzendienst aufmerksam gemacht werden. Außer den angeführten Worten des Prälaten Giese beim Bankett sprach Dr. Windhorst u. A. Folgendes:

„Seien Sie überzeugt, wir sind immer genau unterrichtet von der Stellung unserer Gegner. (Heiterkeit.) Wir sitzen ihnen immer auf den Fersen und wir werden in der Recognoscirung von keiner anderen Partei übertroffen, und so soll es ihnen nicht gelingen, uns zu überlisten; vor jedem Ueberfall sind wir gesichert. Deßhalb sehen wir ruhig und kaltblütig zu. Wir wollen uns einstweilen zurückziehen in unseren „festen Thurm", von dem aus wir zur gelegenen Zeit die Ausfälle machen, welche dem Zwecke dienlich sind. Wir haben in der letzten Session ein schweres Manöver unserer Gegner vor uns gehabt: es war bestimmt, uns selbst zu spalten und uns von unseren Wählern zu trennen. Meine Herren, man ist kläglich gescheitert! (Bravo!) Daher der Zorn und das viele Andere, wovon ich heute nicht sprechen will, da ich morgen auch noch einen Tag habe. Es bleibt daher sicher, daß wir je nach den Bewegungen unserer Gegner das Ziel fest verfolgen werden, und wir haben bereits ein erhebliches Stück Weges zurückgelegt, darüber können wir nicht im Zweifel sein. Wir werden in der nächsten Session den Kampf von Neuem aufnehmen."

In Brüssel tagte Anfangs September der Congreß der „Freidenker", welcher wieder, wie in früheren Jahren, wilden Haß gegen jede Religion athmete, und es als seinen Zweck bezeichnete, das menschliche Gewissen vollständig zu emancipiren, indem man ihm keinen anderen Führer gebe, als die Vernunft, keinen anderen Lehrer, als die Wissenschaft, keine andere Controlle, als das allgemeine Wohl. Da hieß es: „Gott wird sehr bald überall angegriffen und nirgends mehr vertheidigt sein; Gott ist der Gegensatz von Gerechtigkeit; der Mensch unserer Tage darf sich nicht mit der Hoffnung auf ein anderes Leben nach dem Tode begnügen, sondern er muß das Glück hier auf Erden besitzen. Das Ziel müsse sein, einen Unterricht herzustellen, der jedem religiösen Einfluß entzogen sei. Es müsse die Idee Gottes zerstört werden, um endlich zur Emancipation des Proletariats und zum Ende des Nothstandes zu gelangen." Jede Religion und jede Autorität, hieß es weiter, müsse abgeschafft werden — kein König! kein Priester! kein Gott! Das sei die Loosung! Von Deutschen war nur der Sprecher der freireligiösen Gemeinde in Magdeburg, Sachse, nebst einigen Ungenannten anwesend.

Der katholische Erzbischof von Ungarn hat eine Instruktion an die Geistlichen erlassen, wonach ihnen jede Mitwirkung bei gemischten Ehen, bei Strafe von zwei Monaten Kerker oder 300 Gulden, untersagt wird, selbst wenn die Brautleute die katholische Kindererziehung versprechen. In Pesth fand am 17. September in der Sanct-Quai-Pfarre eine Versammlung der katholischen Prediger der Hauptstadt unter Vorsitz des Abtes Räth statt, um über jene Verordnung zu berathen. Die Conferenz beschloß, sich dem Gesetze zu unterwerfen und die gemischten Ehen nicht in der Kirche zu segnen, wohl aber die Trauung in die Matrikel einzutragen.

Aus dem französischen Wallfahrtsorte Lourdes kommen seltsame Nachrichten. Bis zum September wurden 83 wunderbare Heilungen gezählt, die im Laufe dieses Jahres vorgekommen sein sollen. Lahme gehen, Wunden schließen sich, Blinde öffnen die Augen, schreckliche Geschwüre verschwinden, ein Taubstummer spricht, Kranke, die seit Monaten nur Milch zu sich nehmen konnten, essen ohne Schaden alle möglichen Speisen, unheilbar Schwindsüchtige erklären sich für vollständig geheilt. „Im vorigen Jahr" — schreibt ein Lourdes-Pilger — „fanden 107 Heilungen statt, in diesem Jahre wird die Zahl derselben doppelt so viel betragen. Nichts kann die Erregung beschreiben, deren Zeugen wir sind, und die, Gott sei Dank, selbst mehrere derjenigen bekehrte, welche an nichts glauben wollten. Es gibt viele Heilungen, die erst in Paris glaubwürdig festgestellt werden können."

In London ist von drei amerikanischen „Evangelisten", Inskip, Macdonald und Wood, eine Mission inscenirt worden, welcher man die Bezeichnung „Heiligungs-Mission um die Welt" gegeben hat, einen Namen, der den „Evangelisten" gefällt und den sie daher für ihre Thätigkeit adoptirt haben. In Surry Chapel, dem Gotteshause der Primitiv-Methodisten, wurde die erste Versammlung eröffnet, welche zwei Wochen dauerte und jeden Abend, Sonntags sogar Morgens, Mittags und Abends großen Zu-

lauf hatte. Der Erfolg ist „über Erwarten". Mit dem Merkmal der „Bekehrung" geht angeblich das der „Herzensheiligung" Hand in Hand. Schade, daß im praktischen Christenleben die Dinge nicht so schnell fix und fertig dastehen, wie angeblich in diesen methodistischen Revivals.

Inland. Vor mehreren Wochen hat die freie Conferenz der evang. Luther., sogen. Missouri-Synode wegen des in dem Schooße der Synode selbst entstandenen Lehrstreites über die Gnadenwahl eine Reihe von Tagen in Chicago getagt. Von den Verhandlungen darüber ist bis jetzt Nichts verlautet, und konnten wir darüber Nichts in Erfahrung bringen. Gleich bei Beginn der Sitzung nämlich — in welcher beiläufig bemerkt 500—600 Pastoren gegenwärtig waren — wurde beschlossen, Nichts darüber jetzt schon zu veröffentlichen. Auch halte man es weder für weise, noch für angezeigt, alles zu veröffentlichen, da es eine Familienangelegenheit innerhalb der Synode betreffe. Erst wenn alles sonnenklar und hell geworden sei, was nach der dort ausgesprochenen Hoffnung bald sein werde, solle auch ein genauer Bericht über die Verhandlungen der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Nach dem „Apologeten" ist in New Orleans eine deutsche presbyterianische Gemeinde lutherisch geworden. Dies Ereigniß wurde am 22. August von den lutherischen Gemeinden der südlichen Metropole durch einen gemeinsamen Gottesdienst festlich begangen. In dem betreffenden Berichte heißt es wörtlich: „Wir versammeln uns zum Preise des großen Gottes, daß er die Gemeinde, welche bisher presbyterianisch war, die Wahrheit der evang. luth. Lehre hat erkennen lassen."

Die sechste Bundes-Conferenz der deutschen Baptisten tagte in der Zeit vom 13. bis 19. Oktober in der deutschen Baptistenkirche — Ecke der 14. und Wash Straße — in St. Louis. Reverend J. S. Gubelmann hielt die Eröffnungs-Predigt über Offenbarung St. Joh. 12, 11. An der Conferenz nahmen 70 Delegaten Theil, welche Prof. G. M. Schäffer zum Vorsitzer erwählten. Aus dem Schulberichte ergab sich, daß sich in der theologischen Anstalt in Rochester gegenwärtig 23 junge Männer zu ihrer Ausbildung befänden, nachdem in den letzten drei Jahren 15 aus derselben hervorgegangen seien. In Betreff der neugegründeten Akademie sprach sich die Conferenz entschieden dahin aus, daß keiner der Schüler, nachdem er den theologischen Unterricht in der deutschen Anstalt erhalten hätte, darnach nochmals mit anderen Studien, die demselben vorhergehen sollten, in der englischen Abtheilung zu beginnen nöthig habe, sondern daß die theologischen Studien den Schluß bildeten. Ferner wurde ein Comite erwählt und beauftragt, sobald als möglich ein neues Gesangbuch herauszugeben. Deßgleichen wurde die Herausgabe eines neuen Liederbuches für die Sonntagsschulen beschlossen. Auch über die theologische Anstalt zur Ausbildung angehender Prediger in Deutschland, sowie über die Collektirung von Geldern dafür hier unter den Amerikanern wurde gesprochen.

Ein Theil der Delegaten wurde, um auch dies noch zu erwähnen, vor einem schrecklichen Unglücke bewahrt. Die deutsche Baptistengemeinde hatte nämlich Anstalten getroffen, ihre Gäste in einem großen Saale – Stolle's Halle – Mittags und Abends gemeinsam zu speisen. In einem Saale nun, welcher sich unmittelbar über jenem Speisesaale befindet, ereignete sich am Abend des 14. October eine gewaltige, durch Entzündung entströmten Gases verursachte Explosion, die zwar in dem oberen Saale arge Verheerungen anrichtete und auch einen Theil der Decke des Speisesaales auf die Essenden herunterwarf, ohne daß jedoch Jemand verletzt wurde. Nachdem am Abend des 18. October baptistischem Brauche gemäß das Liebesmahl gehalten war, vertagte sich die Conferenz am darauffolgenden Nachmittage bis zum September 1883 in Cleveland.

Die General-Convention der Episcopalen begann, wie der Sendbote berichtet, ihre Sitzungen am 13. October in New York und tagte etwas über zwei Wochen. Sowohl im Hause der Bischöfe, wie in dem der Clerikalen und Laien war die Vertretung vollständig. Die Eröffnungspredigt hielt der Bischof Kig von Californien über: „Die populäre Religion unserer Zeit." Als die schlimmsten Schäden bezeichnet er den Mangel an Ernst in geistlichen Dingen, in gründlicher Buße und Selbstverleugnung.

Ueber das Missionswerk wurden viele interessante Berichte verlesen. Im Thale von Mexico, wo der Widerstand der Katholiken besonders heftig ist, erwuchs die Kirche zu 54 organisirten Gemeinden, 7000 Gliedern und Besuchern, 2 Seminarien und 10 Schulen. In Kansas sind jetzt 28 Episcopalkirchen, in Nebraska und Dakota 58 Kirchen und 2700 Glieder, in Idaho, Montana und Utah 8 Kirchen, 877 Glieder und 10 Gemeindeschulen. Jeder Missionsjurisdiktion wurden $25,000 bewilligt. In dem Berichte über die Gemeindeschulen wurden alle Angehörigen der Kirche auf's Ernstlichste ermahnt, dahin zu arbeiten, um durch das ganze Land Parochialschulen zu gründen und die Kinder ja nicht in die Schulen anderer Secten zu schicken. Von den Befürwortern der Maßnahme, alle Kirchen frei zu machen, wurde behauptet, daß überall, wo man es mit freien Sitzen versucht habe, hätte es sich erfolgreich erwiesen, und daß die Kirche dadurch dem Herzen des Volkes näher gebracht werde und die Popularität und Nützlichkeit derselben sich erweitere.